

Aus deutscher Geistesarbeit

Halbmonatschrift für wissenschaftliche
und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Reval

Nr. 1

Freitag, den 11. Januar 1929

5. Jahrgang

Friedrich Nietzsche.

Also sprach Zarathustra:

Ich gehe durch dies Volk und halte die Augen offen: sie sind kleiner geworden und werden immer kleiner: — das aber macht ihre Lehre von Glück und Tugend.

Sie sind nämlich auch in der Tugend bescheiden — denn sie wollen Behagen. Mit Behagen aber verträgt sich nur die bescheidene Tugend.

Einige von ihnen wollen, aber die meisten werden nur gewollt. Einige von ihnen sind echt, aber die meisten sind schlechte Schauspieler.

Des Mannes ist hier wenig: darum vermännlichen sich ihre Weiber. Denn nur wer Mannes genug ist, wird im Weibe das Weib — erlösen.

Und diese Heuchelei fand ich unter ihnen am schlimmsten: daß auch die, welche befehlen, die Tugenden derer heucheln, welche dienen.

O, wann komme ich wieder in meine Heimat, wo ich mich nicht mehr bücken muß — nicht mehr bücken muß vor den Kleinen!

O selige Stille um mich! O reine Gerüche um mich! O, wie aus tiefer Brust diese Stille reinen Atem holt! O, wie sie horcht, diese selige Stille!

Aber da unten — da redet alles, da wird alles überhört. Man mag seine Weisheit mit Glocken einläuten: die Krämer auf dem Markte werden sie mit Pfennigen überflingeln!

Alles bei ihnen redet, niemand weiß mehr zu verstehen. Alles fällt ins Wasser, nichts fällt mehr in tiefe Brunnen.

Alles bei ihnen redet, alles wird zerredet. Und was gestern noch zu hart war für die Zeit selber, und ihren Zahn: heute hängt es zerschabt und zernagt aus den Mäulern der Heutigen.

Alles bei ihnen redet, alles wird verraten. Und was einst Geheimnis hieß und Heimlichkeit tiefer Seelen, heute gehört es den Cassen-Trompetern und anderen Schmetterlingen.

Ach, wie übel ihnen das Wort „Tugend“ aus dem Munde läuft.

Daß eure Tugend euer Selbst sei und nicht ein Fremdes, eine Haut, eine Bemäntelung: das ist die Wahrheit aus dem Grunde eurer Seele, ihr Tugendhaften! —

Aber wohl gibt es solche, denen Tugend der Krampf unter der Peitsche heißt: und ihr habt mir zuviel auf deren Geschrei gehört!

Und andre gibt es, die heißen Tugend das Faulwerden ihrer Laster. Und andre gibt es, die kommen schwer und knarrend daher, gleich Wägen, die Steine abwärts fahren: die reden viel von Würde und Tugend, — ihren Gemmenschuh heißen sie Tugend!

Und andre gibt es, die sind gleich Alltags-Uhren, die aufgezogen wurden; sie machen ihr Tick-Tack und wollen, daß man Tick-Tack — Tugend heiße.

Wahrlich, an diesen habe ich meine Lust: wo ich solche Uhren finde, werde ich sie mit meinem Spotte aufziehen; und sie sollen mir dabei noch schnurren.

Und andre sind stolz über ihre Sandvoll Gerechtigkeit und begehen um ihrer willen Frevel an allen Dingen: also daß die Welt in ihrer Ungerechtigkeit ertränkt wird.

Und wiederum gibt es solche, die sitzen in ihrem Sumpfe und reden also heraus aus dem Schilfrohr: „Tugend — das ist still im Sumpfe sitzen.

Wir heißen niemanden und gehen dem aus dem Wege, der heißen will; und in allem haben wir die Meinung, die man uns gibt.“

Und wiederum gibt es solche, die lieben Gebärden und denken: Tugend ist eine Art Gebärde.

Ihre Knie beten immer an und ihre Hände sind Lobpreisungen der Tugend, aber ihr Herz weiß nichts davon.

Und wiederum gibt es solche, die halten es für Tugend, zu sagen: „Tugend ist notwendig“; aber sie glauben im Grunde nur daran, daß P o l i z e i notwendig ist.

Ach, meine Freunde! Daß euer Selbst in der Handlung sei, wie die Mutter im Kinde ist: das sei mir euer Wort von Tugend!

Neues will der Edle schaffen und eine neue Tugend. Altes will der Gute, und daß Altes erhalten bleibe.

Auch den Guten steht ein Edler im Wege: und selbst wenn sie ihn einen Guten nennen, so wollen sie ihn damit bei Seite bringen.

Aber nicht das ist die Gefahr des Edlen, daß er ein Guter werde, sondern ein Frecher, ein Hohnender, ein Vernichter.

Ach, ich kannte Edle, die verloren ihre höchste Hoffnung. Und nun verleumdeten sie alle hohen Hoffnungen.

Aber bei meiner Liebe und Hoffnung beschwöre ich dich: wirf den Gel-den in deiner Seele nicht weg! Halte heilig deine höchste Hoffnung.

Zum neuen Jahr.

Jrgendwo stand einmal das kluge Wort, es gäbe heute kaum einen großen Gedanken, kaum ein verständiges, nachdenkliches Buch, das nicht irgend etwas vom Geiste Nietzsches spüren ließe, das nicht seine Blicktiefe widerspiegele.

Es ist wie ein plötzliches Wetterleuchten seines Geistes in die verworrene Dämmerung der Tagesmeinungen und des Hin- und Hergeredes von heute gekommen. Selbst seine einstigen eingeschworenen Widersacher, die Güter der Kirche und Religion beugen sich vor seinem unbestechlichen Wahrheitsmut, vor der als heiligste Pflicht empfundenen Aufgabe, der Welt der Geste und der Wohlerzogenheit die Maske vom Gesicht zu reißen, an Stelle des Scheins das Sein zu setzen — *esse non videri*.

Man hat Nietzsche den subjektivsten Individualisten gescholten, man hat ihm seinen vermeintlichen moralischen Apathetismus vorgeworfen, man sah in ihm den gefährlichen Repräsentanten des „Willens zur Macht“. Wie dieser „Wille zur Macht“ zu verstehen sei, hat uns Friedr. Würzbach mit eindringlichen Worten zum Jahreschluß ans Herz gelegt — es ist Wille zum Führertum und zu allem Opfer, welches uns erst das Recht gibt, Führer zu sein! Und Führer ist uns Nietzsche in seinem Mut und Wahrheit, dem klaren und unbestechlichen Blick für Wert und Unwert, der seine Entscheidung trifft nicht nach dem Stande der Konjunktur, sondern mit der Sicherheit des Geblütes, dem Kampf gegen jede Art Maske, gegen das falsche Pathos, gegen Sathheit und Pharisäertum.

Die Form soll dem Inhalt entsprechen, die äußere Korrektheit soll Ausdruck einer unverbogenen, aufrechten Seele sein.

Wenn Nietzsches harte Prophetenstimme zeitgemäß ist, so wahrlich heute. Man rufe sich bloß die Schlagworte, die uns jedes Zeitungsblatt ins Haus trägt, ins Gedächtnis: Demokratie, Völkerbund, Versöhnungspolitik, Abrüstung, Wirtschaftskonjunktur, Selbstbestimmungsrecht und wie sie heißen mögen und betrachte ihren Sinngehalt im Spiegel der Gedankenwelt Nietzsches — soviel Worte, soviel Halbwahrheiten und Verhüllungen.

Man darf Nietzsche wohl mit volstem Recht einen der unpolitischsten Köpfe nennen, die es gegeben hat.

Dieses radikale Entweder-Oder, das „auf das Ganze gehen“, die scharfe Ablehnung jeden Kompromisses, die Forderung „sei du selbst“ — die völlige Unfähigkeit zu jeder Art Diplomatie stellt ihn außerhalb alles politischen Betriebes, der uns heute so wichtig erscheint, daß er zum Hauptbestandteil unserer täglichen geistigen Nahrung wurde. Man wird vergeblich in den politischen Tagesberichten, ja auch dort, wo politische Fragen prinzipiell erörtert werden, nach seinen Namen suchen — er gehört seinem ganzen Wesen nach nicht in diese Atmosphäre, die er selbst mit herben Worten ablehnt.

Über überall dort, wo um den Kern, die Seele unseres Volkstums gekämpft wird, um den geistigen Heimatboden, in dem unsere Kultur wurzelt, steht Nietzsche an allererster Stelle.

So erscheint er auch in sämtlichen vier nummehr abgeschlossenen Jahrgängen unseres unpolitischen Blattes als Führer und Prophet und unter seinem Zeichen müssen wir auf die Gefahr hinweisen, die uns durch den Einbruch politischen Denkens und politischer Methoden in den Bereich unseres Kampfes um unsere geistige und kulturelle Eigenart innerhalb unserer Volksgemeinschaft droht. Ist es nicht ein typisches Zeichen der Zeit, daß man sogar meint, dem Bildungsgang unserer Jugend fehle ein Wesentliches, wenn sie nicht rechtzeitig mit den Grundlagen politischen Denkens, politischer Taktik vertraut gemacht werde?

Liegt nicht in dieser Einstellung ein gefährlicher Irrtum, ein Gedankengang, der Inhalt und Form, der Innen und Außen verwechselt, gefährlich, weil er uns daran gewöhnt, das eigene wie das fremde Tun nur nach dem äußeren Schein und Erfolg zu beurteilen, nicht aber danach, ob es echt, d. h. Ausdruck von Gesinnung und Geblüt ist. Und noch ein Weiteres kommt hinzu, welches die Wirkung des Politischen auf unser Gemeinschaftsleben so verhängnisvoll werden läßt — das ist die in der Politik übliche gedeckte Kampfesart, das „Hinten-Serum“ an Stelle des offenen Widerstreites von Überzeugung und Meinung.

Es ist meist das Schicksal und Verhängnis entrechteter Völker oder Gemeinschaftsgruppen, gewesen, daß sie Konjunktur- und Kompromißpolitik trieben, d. h. unwürdevollen Handel ohne Würde — bis schließlich die Not des Daseins, die Entrechtung den Stolz des Daniederliegenden aufseitschte und nun das Wesenhafte, wenn auch mit der Märtyrerkrone auf dem Haupte in die Erscheinung trat.

So hat jeder Freiheitskampf um eigenes Recht und eigene Ehre und Würde ausgesehen. Wer dürfte ihm das Prädikat „würdig“ und „würdevoll“ verjagen?

Wohl kämpfen wir hier um das Recht auf unser Eigendaheim, auf unser geistiges Kulturgut und das Recht auf den Heimatboden, aber dieses Recht liegt tief begründet in der Wertstufenreihe, in die wir unsere Pflichten uns selbst und der Heimat gegenüber einordnen.

Und da steht nicht an letzter Stelle der Werte das Bekenntnis zum Geblüt — nicht in dem Sinne eines angeborenen Vorrechts — sondern im Sinne eines ererbten und erworbenen Willens zur Verantwortung für sich selbst wie für die Gemeinschaft. Hier geht es im Kampf der Meinungen um das Ernsteste und Wichtigste, um den Kern unserer baltischen Gesinnung und dieser Kampf sollte nicht mit der politischen Waffe, sondern mit offenem Visier ausgefochten werden — wie wir ihn bereits als Kampf um den Bestand der humanistischen Schule, um den Widerstreit von Interessengemeinschaft und Gesinnungsgemeinschaft, um wahre und falsche Autorität erlebt haben.

Zu solchem Kampf mit offenem Visier gehört ein Niejsche mit seinem Mahnwort, das uns die „Nachflänge vom Dürerjahr 1928“, das uns heute seine Neujahrspredigt von der Tugend und den Tugendhaften bringt: „Halte heilig deine höchste Hoffnung!“

Rückblick.

Unsere Zeitschrift „Aus deutscher Geistesarbeit“ beginnt mit dieser Nummer ihren 5. Jahrgang. In unserer hastenden Zeit bedeutet ein Lustrum von vier Jahren mehr als zur Zeit unserer Väter, ein Mehr an Erfahrung und Erlebnis und hoffentlich an Selbstkritik.

Hat das Blatt im vergangenen Lustrum sein Daseinsrecht erwiesen, hat es den Kontakt mit seinen Lesern fester und inniger gestaltet, hat es seine Aufgabe erfüllt, eine Aufgabe, die wir am 12. Dezember 1924 mit folgenden Worten zu charakterisieren versuchten?

„Wenn wir in lebendigem Austausch mit unserem geistigen Mutterboden bleiben wollen — und ohne diesen Austausch und seine verjüngende Kraft können wir unser deutsches Kulturerbe hier nicht lebendig erhalten — müssen wir ständig und fortwährend über das geistige Leben in Deutschland unterrichtet sein.

Diese Aufgabe stellt sich das Wochenblatt. Deutsche Geistesarbeit soll und wird die Quelle unserer Kulturkraft bleiben, wie sie es immer gewesen ist und an uns und unserer Hochschuljugend wird es liegen, ob wir gemeinsam die Kraft und Arbeitsfreude aufbringen werden, dieses Wissens- und Kulturgut für unsere besonderen Aufgaben umzuschmelzen, um es zum Segen für unsere Heimat und unsere deutschbaltische Kultur werden zu lassen.“

Und weiter wurde der Standpunkt, die Zielrichtung des Unternehmens mit dem kurzen Schlagwort „Wendung zur Lebensfrage“, die „das eigentliche Problem unserer Zeit“ sei, fest umrissen.

„Noch nie — vielleicht zuletzt vor 100 Jahren in Weimar — ist das Wort „organisch“ so oft genannt worden, wie heute. Wir sprechen vom „organischen“ Aufbau des Unterrichts in der Schule, vom „organischen“ Zusammenhang der Hochschularbeit mit dem Leben, von „organischer“ Gesellschaftslehre, von „organischer“ Geschichtsauffassung, von einer neuen Art „organischer“ Psychologie und Philosophie“ so hieß es damals und das Programm unseres Blattes wurde von Männern, die mitten im geistigen Leben Deutschlands standen — wie von Eucken, Driesch, Dacqué, G. Dehio, Er. Marcks, Spranger u. a. warm begrüßt. Der Kreis dieser Männer hat sich im Lauf der vier Jahre ganz wesentlich erweitert durch die zahlreichen Berührungspunkte und die Interessengemeinschaft, die durch den Besuch deutscher Gelehrten zu den Vortragskursen sich immer enger und lebendiger gestaltete.

Ich nenne bloß Namen, wie Dibelius, Freyer, Litt, Strich, Wendrich, v. Ixerfüll, Hanshofer, Würzbach, Galler, Bruhns u. v. a.

Es scheint so im Schicksal unserer unpolitischen, rein kulturellen baltischen Aufgaben beschlossen zu liegen, daß der Außerhalbstehende klarer und deutlicher die Richtlinien dieser Aufgaben erfaßt, als der Einheimische und daß der, welcher nach bestem Gewissen glaubt, die Aufgabe hier im

Landes in gleichem Sinne anfassen zu müssen, sich vor seiner engeren Gemeinschaft rechtfertigen, ja fast — entschuldigen muß.

Denn so erfreulich auch die Zustimmung des weiteren Kreises der Leser ist, aus dem näheren und nächsten dringen solche Stimmen nur sehr vereinzelt an das Ohr der Schriftleitung, hingegen in reicher Fülle Ablehnung und Kritik oder ein Echo bleibt völlig aus, es herrscht stillschweigende Gleichgültigkeit. Ist es nicht ein betrübendes Zeichen für diesen indifferenten Standpunkt, daß die Zahl der einheimischen Mitarbeiter an unserem Blatte sich auf einige wenige Freunde beschränkt und auch in unseren akademischen Kreisen kaum das Bedürfnis vorzuliegen scheint, sich über die Probleme der Zeit im engeren Heimatkreise auszusprechen. Und doch brauchen wir eine solche Aussprache, wenn wir nicht völlig im Getriebe der praktischen Tagesfragen ertrinken wollen, nicht nur für uns selbst, nein, wir dürfen auch, sofern wir noch auf dem Boden unserer alt-baltischen Hochkultur stehen, den Anspruch erheben, an der Lösung dieser Fragen für das ganze Deutschland mitzuarbeiten.

Sollen wir auf dieses „Recht der Mitregierung“ verzichten?

Wir tun es unweigerlich, wenn wir aus Bequemlichkeit und Gleichgültigkeit dem ganzen schwerwiegenden Fragenkomplex der heutigen „geistigen Krise“ aus dem Wege gehen.

Sollte es uns doch nicht ein wenig nachdenklich stimmen, wenn bedeutende Köpfe in Deutschland gerade in dieser Seite des Baltentums, in ihrer traditionellen das Leben bejahenden, gefinnungsmäßigen geistigen Haltung die wesentlichste Gewähr dafür erblicken, daß wir noch nicht zum Absterben verurteilt sind, daß hier noch die Möglichkeit und Berechtigung unserer Zukunft liegt?

Wenn Prof. Ed. Spranger in seinem Geleitwort zum 1. Heft „Baltisches Geistesleben“ von uns Balten sagt, „ihre eigenartige Stellung innerhalb Europas, die sie zugleich zur Führung, wie zur Verteidigung nötigte, sie im Boden heimatisch wurzeln und doch aus der eigentlichen Heimat verstreut sein ließ, gab ihnen die Kraft, in vielem unabhängiger zu sehen, ursprünglicher zu empfinden, gesammelter zu denken“, so sollten wir uns alle der Verpflichtung bewußt werden, die uns durch solche Worte hoher Anerkennung unserer Tradition auferlegt werden. Und wenn unser hochangesehener Landsmann Geheimr. Prof. G. Dehio auf die Ankündigung unserer Zeitschrift und ihres Programmes schreibt „ich sehe aus diesen und jenen Zeichen mit besonderer Freude: das Deutschland in unserer Heimat ist noch nicht tot; der Baum ist niedergestreckt, aber er hat Samenkörner in der Erde zurückgelassen. Der Gang der Geschichte sieht manchmal unbegreiflich dumm aus — aus der Nähe gesehen. Vergessen wir nicht, daß es auch eine Fernsicht gibt“, — so sollten wir unseren Blickpunkt nicht nur auf den engsten Heimathorizont, sondern höher und weiter einstellen.

Wiederholt ist von seiten der deutschen Dozenten, die uns zu den Vortragskursen besuchten, betont worden — so von den Prof. Dibelius, v. Srbik, Ritt, Hauthofer u. a. — sie kämen „im Glauben zu uns, die Gebenden zu sein und gingen in der Überzeugung, die Beschenkten zu sein“! Sind

solche Worte nicht dahin zu verstehen, daß der von dem Druck des Zivilisationsgetriebes und dem Kampf der Parteien und Meinungen im Reich belastete Weltstadtmensch, hier gewissermaßen ein einheitlicheres Lebensnahes, mehr naturgebundenes Deutschtum findet, indem er sich selbst wiedererkennt, eine Gesinnungslinie, die ihm dort aus aller Wirnis nur selten aufleuchtet? Und liegt diese Linie nicht auch in unserem Blatt klar und deutlich zutage, klarer und deutlicher, als in dem „übersteigerten Drang nach weltlichen Ideen“ (Demokratisierung und Amerikanisierung, Interessengemeinschaft usw.), der uns heute nicht mehr ganz fernliegt? Oder die einleitenden Worte Friedr. Würzbach's zu seinem hochbedeutenden Aufsatz „Der Günstling der Natur und der große Kopf“ (Nr. 24 des vorigen Jahrgangs), in denen er darauf hinweist, daß die Aussprache mit Dorpater Professoren und Studenten ihn zu dieser Fassung des geistesgeschichtlichen Problems veranlaßt habe, sollten sie nicht den beständig wiederholten Vorwurf entkräften, das Niveau unseres Blattes, das Niveau der Vortragskurze sei zu hoch, es stände über und außerhalb der nächstliegenden Interessen des Tages? Allerdings, direkt mit diesen haben sie nichts zu tun, aber wollen wir uns über das Wertstufenreich, über das orientieren, was in erster und was in zweiter und dritter Reihe unsere Sorge zu sein hat — der lasse sich bloß ein paar Sätze aus der Arbeit Würzbach's nicht nur durch den Kopf gehen, sondern tief in seinem Innern Wurzel schlagen — so „der Mensch auf dem Wege, der größte und schlimmste Parasit der Natur zu werden“ um „das grüne Weideglück für alle, ewige Gleichheit“ zu verwirklichen und „Wirtschaftlichkeit als tiefsten Sinn des Lebens“ oder jenes vom „Problem der Rangordnung“, dem die „ursprüngliche, natürliche Idee aller Aristokratie zugrunde“ liege!

Zieht man das Fazit aus dem oben Gesagten, so dürfte doch wohl der Vorwurf, daß wir in allzu subjektiver Weise Sinn und Bedeutung der Aufgabe, die wir uns mit unserem Blatte stellten — überschätzen, hinfällig sein. Damit soll keineswegs behauptet werden, daß unser Blatt nun auch diese Aufgabe restlos und fehlerlos erfüllt habe, aber um Mißgriffe, um Fehler zu vermeiden, bedarf es eines des Hauptzieles bewußten Mitarbeiterkreises, der der Gefahr der Einseitigkeit vorbeugen könnte, nicht aber solcher kritischer Stimmen, die unserer ganzen Denkrichtung und ihrer Wertbetonung ablehnend und fremd gegenüberstehen.

Fremd und ablehnend? Ja, so steht es mit vielen unter uns. Aber ist das nicht im Grunde ein keineswegs notwendiger, freiwilliger Verzicht, eine Art Selbstkasteiung? Kann dieses Leben in harter, oft unfreiwilliger und keineswegs dem eigentlichen Interessenkreise entsprechender Arbeitsfrohn überhaupt ertragen werden ohne jene Feststunden der Seele, die uns den Blick weiten und vertiefen, die uns neue geistige Horizonte eröffnen, an denen wir als die Empfangenden Teil haben können?

Wir meinen damit die ganze Summe von Anregung und Bereicherung, die uns die Hochschulvorträge, die Wanderbücherei und im engsten Zusammenhang mit ihnen unser Blatt zu geben vermögen.

Und wenn auch kein Zweifel darüber besteht, daß der beste Teil unserer deutschen Gesellschaft sich der Bedeutung und des Wertes dieser

Veranstaltungen und Einrichtungen gefühlsmäßig voll bewußt ist, so glauben wir doch darauf hinweisen zu dürfen, daß es auch in diesem Teil der Gesellschaft vielfach an aktiver Mitarbeit und bewußter Verantwortlichkeit für unsere gemeinsame Sache fehlt.

Wenn wir aus Gleichgültigkeit und Bequemlichkeit auch nur auf einen Teil dieser Anregungen und Bildungsmöglichkeiten verzichten, so laufen wir Gefahr, sehr bald das Ganze zu verlieren und das sollten sich diejenigen unter uns, die sich über die Bedeutung einer geistigen Führerschaft für unser zusammengeschmolzenes Deutschtum klar sind, gesagt sein lassen, daß jedes Versagen, jedes bei-Seite-Stecken und bloßes Gewährenlassen diesem Aufgabenkreise gegenüber, zur notwendigen Konsequenz dieselbe Gleichgültigkeit in unserer Jugend züchtet und großzieht, für deren Zukunft in der Heimat wir doch die Verantwortung tragen.

Wenn gelegentlich eines Vortrags über unsere Bildungsaufgabe vor Dorpater Studenten in der Diskussion die Frage aufgeworfen werden konnte, wie sich denn beweisen ließe, daß ein großer Gedanke mehr wert sei, als ein gut gearbeitetes Paar Stiefel, so spricht der Umstand, daß eine solche Frage überhaupt möglich war dafür, daß Bildungswerte und Nutzwerte immer noch mit dem gleichen Wertmaßstab gemessen werden und daß von diesem Nützlichkeitsstandpunkt aus allerdings der Bildungswert zu kurz kommt.

Der Bildungstrieb kann nur dort zum bewußten Bildungswillen und zur Tat werden, wo man sich der Lücken und toten Stellen im eigenen Seelen- und Geistesbereich bewußt ist, wenn aber dieses Bewußtsein unserer Jugend fehlt, wofür leider auch symptomatische Bekenntnisse vorliegen, so stehen wir mit dem einseitigen Betonen der Nützlichkeitsfrage direkt vor dem Verlust unseres eigentlichen Wesens.

Solange aber noch über diese grundlegenden Begriffe in unserer älteren Generation Unklarheit und Verwirrung herrscht, solange können wir auch von unserer Jugend nichts anderes erwarten.

Aber solchen betäubenden Erfahrungen stehen andere, noch vereinzelter gegenüber, die uns trotz allem an die Notwendigkeit unseres bisher eingeschlagenen Weges glauben lassen.

So wird uns von studentischer Seite aus Dorpat hinsichtlich der Bedeutung der Hochschulkurse für unsere Dorpater Studenten geschrieben, daß es ihnen in erster Linie zu verdanken sei „wenn wir augenblicklich unter unseren Studenten, im tieferen Sinne des „Suchenden“, den Suchenden nach geistigen Werten und geistigem Werden im Gegensatz zum Streben nach oberflächlichem Vergnügen und eiliger Fachausbildung aufzuweisen haben — und ich glaube das behaupten zu können.“ ...

„Und weiter: das Bewußtsein, daß hier allein im Werte der geistigen Persönlichkeit, ihrem Ausbau und ihrer Durchbildung, das erforderliche Übergewicht liegt, das uns eine Zukunft gewährleistet — auch dieses Bewußtsein gewinnt in immer weiteren Kreisen unserer Studenten feste Form. Noch sind wir weit davon entfernt, daß jeder einzelne diese Schicksalsfrage, in der meiner Überzeugung nach das „aut vincendum aut moriendum“ der Warten liegen dürfte, klar erfaßt, aber daß sie über-

haupt ins Rollen gekommen ist, verdanken wir vorwiegend“ den Hochschulkurjen.

Diesen Worten, welche den Sinn der Vortragskurje und ihrer erzieherischen Aufgabe zutiefst erfaßt haben, braucht nichts hinzugefügt zu werden, sie sind ein Beweis dafür, daß diese Arbeit nicht fruchtlos gewesen ist. Daß aber ein solches Eindringen und Erfassen unserer Hauptaufgaben nur langsam, sehr langsam sich den Weg zu den breiteren Schichten bahnt, wer wollte daraus den Schluß ziehen, daß es vergeblich sei die Saat auszustreuen? Wäre es nicht Annäherung, wenn Fels und Dornengestrüpp den Wert der Saat leugneten, weil sie unter solchen Umständen versagt hätte? Ist nicht nur der gute Boden dazu berechtigt, über die Güte der Saat ein Urteil zu fällen?

Um unseren Lesern nun zum Schluß noch von dem Reichtum der bisher im Laufe von vier Jahren in den Vortragskurjen über uns ausgestreuten Saat ein Bild zu geben, mögen hier kurz die Namen der Vortragenden genannt sein, denen wir zugleich auch unseren Dank von ganzem Herzen sagen wollen.

Theologie. Niebergall, Bornhäuser, Titus.

Philosophie und Pädagogik. Spranger, Litt, Freyer,
Müller-Freienfels, Grünmacher, Würzbach, Stapel, S. Frank.

Kulturmorphologie. Spengler, Frobenius.

Philologie. W. Jaeger, W. Otto.

Deutschkunde. Brede, Borchling.

Geschichte. v. Srbik, Haller, Rothfels, Dibelius.

Literaturgeschichte. Strich, Obenauer, Wandrey.

Kunstgeschichte. Bruhns, Strzygowski, Hamann.

Indische Kultur. v. Glasenapp.

Nationalökonomie. Friedr. Lenz.

Geopolitik. Haushofer, Vogel.

Geophysik. Wegener.

Biologie. v. Uexküll.

Geologie. Andrée.

Paläontologie. Abel.

Landwirtschaft. Hoffmann.

Ferner standen bloß in mittelbarem Zusammenhang mit diesen Veranstaltungen die Vorträge während der „wissenschaftlichen Woche“ im Juni 1927 der Herren Prof. Schreiber, Schücking, Kalveram, Schulte, Wiedenfeld, v. Zumbusch, Nocht, Raegel, Rohlfrausch, Bruhns, v. Ficker.

Für jeden Wissenden bedeutet diese schlichte Liste ein geistiges Programm, ohne daß weiter die behandelten Themen genannt zu werden brauchen.

Es wäre eine lockende Aufgabe gewissermaßen das innere geistige Band, die Struktur des Gesamtbaues aus der geistigen Physiognomie der Vortragenden nachzuschaffen, das Zueinandergreifen der Einzelthemen zu einer polyphonen Symphonie von höchster Bedeutung zu zeigen. Daß es

auch heute noch gelingt aus dem Chaos des Stimmengewirrs mit sichtender Hand die führenden Stimmen auszuwählen, die doch noch ein zukunfts-frohes harmonisches Gebilde ergeben, dafür können unser Vortragskurse ein Zeugnis ablegen.

Wenn diese Apologie der uns bisher gebotenen Bildungsmöglichkeiten und Bildungsaufgaben sicherlich von größerer Bedeutung sein würde, wenn sie aus fremder Feder, aus der der Empfangenden geflossen wäre — so rechnet sich der Schreiber dieser Zeilen in allererster Linie mit zu den Beschenkten, hat also wohl vielleicht ein Recht dazu im Namen aller derer das Wort zu dieser Frage zu ergreifen, die mit ihm diese Veranstaltungen für eine der wichtigsten Lebensfragen, unseres baltischen Deutschtums halten.

R. v. E.

Nachdenkliches

aus dem

I. Jahrgang „Aus deutscher Geistesarbeit“ (1925).

„Goethe ist der Begründer dessen, was man heute zusammenfassend unter „Lebensphilosophie“ versteht. Denn zum ersten Male mit Goethe fühlt sich der Mensch dazu getrieben, alles als Leben aufzufassen, sich und die Welt als etwas Zusammengehörig-Lebendiges zu verstehen und alle Probleme des Denkens als Probleme des Lebens zu erleben. Und Goethes ganze Ideenbildung gilt zuletzt einer Beantwortung der Frage: worin besteht das Wesen des Lebens? Was haben wir unter Leben zu verstehen? . . . Die Gesetzmäßigkeit, die Goethe als das wahre Gesetz des Lebens betrachtet, ist die Idee einer bestimmten Richtung, in der sich aller Wandel der Form vollzieht — einer Aufwärtsrichtung der Metamorphose, die darin zum Ausdruck kommt, daß, wie Goethe mehrmals gesagt hat, „alles Vollkommene seiner Art über seine Art hinausgehen, etwas Anderes und Unvergleichliches werden“ müsse. Der Sinn des Formwandels ist die Steigerung seines Werts. Das letzte Gesetz des Lebens ist seine Idealität . . .“

H. A. Korff. Die Lebensidee Goethes.)

*

„Am die Jahrhundertwende erwachte wieder die Philosophie. Sie begann mit dem Wiedererkennen von Goethes Geist. Man suchte wieder und suchte ahnend; man wußte nicht mehr alles, und die eben marktischreierisch gelösten Welträtsel fingen wieder an, ungelöste Probleme zu werden. Es regte sich wieder das Geheimnis im Dasein, der Glaube.

Dann kam das ungeheure Leiden und Sterben. Und nun ist trotz allem äußeren Schein des Gegenteils, Seele und Geist wieder frei und ist jehnsüchtig nach — Religion . . . Es sollte gelingen, die äußere Empirie

der Wissenschaft mit der Innenschau des Sehens zu vereinigen zu einem vertieften symbolhaften Weltbild . . .

In diesem zur reiferen höheren Frucht ansetzenden Erkenntniszustand befindet sich nach meinem Gefühl jetzt unsere faustisch-deutsche Naturforschung, gleichgültig, wie viele von ihren Trägern das wissen oder zugeben. Sie leitet über zur Religion.“

(Ed. Dacquè. Umwelt, Sage und Menschheit.)

*

„Wir Deutschen aber sind trotz aller Erschütterungen und Leiden noch immer die geistige Mitte und das tragische Herz dieses Ernteils: in unserem Schicksal und Leben treffen all diese großen Aufgaben, Gefahren und Fragen, wie in einem verhängnisvollen Brennpunkt, zusammen. Wehe uns, wenn wir versagen.

Wehe, wenn vor allem die jetzt heraufkommende Jugend, die neue Generation, die Riesenlast nicht bewältigt oder doch zu bewältigen anfängt. . . . Und bei alledem opfernd immer sich selbst, aber niemals das Ziel zu vergessen: das Ganze, das Ganze!

Eben dieses heißt „C h a r a k t e r h a b e n“ und damit deutsch sein, wie es F i c h t e wollte; eben dieses: G a l t u n g h a b e n, wie N i e t s c h e wünschte; eben dieses: S e l b s t g e s t a l t u n g, wie sie G o e t h e lebte.“

(Mart. Raubisch. An die deutsche Jugend.)

*

„Die Menschen wollen sich ihre Transzendenz nicht nehmen lassen: ein „organisches“ Leben bleibt ihnen bloßer „Rationalismus“ und ein allzufriedliches Harmoniesystem. Für mich liegt im Wesen des Organischen nichts, was den Kampf oder gar die Sehnsucht nach dem Unendlichen ausschlösse. Schon der Gedanke des Stufenreichs und der Höherbildung weist ins Unendliche, aber nicht in ein bloß negatives Jenseits, sondern in eine höchste Lebenskonzentration, deren Ahnung immer in uns lebt und deren Gleichnis wir selber sind. Oder sollte Goethe aus der Rolle gefallen sein, als er den Schluß des Faust dichtete? . . . Ich glaube nicht an starre platonische Typen, sondern an lebendige Entelechies im Sinne des Aristoteles.“

(Ed. Spranger. Zur Kritik der „Organischen Kultur“ von W. Grüner.)

*

„Es gibt burghafte Menschen und Menschen der Hingabe. Das Weltgeschehen nützt sie alle sorgfältig aus und darum ist Gehorsam gegen die eigene Bestimmung eine große Pflicht. Ein Lebenskeim ist in seiner Bestimmtheit und Einzigartigkeit sehr köstlich. Aber auch die Überwindung der Einzigartigkeit, ihr Einschmelzen in die Sonnenhaftigkeit des Allgemeinen ist ein großes Schauspiel. Beide, die Hingabe wie die Selbstbehauptung, sind in der Mechanik der Welt so gleich geordnet wie im Atemsprozeß das Ein- und Ausatmen . . .

Es ist zwischen diesen beiden Kräften ein Widerspruch. Aber es ist der schaffende Widerspruch, der den innersten Kern der Welt ausmacht."

(W. Michel. Hingabe und Selbstbehauptung.)

*

"Weiß Gott also, daß die Macht an sich selbst weder etwas Verehrungswürdiges, noch etwas Beweiskräftiges ist. Alle Leute eines Landes auf dasselbe Wort schwören und demjenigen, der sich weigert, den Kopf abschlagen zu lassen, ist primitiv und dumm dazu, so wirkungsvoll es im Moment sein mag. Macht ist ein Mechanismus: jeder Mechanismus kann in die Hand eines entschlossenen Dummkopfes geraten oder selbständig klappern ohne Inhalt und Sinn. Vergleichen geht einige Jahre, macht einigen Flurschaden, ist aber positiv von keiner Bedeutung. Und selbst wenn die Macht etwas Besseres ist, ein Können aus Begabung, eine Sehnsucht aus besserem Geblüt, ein Rausch aus überströmender Kraft: erst der Gott, der in dem Mensch erlebt wird, macht ihn edel oder gemein. Nur wenn in einem schöpferischen Kopf oder in einigen so oder so, eine Gestalt der Welt vorweggenommen und dieses Bild mit Mitteln des politischen Willens zur Wirklichkeit gebracht wird, nur dann wird der goldene Faden der Geschichte weitergesponnen.

(G. Freyer. „Prometheus“.)

*

"Aber auch die Tragödie der deutschen Geschichte, diese ergreifende Mischung von weltbeherrschender Höhe und jähestem Absturz, von allumspannender kosmischer Zielkraft und tiefster Verblendung, bezeugt es, in wie hohem Maße gerade uns Deutschen vor allem durch Leiden und Opfer zu reifen bestimmt ist und wie klar jenes Zarathustrawort Nietzsches nicht nur das eigene, sondern auch das Gesamtgeschick Deutschlands durchschaute: daß nur aus der tiefsten Tiefe das Höchste zu seiner Höhe kommen kann."

(M. Raubisch. Das europäische Reich der Mitte.)

*

Dieser Blick in unsere schwerste Not... war für Nietzsche das fruchtbarste Erlebnis, der drängendste Stachel für seine Umwertung aller Werte, der schmerzhafteste Sporn für seine Frage: was tun? Wie edel bleiben, wo kein Maß mehr, wie gläubig, wo kein Gebot, wie stark, wo kein Halt mehr? Er sah die Ratgeber von heute schon kommen, die sich unter die stürzenden Balken ducken und mit klugem Augenblinzeln sagen: werdet klein unter Kleinen, schmierig unter Schmierigen, schwächlich unter Schwächlingen...!

(R. Hildebrandt. E. Gundolf. „Nietzsche als Richter unserer Zeit“.)

*

"Die selben Bedingungen, welche die Entwicklung des S e r d e n tieres vorwärts treiben, treiben auch die Entwicklung des T ü h r e r tieres."

(Friedr. Nietzsche.)

„Die Menschen werden durch Gesinnungen vereinigt, durch Meinungen getrennt.“ Erfassen wir nicht die Wahrheit dieses Goethewortes immer wieder? Zunächst seinem positiven Teile nach. Denn was anderes hält uns Balten zusammen und macht uns dadurch „dauerhaft“ als „die Gesinnung, die beständige“? . . . Sie baut die geistige Konstitution unseres Wesens auf. Sie ist der feste, in sich ruhender Punkt, zugleich aber der leimkräftige: eine wirkende, produktive Lebenskraft, die nicht nur aushardt durch alle die wechselnden Jahreszeiten der „Verhältnisse“, sondern Neues schafft und in den Grenzen ihres Machtbereichs, selbst die Verhältnisse gestaltet. Nur durch sie sind wir, was wir sind und bleiben wir, was wir waren.

(B. v. Schrenck. „Gemeinschaftsbauende Kräfte“.)

*

„Nur in der Berührung mit den großen Mächten des unermesslich erweiterten Welthorizonts, mit Staat und Wirtschaft, Wissenschaft und Technik, kann sich das kräftige Ethos und die durchgeformte Weltanschauung entfalten, aus der jede echte Volksführung und Volksbildung ihre Ziele gewinnt. . . .

Die Zeit für eine solche Erziehungsbewegung ist reif. Wir fühlen die Quellen allenthalben von selbst hervorbrechen. Unsere Absicht ist, sie zu sammeln und in ein gemeinsames Bett zu leiten, damit es wieder werde wie in den Tagen von Goethe und Humboldt, Fichte und Schleiermacher, daß Erziehung und Bildung eine allgemeine Angelegenheit der geistig Führenden bedeute und nur das Beste von einem hohen Geist Bejeelte in das gemeinsame Leben des Volkes und seine Jugend einströme.“

(Ed. Spranger „Aufruf“ zur neuen Zeitschrift „Die Erziehung“.)

Wider das Geschlecht der Melanchthoniden.

Unter diesem überraschenden Titel bringt W. Stapel eine ganz vortreffliche, scharfe Kritik (Deutsch. Volkstum, Dez. 1928) der Kirchenkonferenzen zu Stockholm und Lausanne, die wir auszugsweise im folgenden wiedergeben.

Es ist bekannt, wie die große Kirchendisputation zwischen Luther und Zwingli in Marburg endete. „In allem mochten sich die Disputanten vergleichen, Luther achtete es nicht, nur die vier Worte „das ist mein Leib“ mußten unangetastet bleiben. Luther ließ den politischen Sieg des Protestantismus, ließ die Zukunft seines Volkes scheitern an dem Mysterium des „Fleisches Gottes“, das sich in dem einen Wörtchen „Ist“ birgt.“

„Melanchthon war in großer Sorge und Bangnis. Er stand unter der Gewalt Luthers, aber er war klug genug, die politischen Vorteile und

Nachteile zu begreifen... Wäre nicht die göttliche Blindheit Luthers gewesen und seine ungeheure metaphysische Wucht, der kluge und freundliche Melanchthon hätte sich mit Zwingli auf eine treffliche Formel einigen können. Und uns Deutschen wäre unendliches Leid erspart worden.

Alles, was liberal ist, stellt mit Bedauern Luthers „Mangel an politischem Sinn“ fest. Uns aber ist es ein Stolz, daß der Mann unseres Schicksals alle irdische Sicherheit, allen irdischen Sieg und alles irdische Glück seines Volkes Gott zum Opfer brachte. Er traute nicht auf Politik, sondern auf Gott. Er glaubte nicht an irdische Organisation, sondern an das himmlische Mysterium. Das ist nicht Mangel, sondern Größe.“

„Luther glaubte aus dem Herzen, Melanchthon aus dem Verstande.“

„Nachdem durch den Weltkrieg das Britische Imperium den Gipfel seiner Macht erreicht hatte... ging ein Ruf zur Einigung aller Kirchen durch die Welt... Allerlei Christen, die an der Spitze der Zivilisation marschieren, haben in den letzten Jahren die Wahrnehmung gemacht, daß sie sich nach Einheit sehnen. Einheit ist etwas Gutes und Liebenswertes, etwas geradezu Pazifistisches. Also wird Gott wohl selbst die Sehnsucht nach Einheit erweckt haben.“

„Ist Einheit ein so hohes Gut?

Mehr als Einheit gilt die Wahrheit. Gott ist die Wahrheit.“ Aber „Gott will die Einheit. Unsere Anwesenheit auf dieser Konferenz legt Zeugnis dafür ab, daß wir begehren, unseren Willen unter seinen Willen zu beugen“, so heißt es im Bericht der Weltkonferenz zu Lausanne.

„Woher weiß man, daß „Gott die Einheit will“?... Die Einheit ist eine menschliche Ordnung der Dinge, weiter nichts. Die Einheit hat unter Umständen praktische Vorteile. Aber Gott will nicht Vorteile, sondern Wahrheit. „Ein Hirte und eine Herde“: das ist Christus mit seinen Auserwählten. Aber das ist nicht eine Vereinigung von allerlei Kirchen, mit Söderblom oder Garvie oder sonst einem ansehnlichen Präsidenten obenauf.“

„Wenn es Gott so sehr um die Einheit zu tun wäre, warum ließ er zu, daß Luther sich von Rom, von Zwingli trennte? Stockholm und Lausanne sind ein Tadel für Luther und die Reformatoren.“

Um nun die „böllige organische Union“ der Kirchen zu erreichen, will man „im Bemühen nicht erlahmen, die in Gottes Gedanken vorhandene Wahrheit zu finden, auf welche die Einheit der Kirche sich gründen muß“ (Zitat aus den Mitteilungen der Konferenz).

„Aus dem Hin und Her menschlicher Gedanken über Gott geht niemals die Wahrheit hervor. In Lausanne weiß man überhaupt nicht, was christliche Wahrheit ist. Man hält sie für einen Haufen von Gedanken, über die man sich Punkt für Punkt einigen kann. Notfalls mit Überstimmung der Schwächeren. Wer sich darauf einläßt, die Wahrheit für ein Quantitatives und für eine Sache der „überwiegenden Majorität“ zu halten, der muß immer ärger in Irrtum versinken.“

„Man beachte die Technik dieser Kongresse: es ist die Technik des westlichen Parlamentarismus. Die Mehrheitsbeschlüsse gehen von

Sektion zu Sektion, zum Plenum, wo man sich „mit Dank gegen Gott der erreichten Verständigung freut“ (Zit. aus dem Bericht). Und Stapel fügt hinzu „ein Gentleman ist nicht kleinlich“.

Das Ziel ist „Partei-Wildung der Kirchen“, „der christliche Religions-trust“.

„All das bedeutet, soziologisch gesehen, nichts anderes als das Eindringen des Parlamentarismus und der Rationalisierung in das religiöse Leben*). Für die angelsächsische Geistesart ist diese Lebensform selbstverständlich, kann doch ein Engländer und Amerikaner ganz naiv behaupten, die „Demokratie sei von allen Staatsformen diejenige, die dem Willen Christi am nächsten komme.“

„Eine Kirche, die heimlich nicht mehr an ihre Wahrheit glaubt, erlahmt in der Mission. Sie neigt immer mehr dazu, die innere Schwäche durch Zusammenschluß mit anderen Kirchen auszugleichen. Sie wird bereit zur Einigung... Das ist Synkretismus.“

„Eine starke, von der Wahrheit erfüllte Kirche treibt Mission, eine schwach werdende, absterbende Kirche treibt Synkretismus. Stockholm und Lausanne sind synkretistische Veranstaltungen.“

„Die Melanchthoniden eilten nach Stockholm, nach Lausanne, sie werden überall hin eilen, wo Synkretismus gemacht wird. Ein wenig Angst im Herzen vor Luther, aber getrieben von Sehnsucht nach der Kraft, die ihnen fehlt.“

Luther sagt: „Gottis wort vnd gnade ist ein farendes platz regen /der nicht wider kompt/ wo er eyn mal gewesen ist. Er ist bey den Juden gewesen /aber hyn ist hyn/ sie haben nu nichts. Paulus bracht hyn hyn kriechen land. Hyn ist auch hyn/ nu haben sie den Türken. Rom und latinisch land hat hyn auch gehabt /hyn ist hyn/ sie haben nu den Papst. Vnd h hr deutschen durfft nicht denken/ das vhr hyn ewig haben werdet/ denn der vndand vnd verachtung wird hyn nicht lassen bleyben. Drumb grehff zu vnd halt zu/ wer grehffen vnd hallten kan/ faule hende müssen eyn bößes jar haben.“

„Die Melanchthoniden greifen nicht zu.“ „... Drum müssen sie ein bößes Jahr haben.“

Der Kampfbund für deutsche Kultur (Geschäftsstelle: München, Schellingstraße 39/I) schreibt in Heft 1. seiner Mitteilungen:

„Er setzt sich zum Ziel durch Sammlung aller Kräfte, welche diese Bestrebungen teilen, die Voraussetzungen für eine das Volkstum als ersten Wert anerkennende Erziehung in Schule und Hochschule zu schaffen, im heranwachsenden Geschlecht aller Schichten des Volkes die Erkenntnis für das Wesen und die Notwendigkeit des Kampfes um die Kultur- und Charakterwerte der Nation zu wecken und den Willen für diesen Kampf um die deutsche Freiheit zu stärken.“

*) Den Einbruch politischer Denkungsart und Taktik in das religiöse Leben vergl. man mit der kurzen Einleitung „Zum neuen Jahr“. R. v. E.

Neue Bücher.

Fedor Stepun: Die Liebe des Nikolai Pereslegin. München (Hanser-Verlag) 1928. Aus dem Russischen von Käte Rosenberg.

Es ist der ganz besondere Zauber dieses Buches, daß es nicht nur das Bekenntnis einer großen und unbedingten Liebe und die Geschichte ihrer tragisch-zeitigen Verwirklichung, sondern noch eine ganze Philosophie in sich trägt, eine Philosophie des Grotes und der Gnosis. Diese Philosophie aber erscheint niemals vom Leben losgelöst und abstrakt, sondern, bei aller Gipfeligkeit im Ueberpersönlichen und Typischen, stets absolut persönlich — in der Form des Briefes — und damit völlig eingetaucht in die dichterische Atmosphäre des gesamten Werkes. So entsteht ein selbster reichter und eine erstaunliche Polyphonie, deren Träger natürlich kein anderer ist, als der Held des Werkes: Nikolai Pereslegin. Aus seinem labyrinthisch tiefen Herzen, das nicht nur deutsche und russische Natur und Landschaft, sondern auch russisches und deutsches Geistesleben geheimnisvoll umspannt, erwächst das ganze Werk. Vor allem auch die anderen Gestalten des Romanes, die, bei aller Plastik, allem Eigenleben, doch erst aus Nikolais Briefen sich erheben; durch sein Bekenntnis, Leben, Schicksal haben — ähnlich wie etwa in Dostojewskis „Dämonen“ die einzelnen Gestalten auch alle Licht und Tod empfangen von der einen dunklen Sonne, die in ihrer Mitte kreist: Stawrogin. Und auch die Handlung des Romans, der Kampf um die geliebte Frau des nächsten Freundes und wiederum die tragische Verwirrung dieses Kampfes durch zwei andere Frauengestalten gehört durchaus dem Schicksalskreis des Helden und seinem Herzensfatum zu. Ueber allem aber strahlt als Ziel und Sinn der Stern der einen großen unbedingten Liebe, die langsam zur Tragödie reift und ihre eigene Unauserschöpfbarkeit erkennt. — Wer weiß, wie sehr auch im heutigen Deutschland alle Erotik immer verhängnisvoller relativiert und nivelliert wird, der wird die Uebersetzung dieses schönen, von echtem Grogglanz erfüllten Werkes nur warm begrüßen können.

Martin Raubisch.

Anmerkung: Fedor Stepun, Prof. für Soziologie an der technischen Hochschule zu Dresden ist durch seine glänzenden Vorträge über Rußland, die slawische Seele und ihre Kunst, über den Bolschewismus in ganz Deutschland bekannt geworden. Mit seinen Kollegen an der kulturphilosophischen Fakultät der technischen Hochschule, den Prof. Kroner und Tilly, hat er diese zu hoher Bedeutung im deutschen Geistesleben gebracht. Hochinteressant war eine Diskussion über einen Vortrag von Prof. E. Frank über „Autorität und Freiheit“, an der sich die Prof. Stepun und Tilly beteiligten, dem Ref. in Dresden bewohnen durfte. Prof. Stepun ist nicht eigentlich Soziologe von Fach, sondern eher Religionsphilosoph, mehr Künstler als Gelehrter und von jener slawischen Impulsivität und reichen Phantasie, die trotz ihrer Tiefe aus schiverblütigeren Deutschen oft als Mangel an ruhig objektivem Blick erscheint. (Das Buch wird bald in der Wanderbücherei vorrätig sein). In einer anderen Kritik des Romans lesen wir „Ueber den Gestalten dieses Romans walidet ein unerbittlich tragisches Gesetz reiner Menschlichkeit, durch das man versucht ist, den Roman unmittelbar neben Goethes Wahlverwandtschaften zu stellen. Nur eine wahrhaft große und schöpferische Persönlichkeit konnte ein solches Werk schaffen.“

R. v. E.

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosenstr. 2. Tel. 29-56. • Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmarz.
 Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Waller. • Bezugspreis: für ein Vierteljahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Dettl. 2.25 Bz. Einzelnummer 0.25 Kr. • Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten“, Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. • Zahlstellen (laut Konto „Etl. Verlagsgesellschaft Wob. Reinmann & Co.“) — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postcheckkonto Berlin 122602.

Aus deutscher Geistesarbeit

Halbmonatschrift für wissenschaftliche
und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Reval

Nr. 2

Freitag, den 25. Januar 1929

5. Jahrgang

Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf.

Zum achtzigsten Geburtstage.

Von Professor Dr. Eduard Norden, Prorektor der Universität Berlin.

Der Tag, an dem Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff die Feier seines achtzigsten Geburtstages begeht, bietet den gebildeten Deutschen des In- und Auslandes Anlaß zum Dank an die hellenischen Musen, daß sie ihm Lust und Kraft zum Schaffen bis in sein hohes Alter erhielten. In einem vielleicht beispiellosen, jedenfalls sehr seltenen Ausmaße ist er in der Lage, seit langer Zeit fast Jahr für Jahr ein neues Buch erscheinen zu lassen, das neue Ziele weist und weder im Aufbau noch im Stil Spuren des Alters erkennen läßt. Unwillkürlich denkt man an Schillers Distichon:

Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde:

Was der eine verspricht, hält ihm der andre gewiß.

Die Natur verlieh ihm eine gestählte Körperkonstitution, die er durch Anspruchlosigkeit und Gleichmaß der Lebensweise, auch durch eine ihm zur Gewohnheit gewordene Arbeit in seinem Garten sich zu erhalten verstand; sie bewährte sich ihm auch im Kriege 70/71, den er als Grenadier beim 2. Garderegiment mitmachte, Gefahren mit dem ihn auszeichnenden persönlichen Mute eher auffuchend als meidend. Wenn sich mit solcher psychischen Arbeitskraft ein tiefes Ethos der Psyche und ungewöhnlich hohe Kraft des Geistes verbinden, so sind alle Voraussetzungen erfüllt, die ein so mächtiges Lebenswerk ermöglichen. Schon seinem Umfange nach ist es schwer meßbar. Diese Tatsache tritt auch dadurch greifbar in die Erscheinung, daß seine Fachgenossen — in Verlegenheit, mit welchem Geburtstagsgeschenke sie dem Bedürfnislosen eine Freude bereiten sollten — auf den Gedanken verfielen, ihm in Buchform einen Katalog seiner eigenen Schriften und ein Verzeichnis der von ihm verbesserten und erklärten Stellen antiker Schriftsteller und Inschriften zu schenken; diese Stellen zählen nach vielen Tausenden, und für die Herstellung dieses Verzeichnisses wird ein ganzer Stab

junger Gelehrter und Studenten sich als nötig erweisen. Jedoch die Masse der Publikation ist niemals entscheidend, wenn sie nicht mit ihrem inneren Werte im Gleichgewicht steht. Dieses Ebenmaß ist bei diesem Gelehrten vorhanden. Gewiß hat auch er geirrt und hat das mit einem Freimut eingestanden, für den der Verfasser dieser Zeilen in der ihm bekannten wissenschaftlichen Literatur kein zweites Beispiel anzuführen wüßte: der Gefeierte hat sich von seinen literarischen Anfängen an bis zu seiner gegenwärtigen Höhe stets als werdender gefühlt, und wie Lessing, den er hoch verehrt, schätzt er das Suchen der Wahrheit höher als ihren Besitz. Aber auch wenn man dieser seiner Selbstkritik, die uns anderen oft zu weit zu gehen scheint, dieser edlen Neigung, sich gelegentlich auch von Studenten eines Besseren belehren zu lassen, Raum gibt, so sind doch die bleibenden Werte, die er seiner Wissenschaft aufgeprägt hat, nach Umfang und Art unermeßlich. Ja ohne Uebertreibung, die ihm selbst verhaßt ist — die Heroisierung zumal eines Lebenden erscheint ihm stets als Hybris —, darf und muß man, in kühler Erwägung des Tatsächlichen, aussprechen: die meisten und entscheidendsten Teile der klassischen Altertumswissenschaft hat er umgestaltet und den kommenden Generationen in neugeschaffener Form überliefert. Diese Wissenschaft ist jetzt, von der Renaissance an gerechnet, mehr als 400 Jahre alt; sie hat viele Schicksale erlebt, viele Stadien durchlaufen, die alle für ihre Existenz und ihre Entwicklung nötig waren: aber die *Aera Wilamowitz* bezeichnet auf den meisten Gebieten nicht nur eine neue Phase, sondern einen neuen Anfang. Darin kennzeichnet sich die Schöpferkraft des eigenen Wege wandelnden, erfinderischen Genies. Dieses ist bei einem Gelehrten keineswegs bloß auf Intuition eingestellt, sondern die durch blitzartige Eingebung erfolgende Vorwegnahme des Ziels muß immer wieder durch vorsichtige Musterung der Stationen, an deren Ende es liegt, auf seine Richtigkeit überprüft werden. Dazu bedarf es strengster Geistesdisziplin, und auch in ihr ist dieser Gelehrte vorbildlich: die Pseudogenialität, die subjektives Erfassen von Scheinerkenntnissen höher wertet als liebevolles, aber mühsames Erarbeiten des Einzelnen, ist ihm stets ein Greuel gewesen, und mit Sorge blickt er auf viele derartige Erscheinungen auch im Betriebe mancher höheren Schulen. Die meisten Steine zu seinem stolzen Wissenschaftsbau hat er sich selbst aus den Felsenmassen gebrochen und sie sich zugehauen. Das ist für unsere, seiner Fachgenossen, bescheidenere Arbeit, die wir uns meist begnügen müssen, kleinere Heimstätten zu schaffen, stärkender Trost und Erhebung zugleich.

Unsere Bewunderung wächst, wenn wir bedenken, daß sich das Wesen dieses Mannes keineswegs in seinem Gelehrtentum erschöpft; vielmehr ist dieses nur eine, wenn auch die bestimmende Erscheinungsform seiner geistigen Universalität. Von der russischen Sprache abgesehen, deren Erlernen er gerade bei Kriegsbeginn begann, dann aufgab, hat er sich die Kenntnis der meisten europäischen Kultursprachen angeeignet, um ihre Literaturen im Original lesen zu können. Diese kennt er in einem Maße, das wohl nur selten zu finden ist. Er braucht diese Lektüre teils zur Entspannung von konzentrierter Gedankenarbeit, teils aber auch, um an dem vielen Gdlen, das die moderne Literatur, die deutsche sowohl wie die

fremdsprachige, hervorgebracht hat, die Erzeugnisse der hellenischen Literatur zu messen. Durch dieses halb bewußte, halb unbewußte Vergleichen ist es ihm gelungen, ein Prophet des wahren Hellenentums zu werden; rücksichtslos hat er einer unechten, verhimmelnden Romantik die Maske abgerissen, dafür aber uns, nicht bloß den Gelehrten, sondern auch den Gebildeten aller Schichten, das Antlitz des klaren, wahren echten Hellenentums in seiner ewigen Vorbildlichkeit wie in seiner einmaligen Bedingtheit aufgezeigt. Seine in der „Kultur der Gegenwart“ erschienene umfassende Skizze „Staat und Gesellschaft der Griechen“ dürfte durch ihre, die realen Gegebenheiten würdigende Betrachtung gerade auch für die Leser der vorliegenden Zeitschrift *) eine reizvolle Lektüre sein.

„Ohne die Kunst kein Leben“: Diese Worte stehen in einem schon von dem ganz jungen Wilamowitz geliebten Chorliede des Euripides. Den oft herben Trank der Wissenschaft hat er stets mit dem süßen der Kunstbetrachtung gemischt, wobei ihm Phidias, Praxiteles und die attischen Vasenmaler neben den Meistern der Renaissance und der Gegenwart stehen. Dem Bedürfnisse künstlerischer Gestaltung, zugleich auch dem Pflichtgefühl, seinem Volke die feinsten Blüten griechischer Literatur darzubieten, verdanken seine Uebersetzungen zahlreicher Tragödien ihre Entstehung. Sie legen von der nachschaffenden Sprachkunst des Uebersetzers Zeugnis ab und bilden jetzt einen Teil unserer eigenen Literatur. Das gilt auch von seinem bewußt künstlerisch gestalteten Buche über Platon. Ihn hat er als Menschen, als den vielleicht größten hellenischen Dichter und als Begründer einer viele der Besten beseligenden Religiosität uns so nahe, zubringen verstanden, wie es niemand zuvor für möglich hielt. Endlich sei in diesem Zusammenhang auch seiner „Reden und Vorträge“ gedacht; denn Wilamowitz ist auch ein glanzvoller Redner, der Pathos durch Gefühl, durch „Ethos“, wie die Griechen es nannten, zu temperieren und zu adeln weiß. Wer kein Liebhaber von Limonade ist, durch die heutzutage von populärwissenschaftlichen Modeschriftstellern die herbe Schönheit des echten Hellenentums verfälscht wird, sondern ein Liebhaber rassigen Edelweins, dem kann die Lektüre dieser Reden und Vorträge nicht genug empfohlen werden: „D a s S c h ö n e i s t s c h w e r“ lautet ein altgriechisches Sprichwort, aber eben das Schwere senkt sich als bleibender Besitz tief in die Seele und zeugt G e s i n n u n g s a d e l. In manchen dieser Reden hören wir auch den treuen Patrioten reden: Selbst in einer so knappen Skizze wie der vorliegenden durfte dieses höchste Ruhmeswort für einen Mann nicht vergessen werden. Auch in seinen soeben erschienenen „Erinnerungen (1848—1914)“ einem Buche, das viele Weihnachtsstuben gebildeter deutscher Familien geschmückt haben wird, bildet neben dem überzeitlich Idealen das Rationale einen klangvollen Grundafford.

Schließlich der charaktervolle Mensch mit dem Schwung seiner Seele, der Lauterkeit sittlichen Empfindens, der bedingungslosen Wahrheitsliebe, dem unerbittlichen Pflichtgefühl. So steht er inmitten von uns als Protagonist des großen Dramas, das wir Leben nennen, als Chorführer

*) „Der Heimatdienst“.

der Jugend, die zu ihm, dem Alten mit dem immerdar jugendlich feurigen Herzen, verehrungsvoll emporblickt. Wahrlich, diesem Gelehrten, diesem Künstler, Patrioten und Menschen dürfen wir am heutigen Tage, der sich noch oft jähren möge, zurufen: „macte, senex imperator.“

*

Für die vornehme Art und Weise, mit der Geheimr. v. Wilamowitz-Moellendorff ein scharfes ablehnendes Urteil über Menschen oder Verhältnisse zu forrieren bereit war, möge folgendes Erlebnis als Beispiel dienen: es war im Frühjahr 1918, als die deutschen Gelehrten, unter ihnen auch Geheimr. v. W.-M., Riga besuchten. Nach den von vielen hundert Hörern besuchten Vorträgen saß man im kleineren Kreise in ungezwungener Unterhaltung beisammen.

Wir brachten das Gespräch auf den „Genius des Krieges“ von Max Scheler, den der Geheimrat schroff ablehnte. Meine Bemerkung, Scheler habe doch merkwürdig richtig prophezeit, als er in diesem Buch die spätere Wandlung in den politischen Anschauungen Troeltsch's und Ab. v. Harnack's bereits im ersten Kriegsjahre 1914 vorhergesagt hatte, veranlaßte den Geheimrat zu der Gegenbemerkung „das ist allerdings sehr auffallend! Wie hat er denn damals (1914) diese Vorhersage motiviert?“ In kurzen Strichen versuchte ich Scheler's Gedanken wiederzugeben, die etwa darauf hinausliefen, daß sowohl Troeltsch wie Ab. v. Harnack, die geistige Stammesverwandtschaft zwischen England, Amerika einerseits und Deutschland andererseits überschätzten und die tiefe Kluft übersähen, die das Luthertum hüben und drüben trenne. Der puritanische Geist, der den Protestantismus drüben fast zu einer geschäftlichen Angelegenheit, einer Art Wirtschaftsprinzip mache, sei grundverschieden vom deutschen Protestantismus, der seinem ganzen Wesen nach viel stärkere geistige Bindungen mit dem Katholizismus auf deutschem Boden habe als mit jenem puritanischen Geist. (Hier waren Troeltsch und Ab. v. Harnack dem Schicksal der „Melanchthoniden“ nicht entgangen.) Dieser allzu objektive, historische Relativismus der beiden Gelehrten bedingte ihre spätere politische Wandlung.

Geheimr. W.-M. wurde nachdenklich und gab nun seiner Bewunderung für den Scharfsinn Scheler's freimütig Ausdruck. Er gehörte auch zu jenen „Naturen“ — würde Goethe sagen, wie der verstorbene prachtvolle Mensch und Philosoph Alois Riehl, die es nicht nötig hatten, äußerlich und starr an Meinungen und Überzeugungen festzuhalten, um ihre „wissenschaftliche Würde“ zu wahren, der Adel ihrer Gesinnung ließ sie auch willig den ersten Bedenken und Gedanken der Jungen und Jüngsten Gehör schenken. Man fühlte sich in ihrer Gegenwart in eine vornehme, geistesaristokratische Luft gehoben.

R. v. E.

Welt und Umwelt *).

Von Jakob Baron v. Uexküll — Hamburg.

Noch niemals ist der Riß, der durch die Weltanschauung jedes Gebildeten geht, so tief gewesen wie heutzutage. Noch niemals waren die angeschaute Welt und die vorgestellte Welt so grundtätlich verschieden wie jetzt. Sinnenwelt und Gedankenwelt widersprechen sich auf Schritt und Tritt.

Um sich von dieser Tatsache zu überzeugen, brauchen Sie bloß einmal, nachdem Sie ein Tonwerk eines großen Meisters recht eindringlich auf sich wirken ließen, und den fließenden und zugleich gegliederten Aufbau

*) Vortrag, gehalten auf der neunzigsten Tagung deutscher Naturforscher und Ärzte in Hamburg, Sept. 1928 und in Reval in der Estl. literär. Gesellschaft.

einer Symphonie als eine unteilbare Einheit, an der kein Ton fehlen darf, empfanden, sich die Frage vorlegen: Was hat nach den Lehren der Physik objektiv auf mich eingewirkt? Die Antwort lautet: Nur Luftschwingungen.

Luftschwingungen sind aber völlig unfähig, die einfachste Melodie aufzubauen, geschweige denn eine Symphonie. „In der objektiven Außenwelt gibt es keine Töne“, lehrt die Physik. „Wie entstehen die Töne?“ Darauf antwortet die Physiologie: „Die Luftschwingungen werden in unserem Ohr in elektrische Wellen verwandelt, die den Nerven entlang zu den Ganglienzellen unseres Großhirns eilen, und diese antworten darauf mit einer Tonempfindung“.

Hier hat die Natur unserem Verstehen eine unübersteigliche Schranke errichtet (die der menschliche Geist allzuoft zu überspringen geneigt ist). Auf der einen Seite haben wir ein stoffliches Geschehen, das sich im Raum abspielt und das der Messung durch unsere physikalischen Instrumente zugänglich ist — auf der anderen einen Bewusstseinsvorgang, der als reine Empfindung völlig unstofflich, völlig unräumlich ist und durch keinen Apparat aufgezeichnet werden kann.

Trotzdem hat es oberflächliche Forscher genug gegeben, die vor dieser Schwierigkeit ihre Augen verschlossen und behaupteten: die Empfindungen seien die unmittelbaren Erzeugnisse der Nerventätigkeit. Wie die Galle von der Leber, der Harn von der Niere sezerniert wird, würden die Empfindungen und Gedanken vom Gehirn sezerniert. Selbst ein so ausgezeichnete Forscher wie Jacques Loeb hat erklärt, eine Idee sei nichts anderes als eine Ansäuerung des Großhirnes.

Zur Ehre der Naturwissenschaft muß jedoch gesagt werden, daß dieser haarsträubende Unsinn keinen Anklang unter den Forschern gefunden hat, sondern daß diese die unübersteigliche Scheidewand zwischen materiellem Geschehen im Gehirn und immateriellem Bewusstseinsgeschehen stets anerkannt haben und nur versuchten, den unzweifelhaften Zusammenhang beider Geschehnisse durch eine Regel zu verknüpfen.

Den meisten Anklang hat die Regel gefunden, die man den psychophysischen Parallelismus genannt hat. F e c h n e r, der Hauptvertreter dieser Lehre, wies darauf hin, daß, wenn man sich innerhalb eines Kreises befindet, man einer konvexen Linie gegenüber steht, während ein Außenstehender sich einer konvexen Linie gegenüber sieht. Die gleiche Linie kann konvex und konkav sein, je nach dem Standpunkt, den man ihr gegenüber einnimmt — ebenso soll, nach F e c h n e r, das gleiche Geschehen vom Gehirn aus gesehen sich materiell — von der Seele aus gesehen sich immateriell darstellen. Beide Standpunkte seien gleichberechtigt, aber immer entspräche dem materiellen Partner ein immaterieller und umgekehrt.

In einer etwas anderen Lesart finden wir die gleiche Lehre bei G e l m h o l z. Ein unverkennbares materielles Geschehen liegt, nach ihm, allen Naturveränderungen zugrunde, die sich uns durch verschiedene Sinneszeichen kundgeben. Das wirkliche Naturgeschehen können wir daher nicht mit den Sinnen, sondern nur mittels der Vorstellung erfassen. Es zeichnet sich dadurch aus, daß es streng nach Ursache und Wirkung ver-

läuft. Die Aufgabe der Naturwissenschaft besteht nach *SeImh o l z* darin, dieses Geschehen, das die gesamte Wirklichkeit der Welt in sich schließt, messend zu erfassen. Und mit Bewunderung müssen wir anerkennen, wie weit *SeImh o l z* die Naturwissenschaft auf diesem von ihm als einzig richtig erkanntem Weg geführt hat.

Um diesen Weg zu gehen und alle Naturerscheinungen rechnend zu meistern, mußten sie vor allen Dingen auf den gleichen Nenner gebracht werden. Die verschiedenen Sinne machen durchaus unvergleichliche Aussagen über die Vorgänge in der Natur. Deshalb war es nötig, sie von dem gleichen Standpunkt eines einzigen Sinnes zu betrachten. Das geschah, indem man außer dem Auge alle anderen Sinnesorgane ausschloß. Die Wärme der Körper maß man an ihrer sichtbaren Ausdehnung, die Schwere der Körper am sichtbaren Ausschlag der Waage. Die Töne las man an den sichtbar gemachten Schwingungen der Saiten ab. Die Härte wurde durch Einritzen der Körper dem Auge kenntlich gemacht. Und als es schließlich gelang, auch die Qualitäten des Auges selbst, nämlich die Farben mit Hilfe der als sichtbar vorgestellten Schwingungen des Methers zu messen, da war der Bann gebrochen. Alle Veränderungen in der Welt, selbst die chemischen Ueänderungen der Körper, die sich nur unserem Geruch und Geschmack kundgeben, ließen sich auf den gleichen Nenner bringen — nämlich auf die Vorstellung schwingender Massenteilchen im Raum.

Das von *Robert Mayer* gefundene und von *SeImh o l z* begründete Gesetz der Erhaltung der Energie ist uns allen derart in Fleisch und Blut übergegangen, daß wir in der Ueberzeugung groß geworden sind, es gäbe keine andere Wirklichkeit als die materielle. Die materielle Wirklichkeit tut sich uns bald durch dieses, bald durch jenes Sinneszeichen kund, bleibt aber seinem Wesen nach sich immer gleich. — Außer ihr gibt es keine Wirklichkeit.

Somit gibt es nur eine objektive Wirklichkeit, der unsere Sinnesempfindungen parallel verlaufen. Diese selbst liefern uns bloß den Schein einer Wirklichkeit, sind aber nicht imstande, wahre Wirklichkeit zu erzeugen.

Dieser durchaus einseitigen materiellen Weltanschauung widersprechen unsere täglichen Erfahrungen, sie machen den Riß, der durch unser ganzes Denken geht, täglich empfindlicher. Eine Symphonie ist, worauf ich bereits hinwies, eine Wirklichkeit, die sich lediglich aus immateriellen Tönen aufbaut und nicht aus den ihnen parallel verlaufenden Luftschwingungen.

Einer aus Tönen aufgebauten Symphonie entspricht keinerlei gegliedertes Ganzes der Luftschwingungen, sondern bloß ein zusammenhangloses Wellengewimmel. Der Symphonie deshalb die Wirklichkeit abzusprechen, die Wirklichkeit der Geigen und Hörner, die sie erzeugen, aber anzuerkennen, wäre grotesker Unsinn.

Wir werden daher wohl oder übel neben den objektiven Wirklichkeiten auch subjektive Wirklichkeiten anerkennen müssen, wenn auch diese unter sich keinen gemeinsamen Nenner besitzen und nicht zahlenmäßig ausdrückbar sind.

Die Behauptung, daß jede subjektive Wirklichkeit, wie F e c h n e r lehrte, einen ihr parallel laufenden objektiven Partner besitzen muß, ist, wie wir am Beispiel der Symphonie erkannten, offenbar falsch.

Wir werden daher, wenn wir uns über die Beziehungen zwischen subjektiven und objektiven Wirklichkeiten Klarheit verschaffen wollen, die Lehre vom psychophysischen Parallelismus fallen lassen müssen und, ganz von neuem beginnend, die beiden Wirklichkeiten unboreingenommen gegeneinander abwägen.

Um diese Gegenüberstellung durchführen zu können, bezeichne ich die Gesamtheit aller subjektiven Wirklichkeiten als „Umwelt“ — unter „Welt“ verstehe ich dagegen die Gesamtheit der objektiven Wirklichkeiten.

Für den naiven Menschen fallen Welt und Umwelt zusammen. Er hält ohne weiteres Nachdenken jede subjektive Wirklichkeit für objektiv gegeben. Für ihn ist die objektive Welt voller Töne, Farben und Duft, während wir durch die Physik belehrt wissen, daß nur bewegte Massenteilchen das einzig objektiv Vorhandene sind.

Von dieser Tatsache dürfen wir aber nicht ausgehen, wenn wir eine systematische Trennung zwischen Welt und Umwelt vornehmen wollen. Denn wir stehen in der Umwelt gar nicht den Farben, Tönen oder Düften direkt gegenüber, sondern Gegenständen, die farbig, tönend, duftend, hart oder weich sind. Weil dies häufig übersehen wird, werden die Gegenstände, sobald man ihre sinnlich gegebenen Eigenschaften in die entsprechenden objektiven Faktoren verwandelt hat, gleichfalls als objektiv gegeben behandelt.

In einem französischen Drama gibt ein Atheist seiner Überzeugung dadurch drastischen Ausdruck, daß er einen Stuhl vor sich hinstellt und ausruft: „Den Stuhl sehe ich und fühle ich, an ihn glaube ich. An Unsichtbares glaube ich nicht.“ In dieser Versicherung offenbart sich ein grundsätzliches Mißverstehen des Wesens aller Gegenstände.

Der Glaube an die objektive Realität des Stuhles ist bei mir schon als Kind ins Schwanken geraten. Als ich mich auf einen schönen, mit Perlmutter ausgelegten, achteckigen Socker setzen wollte, wurde ich darüber belehrt, daß dies ein arabischer Tisch sei. Die naive Sicherheit, daß ein Stuhl immer ein Stuhl sei, ging mir verloren. Zu deutlich war es hier, daß zwei subjektive Meinungen das gleiche Material bald in einen Tisch, bald in einen Stuhl verwandeln konnten.

Ganz klar wurde mir die subjektive Realität der Gegenstände, als ein junger Neger, der vorzüglich klettern konnte, auf meine Aufforderung, eine kurze Leiter zu ersteigen, dies nicht vermochte. „Ich sehe nur Stangen und Löcher“, sagte er. Erst als ihm das Leiterbesteigen von einem anderen Neger vorgemacht war, konnte er es sofort nachmachen. Denn nun hatte die Leistung des Besteigens sich der Stangen und Löcher bemächtigt und aus einem objektiven Gestänge eine subjektive Leiter gemacht.

Karl Ernst von Baer hat dieselbe Erkenntnis in eine kleine Geschichte gekleidet. Ein plattes, viereckiges, getupftes Ding wird in Afrika von einem Neger gefunden, der es für die Rinde eines unbekannten

Baumes hält. Er bringt es seinem Häuptling, der es als Kopfschmuck benutzen will. Sein Hofzauberer warnt ihn davor, weil dies ein Zauberding sei, das eine Beschwörungsformel trage. Ein schwarzer Händler erklärt den mysteriösen Gegenstand für ein Verständigungsmittel der Europäer. Um dies festzustellen, nimmt er es an die Rüste mit, wo es einem Organisten in die Hände fällt, der sich an die Orgel setzt und vom Matt spielend „Nun danket alle Gott“ ertönen läßt. So wandelte sich das gleiche materielle Substrat in jeder neuen Umwelt in eine neue subjektive Wirklichkeit.

Die subjektive Gebrauchsregel ist es, die all unsere Gebrauchsgegenstände und Maschinen erst zu dem macht, was sie sind. Der Plan, der die Teile zusammenfügt und zu einer gemeinsamen Leistung verbindet, macht das Wesen all unserer menschlichen Erzeugnisse aus. Ohne die Kenntnis dieses Planes sind sie für uns in unserer Umwelt einfach nicht vorhanden, sondern bilden nur ein materielles Hindernis. Von diesem Standpunkt aus sehen ja auch unsere Haustiere unterschiedslos alle unsere technischen Meisterwerke an.

Danach ist es klar, daß alle Gegenstände und Maschinen, unter denen sich unser tägliches Leben abspielt, subjektive und nicht objektive Wirklichkeiten sind, daß sie samt und sonders zur Umwelt und nicht zur Welt gehören.

Ganz das gleiche gilt auch von allen Lebewesen, seien sie Tiere oder Pflanzen. Erst ihr Plan macht sie zu Wirklichkeiten. Von unseren menschlichen Erzeugnissen unterscheiden sie sich nur dadurch, daß ihr Erzeugungsplan nicht heteronom, sondern autonom ist, daß nicht ein Fremdplan, sondern ein Eigenplan sie beherrscht. Aber der Eigenplan ist eine durchaus subjektive Wirklichkeit. Ja was ist ein biologisches Subjekt anderes als ein sich selbst auswirkender Eigenplan? Ein Naturfaktor, der sich seine eigene Umwelt schafft, während unsere Maschinen keine eigene Umwelt besitzen und niemals zu Subjekten werden, sondern stets als Objekte der menschlichen Umwelt angehören. Aber subjektive Wirklichkeiten sind sie alle, Maschinen wie Lebewesen, die aus einem immateriellen und einem materiellen Teil bestehen — aus Plan und Stoff.

Man wird verstehen, daß durch diese Feststellung sich die Grenzen zwischen Welt und Umwelt um ein bedeutendes Stück verschoben haben. Wenn wir in die Welt hinaustreten, haben wir keine planmäßigen Gebilde mehr vor uns, sondern nur noch materielle Systeme, die völlig planlos entstanden, planlos zugrunde gehen nach rein materiellen Gesetzen. Die gesamte Welt besteht nicht mehr aus farbigen, tönenden, duftenden, planvollen Wesenheiten, sondern nur aus Stoffanhäufungen, die sich durch Luft- oder Aetherschwingungen kenntlich machen und kleinste Stoffteilchen um sich streuen.

Warum verlangen nicht bloß die Physiker, sondern auch die Physiologen, daß wir diese verarmte Vorstellungswelt als die einzig reale anerkennen sollen, gegen den ausgesprochenen Augenschein unserer Sinne? Hering hat in einer meisterhaften Schrift dargetan, daß wir uns zwei Räumen gegenüber befinden, dem subjektiven Sehraum unseres Auges

und einem gedachten objektiven Raum, der als der allein wirkliche zu gelten hat. Im Schraum erscheinen uns alle naheliegenden Dinge größer, in der Entfernung dagegen kleiner. Der gleiche Gegenstand wechselt mit dem Abstand von unserer Person seine Größe. Das Haus, in dem wir wohnen, wird, wenn wir uns von ihm entfernen, immer kleiner und kann schließlich unseren Blicken entweichen. Wir wissen aber, daß es nicht kleiner geworden ist, und daß wir es bei unserer Rückkehr in der alten Größe wiederfinden werden. Im Raum, den wir uns in Gedanken vorstellen, behalten die Gegenstände in jeder Entfernung ihre Größe. Mit diesem Raum allein haben wir zu rechnen, weil er allein der Wirklichkeit entspricht.

Gegen diese sehr eindrucksvolle Beweisführung *Hering's*, die unseren Umweltraum für eine Sinnestäuschung erklärt, ist folgendes einzuwenden. *Selmholz* erzählt, daß er als kleiner Junge mit seiner Mutter an einem hohen Turm vorüberging, auf dem einige Arbeiter beschäftigt waren. Da habe er seine Mutter gebeten, hinaufzulangen und eines der kleinen Männerchen herunterzuholen. *Selmholz* wirft darauf die Frage auf, warum ihm als erwachsenem Mann niemals der gleiche Gedanke gekommen sei? Die Arbeiter, aus der gleichen Entfernung gesehen, mußten ihm doch genau so klein erscheinen. Die Antwort lautet: „Weil er als Erwachsener sie gar nicht klein sah, sondern fern.“

Auch ein kleines Kind, das seine Hand ausstreckt, kommt nie auf den Gedanken, daß seine Hand dadurch kleiner wird. Obgleich die Hand optisch kleiner geworden ist, sieht es sie bloß ferner, aber von der gleichen Größe.

Um die Verhältnisse, die hier mithineinspielen, darlegen zu können, muß ich etwas weiter ausholen. Seit *Weber* wissen wir, daß sowohl Tastempfindungen unserer Haut wie die Lichtempfindungen unseres Auges von Lokalzeichen begleitet werden. Diese ändern weder an den Tastempfindungen noch an den Lichtempfindungen das geringste, aber sie fügen ihnen etwas Neues hinzu, nämlich den Ort, an dem die Empfindungen auftreten. Alle Sinnesempfindungen werden, sobald sie auftreten, von uns nach außen gelegt; sie werden dadurch zu Eigenschaften unserer Umwelt. Aber nur die Tast- und Lichtempfindungen werden dabei von einem Lokalzeichen begleitet, das sie an einem bestimmten Ort in der Umwelt verankert.

Die hinausverlegten Lokalzeichen werden in der Umwelt zu Eigenschaften des Umweltraumes, das heißt zu seinen „Orten“. Die Orte kann man als die kleinsten Raumgefäße bezeichnen. Alle räumlich ausgedehnten Dinge, die innerhalb eines solchen Raumgefäßes zu liegen kommen, werden räumlich nicht mehr unterschieden — sie liegen am gleichen Ort. Ein Ort ist eine unteilbare Größe. So ist auch der Stoff, der innerhalb eines Ortes liegt, nicht mehr teilbar. Wir nennen ihn deshalb ein Atom.

Nicht bloß der Ort, sondern auch das Atom, das so lange den Elementarbaustein der objektiven Welt bildete, ehe es vom mathematischen Punkt abgelöst wurde, sind durchaus subjektive Faktoren, und gehören ausschließlich der Umwelt an.

Da die Lokalzeichen sowohl die Tasts- wie die Lichtempfindungen begleiten, haben wir Tastorte und Sehorte zu unterscheiden und dementsprechend auch einen Tastraum und einen Sehraum.

Die Orte im Tastraum, den wir bei Bewegungen mit der tastenden Hand durchmessen, ändern ihre Größe nicht. Ob wir einen beliebigen Gegenstand in nächster Nähe oder mit ausgestrecktem Arm betasten, macht keinen Unterschied — er bleibt gleich groß. Der gedachte Raumsering entspricht durchaus dem in der Vorstellung erweiterten Tastraum. Die Orte in ihm bilden ein regelmäßiges Mosaik aus gleichgroßen Steinen, die in jedem Abstand von uns als unveränderlicher Maßstab der Gegenstände dienen können.

Die Anordnung der Sehorte im Sehraum unterscheidet sich grundsätzlich von der Anordnung der Tastorte im Tastraum. Da die Netzhaut unseres Auges eine Halbkugel bildet, werden die einzelnen Lichtempfindungen und mit ihnen die Lokalzeichen strahlenmäßig nach außen verlegt. Das hat zur Folge, daß die Orte Winkelgrößen bilden, die in der Nähe des Auges viel kleiner sind und viel dichter stehen als in der Ferne. Ein Gegenstand, der sich in der Nähe des Auges befindet, deckt viel mehr Orte als in der Ferne. Er ist daher in der Nähe groß und in der Ferne klein, denn die Zahl der Orte ist das Maß für die Größe. (Schluß folgt.)

Aus dem „Deutschen Volkstum“, Januarheft 1929.

Fritz Haber.

Zu seinem 60. Geburtstag am 9. Dezember 1928.

Wenn je die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit mit Recht auf den 60. Geburtstag eines Mannes der Wissenschaft gelenkt wird, so geschieht es bei Prof. Dr. Fritz Haber. Denn es leben in Deutschland wohl nur ganz wenige Gelehrte, deren Wirken für die Allgemeinheit von so großer Bedeutung gewesen ist wie das seine.

Haber ist als Forscher im wahrsten Sinne eine historische Persönlichkeit, nämlich durch das von ihm erdachte Verfahren zur chemischen Bindung des *L u s t s t i c k s t o f f s*, das er zusammen mit Bosch, dem Leiter der Badischen Anilin- und Sodafabrik, in die Tat umsetzte.*) Als im Jahre 1914

*) In glänzenden Experimenten wurde uns dieses Verfahren auf dem Kongreß der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte in Königsberg 1911 demonstriert.

Die Aufgabe bestand darin, praktisch die Tatsache auszunutzen, daß der elektrische Funke bei seinem Durchschlagen durch die Luft eine flüchtige Verbindung von dem überall in der Luft vorhandenen Stickstoff und Sauerstoff herstellt, die aber durch die Hitze des Funkens sofort wieder in ihre Elemente zerfällt. Es galt also 1) möglichst starke und lange elektrische Funken (also künstliche Blitze) zu beschaffen und 2) die atmosphärische Luft so schnell durch sie hindurchzutreiben, daß es wohl zur Verbindung von Stickstoff und Sauerstoff, nicht aber zu ihrer sofortigen Spaltung kam. Und beide Aufgaben wurden gelöst. Funkenbündel

der Krieg ausbrach, waren die Vorarbeiten gerade so weit gediehen, daß mit der praktischen Verwertung begonnen werden konnte. Auf diese Weise wurden die Mittelmächte in den Stand gesetzt, ihre gegen Ende 1914 vollkommen erschöpften Munitionsvorräte wieder zu ergänzen. Denn mit Hilfe des Haber-Bosch-Verfahrens wird Salpeter gewonnen, ohne den Munitio n nicht hergestellt werden kann. Noch während des Krieges entstanden die ersten großen Fabrikanlagen in Oppau und in Leuna. Ohne die Erfindung Habers wäre der Krieg für uns bereits Anfang 1915 vollkommen verloren gewesen, und es mag der Phantasie des einzelnen überlassen bleiben, sich auszumalen, wie völlig anders das Antlitz der Welt in diesem Falle heute aussehen würde, wie völlig anders sich das Schicksal jedes einzelnen von uns gestaltet haben würde, wenn das der Fall gewesen wäre.

Als Haber der Nobelpreis für Chemie für 1918 verliehen wurde, geschah dies nicht wegen der Bedeutung der Haberschen Erfindung für die Herstellung von Munitio n, sondern weil sie erstens eine wissenschaftliche Leistung von höchstem Range ist und zweitens in höchstem Maße der menschlichen Wohlfahrt dient. Neben dem Wasser und der Erde ist die Luft der am leichtesten und billigsten — nämlich umsonst — greifbare Rohstoff, und der in ihr enthaltene Stickstoff ist für das Leben der Pflanzen unentbehrlich, und damit für den auf Pflanzenkost angewiesenen Menschen mittelbar unentbehrlich. Er muß dem Boden, der Pflanzen hervorbringen soll, in Form von Stickstoffverbindungen als Dü n g e r ständig neu zugeführt werden, wenn er sich nicht erschöpfen soll. Hierzu diente früher ausschließlich der stickstoffhaltige natürliche Salpeter, der in ungeheuren Mengen aus Chile eingeführt wurde. Heute sind wir in Deutschland nicht nur in der Lage, die nötigen Stickstoffmengen für den eigenen Bedarf aus der heimischen Luft zu gewinnen, sondern darüber hinaus ständig wachsende Mengen von Stickstoffverbindungen, künstlichen Dü n g e r zu exportieren.

Die Gewinnung des Luftstickstoffs ist nur eine unter zahlreichen hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen Habers. Es ist für Haber charakteristisch, daß sich sein Denken und Forschen immer mehr auf denjenigen Linien bewegte, die für die Allgemeinheit, insbesondere für das deutsche Volk in seinen Notjahren, von Bedeutung waren. Nach dem Kriege hat er die Arbeit einiger Jahre auf das Problem verwandt, eine rationelle Methode zur Gewinnung des im Meerwasser enthaltenen Goldes auszuarbeiten. Dabei trieb ihn nicht zum wenigsten der damals noch mögliche Gedanke, das Deutsche Reich könne so in die Lage versetzt werden, sich durch schnelle Zahlung der Reparationen seine Freiheit zu erwerben.

von — wenn ich nicht irre — 3 Meter Länge und Armesdicke schlugen beständig durch ein weites Metallrohr, in welches die Luft unter ungeheurem Druck durch schräg nach oben gerichtete Öffnungen hineingetrieben wird. Der Luftstrom passiert nun in größter Geschwindigkeit den elektrischen Funken, wo die Verbindung der Elemente stattfindet und entweicht, an die Zylinderwand gepreßt, außerhalb des Bereichs der Wärmewirkung in spiralförmiger Richtung, um nun aufgefangen über eine Kaltwassermischung geleitet zu werden, wo sie nun zu salpetrigsaurem Kalk, einer dem Salpeter nahestehenden Verbindung, wird.

R. v. E.

Diese Arbeiten haben nicht zum Ziel geführt, aber ihre wissenschaftlichen Ergebnisse sind sehr wichtig.

Seit etwa fünfzehn Jahren ist Haber, der vorher Professor in Karlsruhe gewesen war, Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für physikalische Chemie in Berlin-Dahlem. Mit dem Worte *physikalische Chemie* bezeichnet man eine Forschungsrichtung, die auf der Grenze zwischen Physik und Chemie liegt. Habers große Stärke beruht darin, daß er ein ebenso ausgezeichnete Physiker wie Chemiker ist, was u. a. einen äußeren Ausdruck darin gefunden hat, daß er sowohl in der Deutschen Physikalischen, wie in der Deutschen Chemischen Gesellschaft den Vorsitz geführt hat. Haber ist das Gegenteil von einem weltfremden Gelehrten, und so steht er auch mit seinem ganzen Denken und Fühlen tief in den Problemen unserer Zeit. Und als Mann der Tat hat er sich stets mit seiner ganzen Persönlichkeit eingesetzt, wenn er glaubte, helfen zu können und eingreifen zu sollen. So hat er, als nach dem Kriege die Not der deutschen Wissenschaft größer und größer wurde, als die Gefahr bestand, daß sie aus Mangel an Mitteln ihren Platz in der Welt verlieren würde, seinen ganzen Einfluß für Rettung eingesetzt. Er wurde der eigentliche geistige Vater der „*Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft*“, deren Mittel ursprünglich hauptsächlich von der Industrie aufgebracht wurden, und die noch heute einen wesentlichen Faktor für die deutsche wissenschaftliche Arbeit bildet. Habers Lebensarbeit ist im schönsten Sinn „*service*“, Dienst am Ganzen, am deutschen Volke, gewesen, und deshalb gedenken seiner mit Glückwunsch und Dank heute nicht nur die, die ihm menschlich und wissenschaftlich nahe stehen, sondern die weitesten Kreise in Deutschland. Dem neben dem Forscherdrang war es nicht zum wenigsten eine heiße Liebe zu diesem Land und Volk, die ihn zu seinen großen Leistungen anfeuerte. Und als er vor einer Reihe von Jahren bei dieser Arbeit schwer erkrankte, durfte er mit Recht von sich sagen: *patriae inserviendo consumor*.

Prof. Dr. Wilh. Westphal (Berlin).

Handschrift und Charakter.

Von Endwig Klages — Zürich.

Kein Mensch kann auch nur die kleinste Bewegung ausführen, ohne ihr ein Körnchen seiner individuellen Eigenart beizumischen. Von zehn Personen, welche die Absicht haben, nach einem Buche zu greifen, tut das jede auf eine besondere Weise, welche ihrer persönlichen Natur entspricht, die eine hastig, die andere bedächtig, die dritte mit Würde, die vierte umständlich, die fünfte flüchtig, u. s. w., jede also gemäß ihrer Eigenschaft -- der Hast, Bedächtigkeits, Würde, Umständlichkeit, Flüchtigkeit u. s. w. Würden wir, statt nur auf den Zweck der Bewegungen vielmehr auf die Art und Weise ihres Ablaufs achten, so könnten wir aus deren jeder wichtige Züge

des handelnden Charakters entnehmen. Es gibt sovielerlei verschiedene Arten des Ganges, des Gebärdenspiels, der Mimik, der Stimmartikulation und Haltung, als es verschiedene Menschen mit verschiedenen Charakteren gibt. Und es ist die Naturanlage einer gesteigerten Empfänglichkeit für dergleichen Unterschiede, was zu allen Zeiten und bei allen Völkern gewisse Personen befähigt hat, ihre Nebenmenschen oft auf den ersten Blick gleichsam hellseherisch zu durchschauen.

Ohne Zweifel würde ja auch die Praxis der Ausdruckslehre längst Allgemeingut sein, stünde ihr nicht eine Schwierigkeit entgegen, an der sie anfangs zu scheitern drohte. Alle Funktionen sind ihrer Natur nach flüchtig. Gang, Haltung, Redeform, Mimik, Gestikulatur, das alles verändert sich fort und fort. Wir können aber nur mit großer Mühe zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Untersuchung machen, was kaum, daß es da ist, schon wieder entgleitet, und zwar um so mehr, als unsere Erinnerungsbilder mannigfachen Täuschungen ausgesetzt sind. Nur eine einzige Bewegung macht davon eine merkwürdige Ausnahme, die Bewegung des Schreibens, weil sie im Augenblick der Entstehung auch schon in bleibenden Formen fixiert wird, für Jahre und selbst für Jahrhunderte. Nehmen wir ein Manuskript Leonardo da Vinci's zur Hand, so sind wir in der Lage, mit vollkommener Sicherheit die Bewegungen festzustellen, welche der schreibende Griffel und der ihn führende Finger dieses großen Mannes vor Jahrhunderten ausführen mußten, damit die für uns sichtbaren Typen zustande kamen. — Von Millionen Menschen, deren jeder in der Schule nach der gleichen Vorlage schreiben lernte, schreiben im Alter von 20 Jahren nicht zwei überein, sondern sie schreiben alle verschieden, dergestalt, daß die immer wiederkehrende Besonderheit der Abweichungen es sogar dem Laien ermöglicht, aus der bloßen Adressaufschrift einer ihm wohlbekannten Person den Absender festzustellen.

Von den Gesetzen nun, welche die Abhängigkeit des Ausdrucks von der Seele regeln, lautet das erste: jeder inneren Bewegung entspricht die analoge äußere. Sind wir also z. B. innerlich heftig bewegt, wie im Falle des Ergriffenseins von einer starken Gemütsbewegung, oder einem sogenannten Affekt, so neigt auch unser Körper zu heftigen Bewegungen; sind wir innerlich ruhig, so ist es auch unser Körper. Diese einfache Entsprechung ermöglicht die graphologische Unterscheidung des „Stimmungsmenschen“ vom Gleichmütigen. Und zwar weist jener erhebliche Wechsel zahlreicher Schrifteigenschaften auf, nicht nur mit dem Wechsel der inneren und äußeren Schreibumstände, so daß er z. B. anders am Morgen als am Abend, anders vor Tisch, als nach Tisch, anders, wenn er heiter, als wenn er betrübt ist, schreibt, sondern sogar schon in jedem einzelnen Schriftdokumente. Der Grad des gewohnheitsmäßigen Schwankens, der Schriftelemente bezeichnet genau den Grad der persönlichen Affizierbarkeit. Unter den affektiven Charakteren unterscheidet man die „euphorischen“ und die „depressiven“, das will sagen, solche von vorwiegend gehobener Gemütsverfassung, die alles im rosigen Lichte sehen, stets nur den Erfolg im Auge haben, und freilich gar oft ihr Leistungsvermögen überschätzen, und solche von vorwiegend gedrückter, hypochondrischer, trüber Ge-

nißtsverfassung, die „Schwarzseher“, die vor lauter Abwägung wirklicher oder eingebildeter Schwierigkeiten nicht zum Handeln kommen, und gemeinhin ihr Können unterschätzen. Es läßt sich nun zeigen, daß die gehobene Stimmung zu lebhaften, flotten, eiligen, großen und zentrifugalen Bewegungen führt, die gedrückte aber zu langsamen, zögernden, kleinen, zentripetalen. Dies ergibt zwei höchst charakteristische Typenbilder der Handschrift, aus denen wir ohne weiteres abnehmen können, ob Schrifturheber zu den „Optimisten“ oder „Pessimisten“ gehört, ebenso leicht stellen wir die Stärke und Ausdauer seines Willens fest. Im Zustande des Wollens nämlich nimmt sich der Körper zusammen, im Zustande willenlosen Träumens, Betrachtens, Schwärmens, läßt er „sich gehen“. Davon die Folge ist, daß in den Handschriften typischer Tat- und Willensmenschen zahlreiche sogen. Spannungsmerkmale zutage treten, wie vor allem Winkel, kräftiger Reibungsdruck, Enge, Kürzungen, Betonung der Unterlängen; wohingegen in der Handschrift des Gefühlsmenschen statt dessen mit wesentlich druckloser Federführung sich weiche Kurven zusammenfinden.

Das zweite Gesetz der Ausdruckslehre sagt uns, daß die Bewegungssformen beeinflusst werden vom persönlichen Raumgefühl. Wer z. B. als ein ausgeprägt klarer Kopf an begriffliches Denken und strenge Unterscheidung gewöhnt ist, dessen Anschauungsvermögen hat eine ihm selbst unbewußte Wahlverwandtschaft zu scharf gegliederten Raumgebilden, und der neigt deshalb dazu, Wörter und Zeilen weit voneinander zu trennen, wer hingegen ein mehr sinnlich konkretes und möglicherweise künstlerisch phantasievolles Denken besitzt, dessen Wortkörper heben sich minder scharf aus der Zeile, dessen Zeilen minder scharf aus der Seite ab, und wer endlich der geistigen Klarheit ermangelt, der läßt seine Zeilen mit Ober- und Unterlängen rücksichtslos ineinandergreifen.

Das Raumgefühl ausgesprochen verschlossener, wie ferner unaufrichtiger und lügenhafter Persönlichkeiten ist denjenigen Formen wahlverwandt, welche den Eindruck des Ueberwölbens, Zuschließens, Verdeckens machen, das Raumgefühl der typisch offeneren, den gerade entgegengesetzten Raumgestalten. Darum schreiben jene, ohne es zu wissen, die sogen. Arkade (Bogenbindung oben), diese die sogen. Girlande (Bogenbindung unten).

Von sämtlichen Einwänden, die man gegen die diagnostische Schriftbetrachtung erhoben hat, pflegt keiner auf den Laien einen stärkeren Eindruck zu machen, als der, daß man SCHRIFTEIGENTÜMLICHKEITEN willkürlich annehmen und sogar sich angewöhnen könne. Die Tatsache selbst ist zutreffend, unzutreffend aber die Meinung, daß sie den Diagnostiker zu täuschen vermöge. Es gibt neben dem ursprünglichen einen erworbenen Duktus, und wir kennen genau die Gesetze, nach denen sich dieser aus jenen entwickelt. Weil nämlich die feineren Merkmale der eigenen Handschrift vom Schrifturheber gar nicht beachtet werden und ihm folglich unbekannt bleiben, so richtet sich sein Versuch, seine Handschrift zu „verschönern“ oder „origineller“ oder „interessanter“ zu machen, nur auf gewisse gröbere, so-

gen. repräsentative Züge, und so wird der „erworbene Duktus“ dem gewiegten graphologischen Praktiker zu einem Quell höchst wichtiger Aufschlüsse über das, für was der Schreiber in der Welt und nicht zuletzt vor dem eigenen Bewußtsein zu gelten wünscht. —

Vorstehende Ausführungen wollen dem Leser sagen, daß und warum die „Handschriftendeutung“ möglich sei, nicht aber wollen sie ihm dazu die Handhabe bieten. Die Deutungstechnik ist eine schwierige und verantwortungsvolle Sache, mit der sich niemand befassen sollte, der nicht gründlich die ausdrucks-theoretische und charakterologische Literatur studiert und darauf unter Anleitung eines Könners mindestens ein Jahr lang sich geübt hat.

Zeitschriften.

Wir geben in Nachfolgendem eine Besprechung des „Baltischen Geisteslebens“ aus reichsdeutscher Feder wieder, die in so ausgezeichnete Weise Ziel und Aufgaben dieser Festschrift charakterisiert, daß wir sie auch unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. Erschienen ist der Aufsatz in den von der Leitung der Großdeutschen Gildenschaft herausgegebenen Hefen „Der deutsche Bursch“, 4. Jahrgang, Heft 4.

„Baltisches Geistesleben.“ Zeugnisse aus deutscher Kulturarbeit. Unter Mitwirkung des Berliner Freundeskreises der Deutschen Akademie. Jahrgang 1, 1928. Erscheint in zwangloser Folge in 6 Heften jährlich.

Die in diesem Jahre begründete Sammlung will mit der Zusammenstellung, Herausgabe und Verbreitung der Schätze baltischen Geisteslebens auch dem Reichsdeutschen gerade dienen in und zu der Erkenntnis, daß dieser nordöstlichste Zweig unseres Volkstums in einem ganz besonders hohen und eigenartigen Maße auch an der Gestaltung des gesamtdeutschen Geisteslebens teilgenommen hat. Dieser Werdegang baltischer Sonderstellung ist in Deutschland trotz der großen Zahl bekannter Namen von führenden Balten doch weitgehend unbekannt, und dieser Werdegang droht auch in seiner geschichtlich und soziologisch bedingten Entstehungsweise dem Bewußtsein des deutschbaltischen Volkstums zu entschwenden, unter dem zermürbenden Druck des fast vernichtenden wirtschaftlichen und politischen Umsturzes in der Nachkriegszeit.

Es ist daher auch gerade als Zeichen der immer noch ungebrochenen Heimatskraft dieser Balten zu werten, wenn diese Sammlung unter Führung von acht der bedeutendsten baltischen Namen der Gegenwart überhaupt ins Leben gerufen werden konnte. Der Inhalt soll gebildet werden aus der Zeitschriftenliteratur, aus Memoiren, Briefwechseln, Zusammenstellungen aus Archiven, Vorlesungen usw.

So sind in den bisher erschienenen ersten beiden Heften enthalten Beiträge von R. E. v. Baer, Graf A. Rehserling, H. v. Engelhardt, Bunge, Agel und Adolf Harnack und anderen.

Als besonders hervorragend sind zu nennen der Aufsatz von R. E. v. Baer über den Vorwurf: Welche Auffassung der lebenden Natur ist die richtige?, von Adolf Harnack: Ueber wissenschaftliche Erkenntnis und von Gustav Bunge über: Vitalismus und Mechanismus, dazu die jedem Heft vorausgeschickten Einführungen von H. v. Engelhardt, die eine Synthese zu geben versuchen von dem, was im wesentlichen das Charakteristische, das Zusammenhaltende in jedem Heft darstellt, die geistige Grundhaltung, die in erstaunlicher Übereinstimmung sich aus den aller verschiedensten der behandelten Gegenstände herausstellt.

Hier nun sind wir bei dem Wesentlichen überhaupt angelangt, bei dem, was eine Herausgabe dieser Sammlung überhaupt erst rechtfertigt und eine Besprechung an dieser Stelle als nicht vergeblich erscheinen läßt. Die einzelnen Beiträge,

in den bis jetzt erschienenen Heften überwiegend wissenschaftlich-philosophischen Inhalts, sind ja nicht ihres eigentlichen Inhalts wegen zusammengetragen, sondern zur Verdeutlichung und plastischen Verkörperung einer allgemeinen, instinkt- und erziehungsmäßig vererbten Geisteshaltung.

Hier lebt eine Geisteshaltung noch bis zur Gegenwart fort, die wir im Reich schon seit längerer Zeit unter einer andersartigen Entwicklung verloren haben; nämlich die Einheit der weltanschaulichen Grundlage in Wissenschaft, Beruf und praktischem Leben überhaupt. Demgegenüber haben wir in Deutschland auf diesen Gebieten die vielfältige Zerrissenheit; in derselben Zeit, wo Bunge und Baer in Dorpat lehrten, hatten wir in Deutschland den erbittertsten Streit um Materialismus und Idealismus in der Naturwissenschaft; Gegensätze wie Hader und vielleicht Eucken auf der anderen Seite wären dort kaum möglich gewesen, nicht weil man eine Lehrmeinung als einzig wahre erheben wollte, sondern weil diese weltanschauliche Grundlage der Ueberwindung oder besser des Nichtaufkommens lassens des Materialismus eine Lebensnotwendigkeit war für einen Volksteil, der auf so bedrohtem Posten stand, wie das von der Brutalität der Russifizierungsversuche bedrohte Baltentum. Dadurch war es zu einer Notwendigkeit geworden, sich auch im Innern, in der eigenen geistigen Haltung, aller Hilfskräfte zu versichern, die man aus dem Volkstumsbewußtsein holen konnte. Somit ist es auch der Sinn der Sammlung, zu zeigen, daß hier eine ganz notwendige, organische Entwicklung vorliegt, eine Entwicklung, die eben die Geisteshaltung bedingte, die die russische Gefahr überwinden konnte, denn diese Gefahr ist wahrhaftig nicht durch wirtschaftliche oder politische Mittel unschädlich gemacht worden, sondern allein durch die Waffen des Geistes, die das eigene Volkstum lieferte. So ist auch die äußerlich wohl hinter anderen Maßnahmen zurücktretende Russifizierung der Universität Dorpat in ihrem inneren Werte einzuschätzen als der schwerste Schlag, den die Russen überhaupt führen konnten.

Heute ist ja die Lage nun wieder ganz anders. Die Ereignisse der Nachkriegszeit stellten alle bisherigen Ereignisse doch in den Schatten. Dem Volkstum wurde jeder wirtschaftliche Rückhalt geraubt. Es sollte ihm so die Heimat überhaupt genommen werden. Auch diesmal ist es nicht gelungen, wenn auch Verluste eintraten, wie sie seit Jahrzehnten nicht mehr eingetreten sind. Noch gibt es ein baltisches Volkstum, das auch lebenskräftig genug ist, um einen Willen zur Behauptung auch fernerhin aufzubringen. Aber der Kampf geht jetzt doch schon um die letzten Grundlagen, um den Geist des Volkstums; denn alles andere ist schon genommen worden. Solange es möglich sein wird, aus dem Volkstum und aus der gefunden Tradition des Stammes täglich und stündlich neue Kräfte zu ziehen, sich die geistige Rüstung überhaupt zu erhalten, solange kann die Vorpostenstellung noch nicht verloren gehen. Die zahlenmäßige Einbuße ist da, sie ist aber eben in einem solchen Kampf doch nicht von allein ausschlaggebender Bedeutung, denn weit bedenklicher sind geistige Destruktionserscheinungen, die vor allem unter dem wirtschaftlichen Druck, wie wir ihn im Deutschland des Jahres 1928, trotz Daveslasten gar nicht mehr kennen, eingetreten sind. Es sind hier vor allem zwei Extreme, die uns als Reichsdeutschen auffallen müssen, der übersteigerte Drang nach neuen, westlichen Ideen, und das Gegenteil, das allzustarre, nicht formungsfähige Festhalten am Alten, an einer Ueberlieferung, die nicht mehr von Mal zu Mal neu erworben wird, die nicht erlebt wird, sondern die als Selbstverständlichkeit hingenommen wird. Wenn die Sammlung „Baltisches Geistesleben“ dazu beitragen kann, dort und bei uns im Reich einen lebenskräftigen Sinn zu fördern und zu befruchten, so hat sie ihren Zweck erfüllt.

Werner Giere.

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosentanzstr. 2, Tel. 29-56. • Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmarz.
Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. • Bezugspreis: für ein Vierteljahr 1.50 Kr. (mit Post 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Bmt.; Zeitl. 2.25 Bz. Einzelnummer 0.25 Kr. • Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten“, Reval, Naderstr. 10. Postfach 51. • Abbestellen (laut Konto „Etl. Verlagsgesellschaft Wobd. Kentmann & Co.“) — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postfachkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Halbmonatschrift für wissenschaftliche
und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Reval

Nr. 3

Dienstag, den 12. Februar 1929

5. Jahrgang

Der Kaiser und die Seemacht.

Von Vizeadmiral a. D. Hollweg — Bremen.

Kaiser Wilhelm II. hat bei seinen Bestrebungen, dem deutschen Volk die „See als Quelle von Völkergröße“ näher zu bringen, da angeknüpft, wo sein Ahn, der Große Kurfürst, begonnen hatte. Auch das, was die Männer der Paulskirche 1848 in einer Gefühlsaufwallung erstrebt hatten, war lebendig in ihm. Aber die Zielsetzung Kaiser Wilhelms II. war doch ganz anders und fester fundiert, als alle vorausgegangenen deutschen Seegeltungsbestrebungen. Als einer der ersten und einer der wenigen Weitblickenden hatte er auf Grund historischer und volkswirtschaftlicher Studien schon früh erkannt, daß die Umstellung Deutschlands zum Industrie- und Handelsstaat, das zwangsläufige Hineinwachsen in die Weltwirtschaft und damit auch in die Weltpolitik ganz neue Daseinsbedingungen schuf, die neben früher ungeahnten Aufstiegsmöglichkeiten auch Gefahren in sich trugen, denen zu begegnen ihm als Lebensaufgabe vorschwebte. Die hohe Bedeutung dieser Umstellung für die zukünftige Gestaltung des sozialen Schicksals der Masse des deutschen Volkes war ihm zuerst instinktiv aufgedämmert und dann durch Studien zum vollen Bewußtsein gekommen. Er begriff, daß reiner Küstenschutz wie bisher nicht mehr ausreichte, um dem Deutschen Reich, für dessen Wachsen und Blühen er sich verantwortlich fühlte, in der weiten und doch immer enger werdenden Welt diejenige Seegeltung zu schaffen, deren es bedurfte, um zu leben, um die soziale Lage der Bevölkerung zu verbessern und um in aussichtsreichem, friedlichem Wettbewerb mit anderen Völkern trotz immer knapper werdenden deutschen Bodens zu bestehen. Seegeltung soll in diesem Sinne einbegreifen die Summe der rein wirtschaftlichen und wirtschaftspolitischen überseeischen Belange, also alle sogenannten „Seeinteressen“ wie Schifffahrt, Schiffbau-

Industrie, Handel, Seefischerei, Kolonien, Kapitalanlagen und Volkstum im überseeischen Auslande.

Über soziale Fragen kam es zwischen dem jungen Kaiser und Bismarck zu schweren Differenzen. Soziale Erwägungen waren es auch vorwiegend, nicht aber Welt Herrschaftsgelüste oder Sehnsucht nach Flottenparaden, die den Kaiser antrieben, zum Schutze der Seegelungsbelange die Defensivrüstung Deutschlands durch zureichende Seemacht zu ergänzen. „Güter und Werte gehen nach einem historischen Gesetz auf einem so umstrittenen Gebiete, wie dem Meere, wieder verloren, wenn sie nicht geschützt werden.“ (Professor Rodenberg: „Seemacht in der Geschichte“.) Die Erfahrungen aus der Hansezeit stützten die Auffassung des Kaisers. Die Bücher des Engländers Seeley: „Expansion of England“ des Amerikaners Mahan über den „Einfluß der Seemacht in der Geschichte“ und volkswirtschaftliche Statistiken waren ihm geläufig.

Unser Gesamt Handel, von dem 70 Prozent Seehandel waren, verdoppelte sich von 1900 bis 1913 auf 20,8 Milliarden Mark. Er erreichte beinahe den Wert des englischen und hätte ihn ohne Krieg in absehbarer Zeit überflügelt. Die Tonnage der Handelsflotte stieg von 2,5 Millionen Brutto-Registertonnen in 1900 auf 5,5 Millionen in 1914. Unsere Schnell dampfer erwarben das „Blaue Band“ des Atlantiks. Wallin schrieb: „Wir erobern Schützengraben auf Schützengraben auf den Ozeanen.“ Der deutsche Gesamtgüterverkehr zur See betrug 1914 53,5 Millionen Tonnen, deutsche Schiffe beförderten davon 47,9 Millionen Tonnen. Von dem Werte der jährlich durch die deutsche Handelsflotte über See beförderten Gütertransporte von 20 Milliarden Mark verblieben zwei Milliarden an Frachtgewinnen der deutschen Volkswirtschaft. Die Leistungsfähigkeit der deutschen Handelsflotte erhöhte sich in dem Jahrzehnt 1895 bis 1905 um 234 Prozent (Welt Handelsflotte 70 Prozent, englische Flotte 47 Prozent). Der Verkehr im Kaiser-Wilhelm-Kanal versünfachte sich zwischen 1896 und 1913. Der Anteil Deutschlands am Suezkanal-Verkehr stieg zwischen 1888 und 1913 von 3,6 auf 16,7 Prozent. Der Wert der Ausfuhr stieg zwischen 1890 und 1912 in Deutschland um 165 Prozent, in England um 85 Prozent, in den Vereinigten Staaten um 157 Prozent.

Diesen wenigen Seegelungszahlen steht als Tatsache gegenüber, daß sich die Flottenstärke Englands, Frankreichs, Amerikas und Deutschlands 1888 bei Regierungsantritt des Kaisers verhielten wie 10:6:2:1. War also ein verbesserter Schutz deutscher Seegelung, wie er auch im Kellogg-Pakt nachträglich für jedes Land als berechtigt anerkannt ist, notwendig oder nicht? Durch den deutschen Flottenbau wurde das Stärkenißverhältnis bis 1913 korrigiert in die Zahlenrelation 8:3:4:4. Der englischen Seemacht blieb also immer noch die doppelte Überlegenheit über die deutsche. Der Amerikaner Harry Elmer Barnes schrieb in seinen Untersuchungen über die Kriegsschuldfrage: „Die deutsche Seerüstung stand in durchaus angemessenem Verhältnis zu den deutschen Seeinteressen und bedrohte niemand.“ Als Kaiser Wilhelm II. 1897 den Konteradmiral Tirpitz zum Marine Staatssekretär ernannte und so dem Flottenbau Ziel und Richtung gab, schrieb der „Matin“: „Warum will der Kaiser die

Deutsche Kriegsmarine entwickeln? Weil Handel, Schifffahrt und Industrie in Deutschland außerordentlich zugenommen haben und weil Kriegsschiffe notwendig sind, um so ungeheure Handelsinteressen zu schützen."

Neun Jahre nach seinem Regierungsantritt hat Kaiser Wilhelm II., die wirtschaftliche Entwicklung aufmerksam beobachtend, verstreichen lassen, ehe er an einen planmäßigen Schutz deutscher Seegeltung heranging. Über-eilt war sein Handeln also nicht. In der Flottengesetzzeit traten die ersten Repräsentanten der deutschen volkswirtschaftlichen Wissenschaft, Schmol-ter, Wagner, Sombart, v. Halle und andere mehr, die Größe unserer Fortschritte aufzeigend, für verbesserten Seegeltungsschutz ein. Nam-hafte Historiker schlossen sich an. Die öffentliche Meinung erwärmte sich — die Abstimmungen im Reichstage beweisen es — mehr und mehr für Seegeltung und Seemacht. Selbst die immer rüstungsfeindliche Sozial-demokratie vermochte nicht, die „Ratheder-Sozialisten" von einem Eintritt für den Flottenbau abzuhalten. Auch die Anteilnahme der Massen an dieser politischen Umstellung war groß. Die Zustimmung war keineswegs eine künstlich gemachte. Propaganda wirkt nur, wenn gewisse Voraus-setzungen dafür gegeben sind. 1899 jubelte vor dem Rathaus in Hamburg die versammelte Menge nach der bekannten Kaiserrede: „Witter not tut uns eine starke deutsche Flotte", dem Monarchen zu. 1912, nach Agadir, schickten die katholischen Bergarbeiter des Rheinlandes eine Abordnung zu dem Reichstagsabgeordneten Bachem und forderten ihn auf, für die Novelle von 1912 einzutreten. Selten oder nie ist eine Mehrheit des deut-schen Volkes nach der Reichsgründung so stolz auf die Fortschritte und so einstimmig in der Zielsetzung gewesen. Wenn auch manche temperament-volle Äußerung des Kaisers der an sich guten Sache mehr geschadet als genützt hat, so bleibt doch historische Wahrheit, daß er oft aussprach, was dem Empfinden der Massen damals voll entsprach.

In seiner klassischen Novelle „Die Versuchung des Pescara" läßt Conrad Ferdinand Meyer die schöne Victoria Colonna sagen: „Der größte sittliche Konflikt ist der zwischen zwei höchsten Pflichten." Kaiser Wilhelm II. ist sich nicht im Zweifel gewesen, daß der Flottenbau notwendig gewisse politische Gefahren in sich trug. Aus einer Fülle von Aussprüchen läßt sich erweisen, daß ihm die Erhaltung des Friedens höchste sittliche Pflicht war und daß er Weltherrschaftsziele nicht gehegt hat. Sitt-liche Pflicht war ihm aber auch, die soziale und wirtschaftliche Zukunft des deutschen Volkes zu sichern. In dem Konflikt zwischen diesen beiden höchsten sittlichen Pflichten hat er den Mittelweg einzuhalten versucht. Frei-lich ohne sich dem herrischen englischen Diktat „You must stop building!" fügen zu wollen. Was die mit dem Flottenbau zusammenhängende Staatspolitik betrifft, so muß unverrückbar festgehalten werden, daß verfassungsmäßig nicht dem Kaiser, sondern seinen Reichskanzlern die volle Verantwortung für alle politischen Maßnahmen zufällt, über die, wie die Dokumentenveröffentlichungen erwiesen haben, der Kaiser nicht einmal im-mer vollständig unterrichtet wurde.

Unendliches verdankt die deutsche Handelschifffahrt, der Handelschiffs-bau und alle sonstigen Bestandteile des vielseitigen Begriffes „Seegeltung"

dem fördernden Interesse Kaiser Wilhelms II. Wenn trotz Kriegsausgang und Auslieferung der Handelsflotte Deutschland nicht ganz von der See verschwunden ist, wenn gerade an der Küste trotz aller Hemmnisse „Auferstehungswunder“ zu verzeichnen sind, die Herrn Briand auf der letzten Völkerbundtagung so beunruhigten, so ist das zum Teil auch darauf zurückzuführen, daß in der Vorkriegszeit durch den Kaiser Seegeltungserkenntnisse erweckt wurden, die stark genug waren, um selbst den Vernichtungskrieg zu überdauern. Unendliches verdankt auch die in der Flotte von 1914 ausgedrückte Seemacht dem ersten kaiserlichen Admiral, der ihr nicht nur Förderer und Freund wie nie ein Hohenzoller zuvor, sondern auch Lehrmeister und Wegweiser war. Wie er über sein Verhältnis zu ihr dachte, zeigen die Worte der Kabinettsorder, die er bei seinem Regierungsantritt an sie richtete, und jene, nur den zuhörenden Seeoffizieren bekannte Ansprache im Offizierskasino zu Kiel, in der er tief bewegt am Schlusse äußerte: „Wie der letzte Gedanke meines seligen Großvaters seine Armee war, so wird mein letzter Gedanke dermaleinst meine Flotte sein.“ Ob ihm die Marine im November 1918 Treue mit Treue vergolten hat, darüber mag die Geschichte richten.

Die heute mündig gewordene Generation im verarmten, wehrlosen Deutschland weiß aus eigenem Erleben nichts von den Tagen des Glanzes, nichts von den Aufstiegs- und den Seegeltungshoffnungen in der Vorkriegszeit. Damals wurden mit überwältigender Stimmenmehrheit Doppelgeschwader im Reichstag bewilligt. Heute wird dort um die erste Baarate eines einzigen Panzerschiffes kläglich gemarktet. Die Jugend von heute sieht nur das Elend, die Kriegstribute, die Hoffnungslosigkeit deutscher Zukunft. Sie urteilt daher, unterrichtet von einer einseitig eingestellten und oft nicht objektiven Kritik an geschehenen Dingen, auf die hier bewusst nicht eingegangen ist, ungerecht und bitter über die Bestrebungen Kaiser Wilhelms II. Über Zielsetzungen, die aber dennoch mit heißem Herzen das Beste für Volk und Vaterland wollten.

Welt und Umwelt *).

Von Jakob Baron v. Uexküll — Hamburg.

(Schluß.)

Wie die Tast- und Lichtempfindungen von Lokalzeichen begleitet werden, gesellen sich allen Bewegungsimpulsen, die wir unseren Körpermuskeln erteilen, Richtungszeichen bei. Und wenn die Lokalzeichen die Größe der Gegenstände messen, messen die Richtungszeichen den Weg der ausgeführten Bewegung. Sie geben uns die Empfindung von nah und fern und bestimmen zugleich die Richtung nach vorn und hinten — nach oben und unten — nach rechts und links.

*) Vortrag, gehalten auf der neunzigsten Tagung deutscher Naturforscher und Ärzte in Hamburg, Sept. 1928 und in Meval in der Estl. literär. Gesellschaft.

Nun besitzt unser Auge nicht bloß Muskeln, die den Augapfel bewegen, sondern auch Muskeln, die auf die Linse so wirken wie die Verschiebung des Objektivs einer photographischen Kamera. Dabei wird die Fläche des deutlichsten Sehens vor- und zurückgeschoben. Die Innervierung der Linsenmuskel erzeugt die Richtungszeichen vor und zurück, in die Ferne und in die Nähe. Wenn die Muskeln ganz entspannt sind liegt die Ebene des deutlichsten Sehens auf acht bis zehn Meter Entfernung. Sie bildet dann die fernste Ebene, in der alle noch weiter dahinter liegenden Gegenstände nebeneinander gesehen werden. Im Lauf der Jahre lernen wir es, die fernste Ebene immer weiter hinauszuschieben und auch weiter abliegende Gegenstände in verschiedenen Abständen zu sehen. Wir lernen es, bestimmte Entfernungszeichen zu benutzen, wie Ueberschneidungen, Schattenwirkungen, vor allem aber das Kleinerwerden der Gegenstände. Schließlich hat auch dies erlernte Hinauschieben ein Ende. Dann bilden der Horizont und das Himmelsgewölbe die fernste Ebene. Um Himmelsgewölbe ziehen Sonne, Mond und Sterne in gleicher Entfernung von uns ihre Bahn.

Daß dies die richtige Deutung ist, davon habe ich mich selbst überzeugen können. Als ich nach einem schweren Typhus zum ersten Male ausging, hing das Bild der Straße als fernste Ebene auf etwa zwanzig Meter Entfernung vor mir. Die Wagen, die an mir vorbeifuhren, gelangten bald in das Bild, entfernten sich dann aber nicht weiter von mir, sondern wurden nur kleiner. Ich hatte das Sehen mit Hilfe der Entfernungszeichen verlernt und vermochte infolgedessen die fernste Ebene nicht weiter hinauszuschieben.

Diese Erfahrung gibt den Schlüssel zu der von Helmholtz mitgeteilten Beobachtung. In der Umwelt des Knaben lag die fernste Ebene vor dem Turm. In der Umwelt des Erwachsenen hinter ihm. Deshalb waren die Arbeiter auf dem Turm für das Kind klein, für den Erwachsenen fern.

Unser Sehraum täuscht uns keineswegs, wie Gering annimmt, über die wirkliche Größe der Gegenstände, sobald wir gelernt haben ihre sichtbare Größe als Entfernungszeichen zu benutzen. Und wir haben es nicht nötig, den Sehraum dauernd mit Hilfe eines gedachten Raumes zu korrigieren, dessen Objektivität zudem mehr als zweifelhaft ist, da er nichts weiter darstellt als die Erweiterung des subjektiven Raumes.

Wir sind jetzt in der Lage, ein deutliches Bild unseres Sehraumes zu entwerfen. Die immer gleiche Anzahl von Orten, die sich in der Fläche des deutlichsten Sehens befindet, wird strahlenförmig erst mit Hilfe der Richtungszeichen, dann mit Hilfe der Entfernungszeichen Schritt für Schritt, von unserem Auge als dem Raummittelpunkt beginnend, immer weiter hinausverlegt, bis sie als fernste Ebene zum Stillstand kommt, und den gesamten Sehraum umschließt. So sind wir allseitig von einem Orte-Mosaik umgeben, das in der Nähe sehr fein ist, nach außen zu immer gröber wird. Das ganze Orte-Mosaik wird nach außen zu von der fernsten Ebene abgegrenzt, die den sinnlichen Raum gegen die Raumlosigkeit abschließt. Der ringsum abgegrenzte Sehraum bildet das gesamte Reservoir

unserer sichtbaren Dinge. Außerhalb des Sehraumes herrscht die völlige Gegenstandslosigkeit. Außerhalb dieses allumfassenden Raumreservoirs gibt es auch keinen leeren Raum mehr, sondern gar keinen Raum. Auch unsere Vorstellung vermag das Raumreservoir nicht zu überschreiten. Sie vermag wohl die fernste Ebene bis in die Unendlichkeit zu verschieben und das derart erweiterte Raumreservoir mit Gestirnen und Milchstraßen voller Gestirne, die vorher in der gleichen Ebene lagen, auszufüllen. Aber hinter die fernste Ebene vermag auch die kühnste Vorstellung nicht mehr vorzudringen.

Es ist wenig mehr übrig von der objektiven Welt, wenn auch die Orte als subjektive Faktoren angesprochen werden. Doch bleibt der eine unendliche, unbewegte dreidimensionale Vorstellungsraum als unerschütterte objektive Wirklichkeit bestehen. Seine Daseinsberechtigung verdankt er in erster Reihe den Astronomen, die gerade dort, wo der Umweltraum endet, ihr Reich aufgerichtet haben. Von diesem unendlichen objektiven Raum unterscheidet sich der endliche Umweltraum noch in weiteren wichtigen Punkten.

Wenn wir auf der Landstraße einherwandeln, nehmen wir unseren Raum, der durch den Horizont und das Himmelsgewölbe abgegrenzt ist, wie ein Schneckengehäuse mit uns mit. Im gleichen Tempo wie der Horizont vor uns zurückweicht, folgt er uns hinter uns nach. Es treten wohl neue Gegenstände vor uns auf und verschwinden beim Weiterwandern hinter uns am Horizont. So wechselt der Inhalt der Umwelt, aber der Raum bleibt. Der Umweltraum wandert mit uns, und es entspricht nicht den Tatsachen, wenn behauptet wird, wir bewegten uns in einem unbewegten Raum.

Die gegenteilige Annahme einer einzigen objektiven, das heißt vom Subjekt unabhängigen Welt, mit ihrem ruhenden Raume, in dem sich alle Subjekte bewegen, hat im Lauf der Menschheitsgeschichte sehr merkwürdige Wandlungen durchgemacht. Die Erdkunde der Griechen und Babylonier faßte die Erde als einen flachen Teller auf, über dem sich die blaue Halbkugel des Himmels wölbte. Diese Auffassung war im Wesentlichen anthropozentrisch, denn sie war nichts als der erweiterte und stillgestellte Umweltraum, wie er sich dem einzelnen Menschen darbot. Über der Himmelsglocke wohnten die Götter. Unter ihr begann das irdische Reich, zu dem auch die Gestirne gehörten, die von den Göttern gelenkt wurden. So fuhr Apollo mit seinem Sonnenwagen täglich am ehernen Himmelsgewölbe entlang.

Als die Kugelgestalt der Erde erkannt worden war, umschloß der Himmel mit seinem Fixsternschmuck als riesige Hohlkugel die Erde, die im Weltmittelpunkt lag. Dies war die geozentrische Weltauffassung. Auch die Lehre des Kopernikus, der die Sonne in den Mittelpunkt der Welt rückte, und die heliozentrische Weltvorstellung schuf, änderte nur wenig an der Gesamtlage. Das Himmelsgewölbe hatte sich zwar viel weiter ausgedehnt, aber hinter ihm blieb genügend Raum für die Wohnungen der Götter. Erst als Giordano Bruno das Himmels-

gewölbe sprengte und die fernste Ebene bis in die Unendlichkeit zurückschob, kam es zur Katastrophe. Der leere Raum von vereinzelt Gestirnen bevölkert, war kein geeigneter Wohnsitz für die Götter.

Alle diese Weltanschauungen hatten, trotz ihrer verschiedenen Einstellung, das Eine gemeinsam: sie waren samt und sonders *m o n o z e n t r i s c h*. Der Weltraum besaß nur einen Weltmittelpunkt.

Und nun kam Einstein, den man mit Recht als einen zweiten Kopernikus bezeichnet hat. Er leugnete das Vorhandensein eines Weltmittelpunktes und brachte damit die ganze Vorstellung eines objektiven Raumes zu Fall. Man kann sich nämlich einen Raum ohne Mittelpunkt, einen *a z e n t r i s c h e n* Raum überhaupt nicht vorstellen, denn der Raum ist das einzige Ding, das wir nicht vor uns hinstellen und von außen betrachten können. Zur Vorstellung des Raumes gehört, daß er uns allseitig umgibt und daß wir uns in seinem Mittelpunkte befinden.

Man kann sich aber auch nicht den Raum *p o l y z e n t r i s c h*, das heißt mit vielen Mittelpunkten versehen, vorstellen, denn damit geht eine seiner wesentlichen Eigenschaften verloren. Der Raum ist dreidimensional, oder er ist kein Raum. Seine Richtungen müssen eindeutig gegeben sein, sonst kann die Vorstellung eines einheitlichen Raumes nicht aufrecht erhalten werden. Wenn ich aber jedes beliebige Gestirn zum Bezugskörper, das heißt zum Weltmittelpunkt machen kann, so ist ein Körper, der sich zwischen zwei Weltmittelpunkten befindet, zugleich rechts und links im Raum gelegen, was eine Unmöglichkeit ist. Zugleich rechts und links kann ein Körper nur in dem Fall liegen, wenn er zu zwei verschiedenen Räumen in Beziehung gesetzt wird. Damit löst sich die bisher herrschende Vorstellung eines einzigen objektiven Raumes in lauter verschiedene Einzelräume auf, das heißt sie kehrt zur Vorstellung von lauter subjektiven Einzelräumen zurück, die sich beliebig überschneiden können. Es kann ein jeder Körper in beliebig vielen Räumen gelegen sein, von denen jeder einzelne seine eigenen drei Dimensionen enthält. Dadurch wird es wahrscheinlich, daß auch die drei Dimensionen des Raumes keine objektiven, sondern subjektive Wirklichkeiten sind, die der Umwelt und nicht der Welt angehören.

Daß dies in der Tat die richtige Lesart ist, davon kann sich jeder leicht überzeugen.

Wenn wir auf der Landstraße einherwandeln, von unserem Umwelt-raum umgeben, den die fernste Ebene abschließt, so wird es uns auffallen, daß die Gegenstände, die uns umgeben, neben ihren sichtbaren Farben und Formen auch eine ausgesprochene Raumtönung besitzen. Auf der einen Seite der Straße sind alle Gegenstände rechtsgetönt, auf der anderen linksgetönt. Ebenso sind die vor uns auf der Straße liegenden Gegenstände anders getönt als die hinter uns liegenden. Auch die in der Luft befindlichen Gegenstände besitzen eine andere Raumtönung als die auf dem Erdboden. Drei Paar verschieden getönter Raumhälften umgeben uns. Sie überlagern sich so, daß jeder Gegenstand drei Raumtönungen erhält. Ein Gegenstand ist zum Beispiel links, oben, vor mir gelegen und ein anderer rechts, unten, hinter mir, und so fort, in allen möglichen Kombinationen.

Jede Raumhälfte ist gegen ihren Partner scharf abgegrenzt. Um diese Grenzen festzustellen, brauchen wir nur ein flaches Stück Pappe in die Hand zu nehmen, und bei geschlossenen Augen durch Hin- und Herfahren die Grenzen zwischen links und rechts — oben und unten — hinten und vorn aufzusuchen. Auf diese Weise können wir feststellen, daß ein jeder von uns ein zwar unsichtbares, aber durchaus fühlbares Koordinatensystem mit sich herumführt, das er in seinen Umweltraum verlegt. Das Koordinatensystem ist nicht bei allen Menschen ganz gleich gelagert, aber immer streng an den Kopf gebunden, dessen Bewegung es folgt.

Die scheinbar objektiv vorhandenen drei Dimensionen des Raumes sind stets an ein Koordinatensystem gebunden, das einem Subjekt angehört, welches sich im Mittelpunkt des Raumes befindet. Durch diese Erkenntnis vervollständigt sich das Bild unseres Umwelttraumes, der aus dem besprochenen Orte-Mosaik besteht. In dieses Mosaik hinein entwerfen wir mit Hilfe unseres Koordinatensystems die drei Dimensionen, die jeden Raum charakterisieren.

In allen monozentrischen Räumen herrscht ferner die gleiche Zeit; Einstein hat nun gezeigt, daß dies für einen polyzentrischen Raum nicht mehr gilt. Wenn zwei Blitze links und rechts von mir gleichzeitig einschlagen, so besteht diese Gleichzeitigkeit nur für den Raum, dessen Mittelpunkt ich selbst bilde. Dagegen werden die Blitze in dem Raum eines Subjektes, das sich seitlich von mir befindet, nacheinander einschlagen.

Auch die Zeit ist eine subjektive Wirklichkeit. Wie der Raum aus lauter kleinsten räumlichen Gefäßen, den „Orten“, besteht, besteht die Zeit aus lauter kleinsten zeitlichen Gefäßen: den Momenten. Während die Orte aus hinausverlegten Vokalzeichen entstehen, entstehen die Momente aus hinausverlegten Momentzeichen. Die Entdeckung des Momentes als einer subjektiven Maßeinheit der Umwelt stammt von Karl Ernst von Baer, der in anschaulicher Weise dargetan hat, wie das Weltbild sich ändern muß, wenn diese subjektiven Faktoren sich ändern. Baers Lehre, daß das Weltbild abhängig ist von der Dauer der Momente, hat durch die Kinematographie eine glänzende Bestätigung erfahren. Die Filmopereure berechnen den menschlichen Moment auf ein achtzehntel Sekunde, weil die Bilderserie des Filmbandes den gleichen Eindruck hervorruft wie der direkt beobachtete Vorgang, wenn ein jedes Bild ein achtzehntel Sekunde lang ruckweise stillgestellt wird. Mit Hilfe des Zeitraffers und der Zeitlupe gelingt es, genau wie Baer es vorausgesagt hatte, den gleichen Vorgang zu beschleunigen oder zu verlangsamen.

Wie im Film bauen wir selbst von Moment zu Moment das Weltbild ruckweise vor uns auf. Innerhalb eines Momentes steht die Welt völlig still. Weil aber die benachbarten Momente untermerklich voneinander abweichen, laufen alle Bewegungen in der Welt kontinuierlich vor unseren Augen ab.

Daraus folgt, daß in jeder Umwelt, die in ihrem ganzen Umfang von Moment zu Moment dauernd neu entworfen wird, die gleiche Zeit herrschen muß. Das gleichzeitige Einschlagen der Blitze hat nur in meiner Umwelt und für meine Person seine Gültigkeit, die den Mittelpunkt dieser

Umwelt bildet. Für jede andere Umwelt, die einen anderen Weltmittelpunkt besitzt, gelten andere Gesetze. Wer selbst für ein Subjekt, das den gleichen räumlichen Weltmittelpunkt einnimmt wie ich, das aber viel kürzere Momente besitzt, werden die Blitze nicht gleichzeitig einschlagen, wenn sie bei ihm auf verschiedene Momente fallen.

Durch die Aufstellung der Relativitätstheorie ist Einstein der Zerrümmterer der objektiven Welt geworden. Die objektive Welt beruhte auf der Vorstellung eines einheitlichen Raumes und einer einheitlichen Zeit. Sie war, wie wir jetzt erkennen, an die Existenz eines einzigen Subjektes gebunden. Sie konnte nur solange aufrecht erhalten bleiben, als ein Jeder seine eigene subjektive Vorstellungswelt für die allein existierende subjektive Welt hielt.

Sobald wir das Dasein vieler Subjekte anerkennen, von denen jedes seine Momentzeichen, seine Lokalzeichen und seine Richtungsebenen besitzt, ist es mit der einen, allein existierenden, objektiven Welt vorbei. Sie ist wirklich nicht vorhanden. Alle sogenannten objektiven Wirklichkeiten haben sich als subjektive Wirklichkeiten entpuppt. Das Universum besteht nicht aus einer absoluten objektiven Welt, sondern aus zahllosen subjektiven Umwelten.

Diese Erkenntnis ist für die Biologie von weittragender Bedeutung. Wir wissen jetzt, daß all die verschiedenen Tiersubjekte sich nicht mit uns auf der gleichen Weltbühne bewegen, sondern daß jedes Tier seine Weltbühne für sich besitzt, die sich durchaus von der unsrigen unterscheidet.

Wenn wir einen Mückenschwarm am Abend im Schein der scheidenden Sonne tanzen sehen, so tanzen die Mücken keineswegs im Schein unserer Menschensonne, die groß und leuchtend fern am Horizonte steht, sondern im Schein ihrer winzigen Mücken-sonne, die kaum einen Meter entfernt in der fernsten Ebene des Mückenauges die Mückenwelt beleuchtet.

In der Mückenwelt mit ihren spärlichen Orten gibt es keine Sterne, weil alle Einzelheiten, die unserem Auge deutlich sind, verschwinden. Helle und dunkle Flächen, Bewegungen von begrenzter Geschwindigkeit, Feuchtigkeit, Wärme, spärliche Töne, wie das E in verschiedenen Oktaven, beeinflussen die Handlungen der Mücke. Die ganze Mückenwelt besteht nur aus den wenig zahlreichen Mückendingen, unter denen unsere Haut mit ihrem spezifischen Mückenduft eine hervorragende Rolle spielt, weil sie dem Mückenstachel kein Hindernis entgegenstellt. Da ferner das Mückengift die Fähigkeit besitzt, unser Blut heranzulocken, bilden wir Menschen eine geradezu ideale Tankstelle der Mücken.

Mücke und Mensch liefern gemeinsam die nötigen Teile der Umwelt für ein drittes Subjekt, den Malaria-Parasiten *Plasmodium vivax*, der dank seiner Fähigkeit, den eigenen Körper fünfmal auf- und abzubauen, aus den so gänzlich verschiedenen Eigenschaften seiner beiden Wirte die Faktoren seines wechselvollen Lebenszyklus entnimmt.

In einer Gestalt ist *Plasmodium* wohl geeignet, um auf die roten Blutkörperchen des Menschen Jagd zu machen. Eine andere Gestalt ermöglicht es ihm, den Magen der Mücke zu durchbohren. In einer dritten erspürt *Plasmodium* die Speicheldrüsen der Mücke, gegen deren Gift

es gefeit ist. Zwei weitere Gestalten nimmt Plasmodium an, um sich passiv durch den Rückenstachel von der Mücke zum Menschen und vom Menschen zur Mücke übertragen zu lassen.

Ein jedes Lebewesen ist der Ausdruck eines selbstdienlichen Eigenplanes, der die gesamte Umwelt mit Eigendingen füllt. So gibt es in der Mückenwelt nur Mückendinge und in der Plasmodiumwelt nur Plasmodiumdinge. Zugleich ist aber ein jedes Lebewesen eingepaßt in einen Fremdplan, und seine Organe werden zu Fremddingen. So dient unsere Haut als Tarnstelle für die Mücken, und unsere Blutkörperchen dienen als Beute für Plasmodium.

Der selbsttätige Eigenplan, der sich in jeder lebendigen Gestalt verkörpert, ist der wirkliche Naturfaktor, der alles Leben schafft. Er baut die Zellen, Gewebe und Organe für den einheitlich arbeitenden Körpermechanismus, den er dauernd beherrscht. Dabei ist der Eigenplan völlig blind gegenüber den Fremdplänen, die keine Erzeugnisse in ihrem Interesse ausnutzen. Der Eigenplan erbaut nicht nur die Gestalt des lebenden Körpers, sondern erschafft zugleich die dazugehörige Umwelt mit ihrem Raum, ihrer Zeit und den in beiden eingewobenen Eigendingen. Jedes Eigending der einen Umwelt ist zugleich ein Fremdding einer anderen Umwelt, umgestaltet nach dem Fremdplan eines anderen Subjektes, ohne daß je der Eigenplan des ersten Subjektes davon Kenntnis erhielt.

Durch die junge Erbsenschote bohrt sich die kleine Larve des Erbsenkäfers und dringt in die grüne, im Wachstum begriffene Erbse ein. Dort ernährt sie sich vom frischen Gewebe, ohne die Erbse in ihrem Wachstum zu stören. Bevor die Erbse hart geworden ist, baut sich die Larve eine Ausgangspforte, gemäß den Weisungen ihres Eigenplanes, aus der der vollentwickelte Erbsenkäfer später den Weg ins Freie nimmt. Die Ausgangspforte des Erbsenkäfers dient aber zugleich als Eingangspforte seinem schlimmsten Feinde. Der Legeftachel einer kleinen Schlupfwespe findet durch diese Pforte den Weg zur Larve des Erbsenkäfers und senkt ein Ei in das weiche Gewebe des völlig wehrlosen Tieres. Aus dem Ei der Wespe schlüpft eine Larve, die kein Vegetarier ist, sondern sich an dem fetten Gewebe der Erbsenkäferlarve gütlich tut. Zum Schluß wandert die ausgewachsene Wespe aus dem Tor, das keineswegs für sie gebaut war, das aber auch in ihrem Plan eine entscheidende Rolle spielt.

Dies ist nur ein Beispiel. Überall, wo wir hinschauen, greift Plan in Plan — Gestalt in Gestalt — Umwelt in Umwelt ein. So breitet sich das sinnvolle Gewebe des Lebens über die ganze Natur aus. Überall ist das Subjekt der Stempel, der den Dingen seiner Umwelt sein Gepräge aufdrückt, während die Objekte von Umwelt zu Umwelt ihr Gepräge wechseln.

Man rufe sich die Gestalt einer Eide ins Gedächtnis und prüfe, wie sie sich in den Umwelten all der Tiere umwandelt, zu denen sie in Beziehung tritt. In der Umwelt des Holzwurms wird sie zur Wurmspeise; in der Umwelt des Spechtes, der auf die Holzwürmer Jagd macht, wird sie zu dessen Beutefeld. Dem Eichhörnchen wird sie zur Leiter und der Eule zur Wohnung. In der Umwelt des Fuchses, der unter ihren Wur-

zeln haust, nimmt sie eine gänzlich andere Gestalt an als in der Umwelt der Ameise, die ihre Rinde erklettert. Immer wieder sind es andere Eigenschaften, die planmäßig zu anderen Dingen geformt werden. Und dabei ist die Eiche selbst das Erzeugnis eines subjektiven Eigenplanes, der sich in der Eichel ausreift, und der von vornherein eingestellt ist auf künftigen Sturm, künftigen Regen, künftigen Sonnenschein ihrer eigenen Umwelt.

Über den abertausend Eigenplänen der Lebensgestalten waltet das Leben selbst als eine allumfassende, alles beherrschende Planmäßigkeit. Wer diese Planmäßigkeit leugnet, leugnet das Leben selbst. Wer aber das Leben sucht, findet es in den planvollen Lebensgestalten und den ihnen planvoll angegliederten Umwelten. Die vornehmste Aufgabe der Lebenserforschung besteht im Aufsuchen des Planes als der allem Lebendigen zugrunde liegenden Wirklichkeit.

Niemand wird leugnen können, daß diese These eine brauchbare Arbeitshypothese für das Studium der Biologie bildet. Sie ist sozusagen ein neues Gerüst, das wir errichten, um das Leben zu umfassen und in seinen Einzelheiten kennenzulernen. Als solche ist die These von der subjektiven Wirklichkeit der Welt entstanden und soll nun zeigen, wie sie sich im Wettkampf mit der These von der objektiven Wirklichkeit der Welt bewähren wird.

Als Hilfsmittel der biologischen Forschung ist die Umweltlehre nicht aufregender als jene andere Theorie. Auch vom philosophischen Standpunkt wird man sie mit Ruhe betrachten. Der wohlwollende Beobachter wird ihr zugestehen, daß sie das Weltbild in hohem Maße bereichert, indem sie der Welt neben der Ausdehnungsmöglichkeit in Raum und Zeit noch eine dritte in die Umwelten bietet.

Wie eine Bombe wirkt aber die Umweltlehre, wenn sie mit der unser bürgerliches Leben beherrschenden mechanischen Weltanschauung zusammenprallt. In zwei Hauptpunkten unterscheidet sie sich grundsätzlich von dieser: Erstens in der Ablehnung der Wirklichkeit einer einzigen, allumfassenden, objektiven Welt, der sie die Wirklichkeit von abertausend subjektiven Umwelten entgegensetzt, und zweitens in der Anerkennung einer über allem Leben waltenden planmäßigen Macht, die sie an Stelle des planlosen Zufalls setzt, der die mechanische, objektive Welt regiert.

Es gibt nach der Umweltlehre keine allgemeine Weltbühne, auf der sich, sagen wir, Herr Müller und Frau Schulz begegnen, sondern sowohl Herr Müller wie Frau Schulz besitzen ihre eigene Umweltbühne. Infolgedessen verwandelt sich Herr Müller sofort in ein Schulzeding und Frau Schulz in ein Müllerding. Diese Umformung ist meist so stark, daß die Betroffenen sich gar nicht wiedererkennen würden, wenn sie einen Einblick in die fremde Bühne gewinnen könnten.

Deswegen ist uns auch das Urteil, das unser Nachbar über uns fällt, oft so völlig unverständlich. Es betrifft nämlich gar nicht uns selbst, sondern den Schauspieler, der unter unserem Namen auf der fremden Bühne agiert. Dieser Schauspieler ist immer das Erzeugnis des nachbarlichen Subjektes. Der Nachbar verbindet die an uns wahrgenommenen Eigenschaften, gemäß seinen Fähigkeiten, zu einer seiner Weltbühne angemessenen Persönlichkeit, die oft mit der unseren verzweifelt wenig Ähnlichkeit besitzt.

Diese Erkenntnis wird uns mißtrauisch gegen unser eigenes Urteil über unsern Nachbar machen, wenn dieses sich bloß auf seine Handlungen in unserer Umwelt gründet. Deshalb werden wir es versuchen, ihn nach seiner Umwelt zu beurteilen. Dazu gehört aber sorgfältige Beobachtung und jahrelange Erfahrung.

Wenn schon die Beurteilung unserer nahen Bekannten, das heißt der Hauptdarsteller auf unserer Umweltbühne schwierig ist, so geht sie meist völlig in die Irre, wenn wir über die große Masse der Unbekannten urteilen, die wir unter dem Sammelnamen „Volk“ oder „Menschheit“ zusammenfassen.

Das Volk besteht auf den meisten Umweltbühnen aus nichts anderem als aus der gehäuften Wiederholung des gleichen selbstgemachten Statisten, den der Bühneninhaber je nach seiner Machart verabscheut oder anbetet. Es ist nun viel leichter und billiger, diesen selbstgemachten Statisten zu lieben, als dem Nächsten zu helfen. Die schönen Redensarten von Volkswohl und Menschheitsbeglückung werden vom Umweltforscher immer sehr kritisch beurteilt werden.

Ich zweifle daran, daß die Umweltlehre in unserem Zeitalter, das für die Gleichheit schwärmt, Anklang finden wird. Sie ist, das darf nicht verschwiegen werden, durchaus nicht demokratisch. Selbst wenn man sie aristokratisch nennen wollte, so wäre damit noch zu wenig gesagt. Ein jedes Subjekt ist in seiner Umwelt absoluter König. Freilich gehört dazu, daß er auch seine Mitmenschen als Könige anerkennt. Etwas mehr von dem Umgangston, wie er unter Königen üblich war, könnte uns nichts schaden. Jeder König wird dabei nach seinem Königreiche, für das er die volle Verantwortung trägt, beurteilt werden. Wenn er aus seiner Umwelt einen Schweinestall gemacht hat, wird man ihn für ein Schwein halten.

Man braucht gar nicht an so extreme Fälle zu denken, um sich über die Gefahr, die in der Verwahrlosung der Umwelt liegt, klar zu werden. Ich habe selbst einen sehr lehrreichen Fall miterlebt. Ein Amerikaner in den besten Jahren, der durch rastlose business, die sein ganzes Denken und Trachten in Anspruch genommen hatte, ein großes Vermögen erworben hatte, beschloß, das Leben zu genießen. Er reiste nach Neapel, das ihm als die schönste Stadt der Welt gepriesen worden war. Er war namenlos enttäuscht: Berge, Wasser und Häuser, erklärte er, kenne er schon. Auch die Märchenstadt Pompeji vermochte es nicht, sein Interesse zu erwecken. Was war da zu sehen? Zerbrochene Häuser. Da nichts mehr in ihr war, füllte er seine Umwelt mit Verzweiflung und Alkohol.

Der größte Vorzug der Umweltlehre ist ihre Toleranz. Wenn der Fromme zu seinem Gott betet, der über seinem bestirnten Himmel thront, so darf ihn niemand deswegen bespötteln. Es ist sein Himmel und es sind seine Gestirne. Er kann mit ihnen machen, was er will. Wenn wir der Mühe eine eigene Sonne und einen eigenen Himmel grundsätzlich zuerkennen, so haben wir kein Recht, sie dem Menschen streitig zu machen. Meist ist die Umwelt der einfältig Frommen so schön und harmonisch, daß sie allen als Muster dienen kann.

Es soll auch niemandem verwehrt sein, seine Umwelt zu einer Atomwüste zu machen, wenn er sich darin glücklich fühlt. Er soll nur nicht seine Mitmenschen zwingen wollen, sie als die einzig wirkliche Welt anzubeten.

Nach soll es dem Astrologen nicht verwehrt werden, seinen Himmel in Sternhäuser zu teilen, die sich gegenseitig im Guten und Bösen beeinflussen und das Schicksal derelden auf seiner Umweltbühne bestimmen.

Man wird es gewiß der Umweltlehre zum Vorwurf machen, daß sie jedem Aberglauben und jedem Abergwitz Thor und Tür öffne, indem sie auch den Narren als König in seiner Umwelt anerkennt. Aber ist es in Wahrheit nicht so? Entspringen seine närrischen Handlungen nicht ganz folgerichtig seiner närrischen Welt? Zugleich baut die Umweltlehre den festen Damm gegen die Narrheit auf, indem sie diese auf die Umwelt des Narren beschränkt.

Keine Gemäldesammlung kann sich mit der Blütenlese von Umwelten messen, die der aufmerksame Beobachter überall einheimischen kann. Gibt es doch in den Umwelten, die etwas abseits von der Straße liegen, Weltzusammenhänge von einer phantastischen Originalität, die alle Romane in den Schatten stellen, weil diese sich an einen Durchschnittsleser wenden müssen, der sich ärgert, wenn etwas gegen seinen banalen Menschenverstand geht. —

Die Umweltlehre besteht, wie gesagt, aus zwei Hauptpunkten. Neben der Anerkennung der planerzeugten Umwelten fordert sie die Anerkennung des Zusammenhanges aller Umwelten in einer allumfassenden Planmäßigkeit. Das bedeutet nicht mehr und nicht weniger als die Wiedereinsetzung der von Goethe gepriesenen Gott-Natur, die sich nach tausend Plänen in tausend Gestalten verkörpert und durch tausend Augen in tausend Umwelten schaut.

In der planlosen objektiven Welt, die nur physikalisch-chemische Gesetzmäßigkeiten kennt, herrscht der Zufall. Das Leben selbst ist nur ein nebensächliches Zufallserzeugnis planlos waltender Kräfte. Nun wird die Natur wieder zu einem planvollen Ganzen, das seine Gesetze den anorganischen Kräften vorschreibt. Sie wird dadurch zur Gott-Natur, zu der wir Stellung nehmen müssen, und die den Ausbau unserer Umwelt merklich beeinflusst. Wir gewinnen eine durchaus andere Einstellung, wenn wir uns mit unserer Umwelt in ein großes Ganzes planvoll eingewoben fühlen, wie wenn wir als planloser Atomhaufen in einer sinnlosen Weltwüste umhergetrieben werden.

Mit dieser Neueinstellung rollen sich eine Anzahl scheinbar gelöster Fragen von neuem auf. Als wichtigste erscheint mir die Frage nach der persönlichen Unsterblichkeit. Solange man annimmt, die wirkliche Welt enthalte nur Stoffe und Kräfte, sind auch nur diese unzerstörbar und unsterblich. Die Frage nach dem Ueberleben der menschlichen Persönlichkeit nach dem Zerfall ihres Körpers erscheint sinnlos. Was sollte noch überleben können, wenn der zufällige Zusammenschluß der Atome, der meine Persönlichkeit bildete, sich wieder löst? In ganz anderem Licht erscheint das Problem, wenn der Zusammenschluß der Atome durch einen unzerstörbaren Naturfaktor, nach einem aktiven Plan erfolgt ist. Dann erhebt sich

die Frage, ob dieser unzerstörbare Naturfaktor, dieser aktive Plan nicht gerade das ist, was wir unsere Persönlichkeit nennen? Die Beantwortung dieser Frage im verneinenden oder bejahenden Sinne wird beim Aufbau unserer Umwelt eine nicht unerhebliche Rolle spielen.

Um zum Schluß noch des großen Königsberger Philosophen in Ehrfurcht zu gedenken, dem wir die Erkenntnis verdanken, daß Raum und Zeit subjektive Wirklichkeiten sind, möchte ich den kategorischen Imperativ Kants in die Umweltsprache übersetzen. In dieser würde er lauten: „Baue deine Umwelt so, daß sie allen anderen Umwelten als Vorbild dienen kann.“

Sehr verehrte Anwesende! Es lag mir völlig ferne, Sie irgendwie beeinflussen zu wollen — dazu hege ich einen viel zu tiefen Respekt vor Ihren Umwelten. Ich wollte bloß sagen: Ich glaube, es ist so.

Aus dem „Deutschen Volkstum“, Januarheft 1929.

Die deutschen Forschungsstätten.

Von R. v. E.

Unter obigem Titel hat Leop. Lehmann mit weitgehender Unterstützung von seiten namhafter deutscher Gelehrten und des Reichsverbandes der deutschen Industrie im Verlag für Kulturpolitik, Berlin soeben ein Werk erscheinen lassen, das uns freundlichst von der „Notgemeinschaft deutscher Wissenschaft“ zugestellt worden ist.

In allgemein verständlicher Form hat der Verfasser die zahlreichen Forschungsstätten in Deutschland, ihre Ziele und Aufgaben knapp und anschaulich geschildert, so daß auch der Laie sich auf diesem unendlich vielfältigen Gebiet zurechtfinden kann.

Ganz abgesehen von der vom Verfasser gegebenen Uebersicht über die einzelnen Forschungsgebiete, interessiert uns auch eine prinzipielle Frage, die hier, wie uns scheinen will, ihre klare und eindeutige Antwort findet.

Seit der Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, die ganz wesentlich auf die Initiative Ad. v. Harnack's zurückzuführen ist und der Kaiser Wilhelm II. sein regstes Interesse zuwandte, steht die freie deutsche Forschung ohne Lehrzwang auch dem reichen Amerika gegenüber konkurrenzfähig da. Ähnliche Ziele verfolgt die „Notgemeinschaft deutscher Wissenschaft“, ähnliche die obengenannten deutschen Forschungsstätten.

Diese Gründungen, die sich für die deutsche Wissenschaft als Notwendigkeit erwiesen, wenn sie nicht ins Hintertreffen geraten wollte, sind vor allem der Opferwilligkeit des Reichsverbandes der deutschen Industrie und ähnlicher technisch-industrieller Interessengemeinschaften zu danken.

Wenn wir nun die einzelnen Forschungsstätten weiter unten aufzählen, so wird vor allen Dingen ein Umstand sofort in die Augen springen,

nämlich der, daß die Forschungsgebiete keineswegs allein zu denen gehören, die mit irgendwelchen wirtschaftlich praktischen und verwendbaren Zielen zusammenhängen.

Wenn wir als Beispiele etwa das Institut für Meereskunde anführen, welches mit Hilfe der Notgemeinschaft deutscher Wissenschaft unter Leitung von Prof. Merz die „Meteor“-Expedition ausrüstete, welche in zwei Jahren und zwei Monaten eine Strecke von 67.500 Seemeilen zurücklegte und hierbei ein ozeanographisches Material zusammentrug, das erst nach Jahren endgültig durchforscht sein wird — so kann man sich schlechterdings von diesen Untersuchungsergebnissen kaum ein irgendwie wirtschaftlich verwendbares Resultat versprechen.

Oder darf der Reichsverband der deutschen Industrie ein besonderes Interesse daran haben, wenn im Laboratorium der staatlichen Museen Mittel und Wege erprobt werden, um vieltausendjährige Dokumente verschwundener Kulturen vor dem Zerfall zu schützen, ihre geheimnisvollen, halbverwitterten Schriftzeichen wieder deutbar zu machen? Wohl kaum — aber völlig eindeutig weisen die wenigen angeführten Beispiele darauf hin, daß die gewaltig nach dem Kriege wieder aufstrebende deutsche Wirtschaft sich dessen in vollstem Umfang bewußt ist, daß ohne die Möglichkeit rein wissenschaftlicher — man könnte sagen uninteressanter Forschung auch die Wirtschaft ihres kräftigen Haltes verloren ginge, daß in allererster Linie der wirtschaftliche Aufschwung dem deutschen Forschungsgeiste zu danken ist.

Das ist die eindeutige Antwort auf jene prinzipielle Frage, die heute immer wieder — insbesondere die wirtschaftlich schlecht situierten Volksgemeinschaften und Kulturgruppen beschäftigt: sollen wir in erster Linie die wirtschaftliche Erziehung unserer heranwachsenden Generation anstreben, wenn auch auf Kosten des rein wissenschaftlichen Fragens und Denkens, oder müssen wir nicht vielmehr in allererster Linie diese unter möglichst günstigen Bedingungen stellen, damit uns erstens, diese Kräfte nicht für die Forschungsarbeit verloren gehen und zweitens — sich schneller und eindeutiger die Scheidung zwischen den mehr praktisch Begabten und den theoretisch Interessierten vollzieht.

Daß wir binnen kurzem, wenn der zu wissenschaftlicher Forschung Erzogene bei uns zu einer seltenen Ausnahme wird, auch wirtschaftlich nicht werden konkurrieren können, braucht nach dem Gesagten nicht besonders betont zu werden.

Gewiß, Entdeckung und Erfindung können wie ein Geschenk des Himmels auch dem Praktiker in den Schoß fallen, aber die Möglichkeit zu diesen auf richtigem methodologischen Wege zu gelangen, hat Deutschland gezeigt. Und der Reichsverband der deutschen Industrie hält es nicht für einen „Raub“ an seinem besonderen Interesse, wenn seine Ersparnisse für Gehirnforschung, Ozeanographie und andere „brotlose Künste“ geopfert werden, denn er weiß, daß gerade in dieser völligen Uninteressiertheit für den praktischen Erfolg, der größte Hebel auch für die Forschung auf wirtschaftlichem Gebiet liegt.

Unter den Forschungsstätten nannten wir bereits das Laboratorium für staatliche Museen, das Institut für Meereskunde, die Abteilung des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Gehirnforschung, ferner für Arbeitsphysiologie, die Telefunken-Gesellschaft, Lehr- und Forschungsinstitut für Gartenbau, für Gärungsgewerbe, für Textilindustrie in Dresden. Das Institut für Tropen- und Schiffskrankheiten in Hamburg, die preussische Landesanstalt für Wasser-, Boden- und Lufthygiene, das geodätische Institut in Potsdam, besondere Anstalten für das Problem der Kohlenverflüssigung, für Luftfahrtsprobleme u. i. w.

Dazu kommen noch die verschiedenen Abteilungen des Kaiser-Wilhelm-Instituts in Dahlem: für Biologie (Prof. Correns und Goldschmidt), für experimentelle Therapie und Biochemie (Prof. Neuberg), physikalische Chemie und Elektrochemie (Prof. Haber), für Chemie (Prof. Stodt und D. Sahn), für Faserstoffchemie (Prof. Herzog), für Physik (Prof. Einstein, von Laue), für deutsche Geschichte (Prof. Rehr), für Metallforschung (Prof. v. Moellendorff). In Mülheim ein Institut für Kohlenforschung, in Düsseldorf für Eisenforschung und andere Institute in Dresden, Göttingen, München, Breslau.

Ein gewaltiger wissenschaftlicher Apparat, der die sicherste Gewähr für Deutschlands Zukunft bietet, weil darin das uninteressierte „strebende Bemühen“, das Lessingsche „Suchen nach Wahrheit“ zum Ausdruck kommt, dem allein die „Erlösung“ von Oben winkt.

Zum Relativitätsprinzip.

Der „unbegreifliche“ Einstein.

Ich weiß nicht, was mich veranlaßte, einem nicht hervorragend begabten Freunde zu erzählen, daß Einstein nach Japan führe.

„Einstein?“ „Ja, Professor Einstein.“ „Nenne ich nicht.“ „Weißt Du, der mit der Relativitätstheorie?“ „Ach, Du meinst den Verjüngungsdoctor! Der heißt aber Rudolf Steiner!“ „Nein — hast Du nichts von der Relativitätstheorie gehört?“ „Nein.“ „Weißt Du, was „relativ“ ist?“ „Relativ?“ „Ja: siehst Du — wenn Du eine Minute auf einer heißen Ofenplatte sitzt, so kommt es Dir vor, wie eine Stunde, und wenn Du eine Minute lang ein hübsches Mädchen küßt, kommt's Dir vor, wie eine Sekunde! Das ist also „relativ“! Hast Du verstanden?“ „Ja — und deshalb fährt er nach Japan? — Unbegreiflich!“

X.

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosenkranzstr. 2, Tel. 29-56. • Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor B. Stillmark.
Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Räsing. Direktor Alfred Walter. • Bezugspreis: für ein Vierteljahr 1.50 Kr. (inkl. Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Lettl. 2.25 Bs. Einzelnummer 0.25 Kr. • Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten“, Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. • Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wolb. Kentmann & Co.“) — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postcheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Halbmonatsschrift für wissenschaftliche
und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Reval

Nr. 4

Freitag, den 22. Februar 1929

5. Jahrgang

Zu Lessings Gedächtnis.

Eine Ansprache zum 22. Januar 1929.

Von Martin Kaubisch.

Wenn wir heute, 200 Jahre nach Lessings Geburt und nahezu 150 Jahre nach der Blütezeit seines Schaffens Grundzüge seines Wesens und Wirkens kritisch zu würdigen suchen, so gilt das erste Wort Lessing dem Dichter.

Innerhalb dieses besonderen Umkreises ist es wieder jene berühmte Selbstcharakteristik Lessings als Dichter aus dem 101. Stücke der „Hamburgischen Dramaturgie“, von der auch jede literatur-historische Würdigung von Lessings Dichtungen ausgehen muß. Diese bekannte Selbstkritik lautet: „Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweist mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letzteren zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufsteigt: ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrießlich geworden,

wenn ich zum Nachteil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken: und ich schmeichle mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt.“

Wahrlich, manchem Träger eines sogenannten „großen“ Namens unserer Tage möchte man oft etwas wünschen von dieser unbestechlichen Lauterkeit, dieser restlosen Ehrlichkeit, dieser echt kritischen Objektivität auch sich selbst und dem eigenen Werk gegenüber, wie sie in diesen Worten Lessings hervortritt und wie sie — bis heute — für uns alle wahrhaft vorbildlich ist!

Und doch erscheint selbst vor dem unerbittlich richtenden Forum der Geschichte diese Selbstkritik fast zu streng. Eines vor allem spricht ohne Zweifel dagegen: Lessings dichterische Gestalten leben und sind uns, trotz des historischen Abstandes, noch ein lebendiger innerer Besitz. Mit welcher echten Teilnahme liest besonders die Jugend noch heute: Minna von Barnhelm; wie klar und leuchtend steht Nathan vor uns in seiner Duldung und Milde; wie sehr fesselt uns noch die Gestaltenwelt und die Tragik der Emilia Galotti, besonders wenn ausgezeichnete Künstler sie lebendig verkörpern. Lessing muß also doch etwas besessen haben, was „dem Genie sehr nahe kommt“, d. h. was man als e c h t d i c h t e r i s c h ansprechen darf und was ihm diese Nachwirkung sichert. Und das ist, wie mir scheint, vor allem die Kraft lebendigen inneren Schauens, plastischen Menschen-Schauens vor allem, diese Gabe und Gnade, ohne welche ja der Dramatiker überhaupt nicht gedacht werden kann. Und ebenso wie es z. B. ein Unrecht gegen H e n r i k I b s e n bedeutet, wenn man behauptet: der Psychologe und Denker in ihm habe schließlich den Dichter in ihm erdrückt, — obwohl doch auch viele s e i n e r Gestalten noch ein ganz unmittelbares, fast m a g i s c h e s Leben ausstrahlen — ebenso auch gegen Lessing. Eines allerdings besitzt Lessings Dichtung noch nicht — erst Klopstock, Goethe, Schiller und die Romantiker haben es dem deutschen V o l k e geschenkt: die — im strengsten Sinne — wahrhaft dichterische S p r a c h e. Das wird sofort deutlich, wenn man einmal Lessings Sprache und Vers neben Goethes oder gar Shakespeares Sprach- und Versgestaltungen hält. Dann zeigt es sich deutlich, „Lessings Vers ist aus der Logik geboren“¹⁾, der klaren Helle seines großen, unerbittlich folgernden und verknüpfenden Verstandes, aber nicht, wie der Goethes und Shakespeares, aus einem leidenschaftlich gehobenen oder dumpf-dämonischen Innenzustand, „der die Sprache selber verwandelt“ und nicht logisch, sondern a s s o z i a t i v „die Begriffe und Bilder wieder ganz in Rhythmus und Klang zwingt“²⁾, ja den Dichter selber zum Organ der Sprache macht. Mit anderen Worten: Es fehlt Lessings Sprache jenes Dynamische und Rhythmisch-Musikalische, welches doch ohne Zweifel zum Wesen des echten Dichters gehört. Denn — was heißt Dichter sein, wenn nicht dies: „in der eigenen Seele die Welt unter einem unwiderstehlichen Zwange rhyth-

¹⁾ So Friedr. Gundolf in dem besten und unmittelbarsten Buche, das er geschrieben „Shakespeare und der deutsche Geist“ 1911, S. 147.

²⁾ ebenda.

misch bewegt zu fühlen“³⁾ und diese Bewegung dann gleichsam umzusetzen in Sprache? So wird hier die Grenze von Lessings Dichtertum offenbar.

Aber hier, im Reiche der Dichtung, liegt ja auch gar nicht — wie Lessing selber am besten gewußt hat — sein unbergängliches Verdienst und seine entscheidende Leistung, sondern im Reiche des Denkens und der Erkenntnis. D. h. Lessing war ursprünglich kein bildnerisch-dichterisches, sondern ein philosophisches und wissenschaftliches und vor allem ein kritisches Genie. Hier liegt das Hauptgewicht seines Wollens und der Kern seines Werkes.

Wenn man nun diese kritische Leistung Lessings, eine der größten, die wir nicht nur innerhalb der deutschen, sonder der europäischen Geistesgeschichte besitzen, zunächst einmal als Ganzes in ihrer Eigenart zu würdigen sucht, so treten vor allem die folgenden Momente zutage. Das Erste, was in Erstaunen setzt, ist der außerordentliche Umfang, die Weite und Vielseitigkeit von Lessings kritischem Schaffen. Erstreckt dieses sich doch nicht nur auf das literarische und ästhetisch-künstlerische, sondern ebenso auf das rein philologisch-sprachliche, ferner auf das geschichtliche und philosophische und endlich noch auf das theologische und religiöse Gebiet. Auf allen diesen Gebieten aber erscheint Lessings leidenschaftliches Denken und Forschen, sein Neu-Entdecken und seine Kritik, trotz dieser Überfülle, stets von der gleichen Klarheit, der gleichen Tiefe, der gleichen Gründlichkeit. Sein glühender Wahrheitsdrang, dessen schöpferische Entfaltung und beglückende Kraft ihm ja bekanntlich weit höher stand, als irgendein sicherer Besitz der Wahrheit, ruhte nicht eher, als bis er überall auf die letzten Gründe und Quellen nicht nur der Erkenntnis, sondern auch der Irrtümer durchgedrungen war. Nur so ist er der große geistige Befreier geworden, als der er auch heute noch vor uns steht. Was diese geistige Haltung und Leistung aber für Lessings eigene Zeit also für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts bedeutet, das erkennt man sofort, wenn man diese Leistung einmal vergleicht mit denen seiner Zeitgenossen, soweit diese an dem geistigen Leben und Schaffen der Zeit überhaupt mitgewirkt haben. Gewiß: auch unter Lessings Zeitgenossen gab es ausgezeichnete Forscher und überragende Köpfe, aber sie alle — mit der einzigen Ausnahme Kants — kamen zur Erkenntnis der Wahrheit zufällig, gelegentlich, unorganisch und fragmentarisch — selbst Herder so sehr man diesen an umfassender Bildung sowie an Kraft und Genialität der Intuition natürlich durchaus mit Lessing in Vergleich setzen darf. Lessing aber kam zur Wahrheit und zur Erkenntnis: notwendig, gesetzlich, organisch und systematisch⁴⁾. Daher das Normative und Großartig-Objektive seines geistigen Schauens und Schaffens, die wegweisende Kraft seiner Schriften; wohingegen die meisten seiner Mitstreiter und noch mehr die Gegner im Bloß-Subjektiven und Relativen zurückbleiben mußten. Wenn man daher, wie dies ja der heutige Gedenktag vornehmlich fordert, einmal die Frage aufwirft:

³⁾ Gundolf. o. a. D. S. 154.

⁴⁾ Gundolf. I. c. S. 123.

was war an Lessings großer philosophischer und kritischer Leistung zeitgebunden und zeitverhaftet, was zeitübertragend und zeitüberdauernd, d. h. auch für uns noch vorbildlich, maßweisend und gültig, so könnte man die Antwort auf diese Frage etwa so formulieren: zeitlich gebunden und daher überholt sind viele der Lösungen, die Lessing für die großen Probleme, die er errungen, uns bietet, so sehr sie für seine Zeit eine schlechterdings einzigartige Leistung darstellten. Zeitüberdauernd und bleibend, also auch uns noch verpflichtend aber ist die Art der Problemstellung selber, die, durch und durch schöpferisch, überall auf das Prinzipielle und Normativ-Gesetzliche durchdringt.

Mit diesem Hauptzuge in Lessings kritischem Schaffen hängt nun aber ein weiteres Moment eng zusammen: die großartige und unbestechliche Objektivität Lessings, die trotz ihrer logischen und sachlichen Strenge doch niemals kalt und unpersönlich erscheint, weil hinter ihr — ganz abgesehen von der glänzenden und stets ganz persönlichen stilistischen Formulierung — ein noch Bedeutungsvolleres aufsteigt: der bedingungslos lautere Charakter, der große und vornehme Mensch. Und hier nun wird offenbar, wie sehr Lessings echte und gelebte Humanität auch eine wesentliche Voraussetzung für die geistige und kritische Höhe seines Schaffens bedeutet und wie sehr man auch hier Mensch und Kritiker nicht trennen und auseinanderreißen darf, ebenso wenig wie Mensch und Dichter, Mensch und Künstler, ja wie Menschen- und Schöpferum überhaupt.

Tragt man aber weiter nach der besonderen Art dieser „Menschlichkeit“ Lessings, so darf man — neben anderen Zügen: der Tapferkeit und der Duldung, der Klarheit und Güte — vor allem wohl jene große Gewissenhaftigkeit nennen, die so stark und so unbedingt war in Lessing, daß man oftmals den Eindruck gewinnt, als sei jenes berühmte „deutsche wissenschaftliche Gewissen“, ohne welches ja auch der Siegeszug unserer modernen Technik gar nicht gedacht werden kann, in Lessings Person zum ersten Mal voll in Erscheinung getreten. Hierin erinnert Lessing, wenn man zurückgeht in der deutschen Geistesgeschichte vor allem an Luther. Auch in ihm jenes tiefe und überzarte Gewissen, das sich bei nichts beruhigen konnte, bis es den neuen Weg der Erlösung, den eines ganz persönlichen Verhältnisses des Menschen zur Gottheit, zum Absoluten gefunden. Vorwärts schreitend aber fühlt man deutlich Beziehungen, Fäden von Lessing hinüber zu einer der großen Kämpfergestalten des 19. Jahrhunderts: zu Nietzsche. Auch in ihm jenes „Fleisch und Genie gewordene Gewissen der Menschheit“, wie er selber bekannte,⁵⁾ jene leidenschaftliche Redlichkeit, Ehrlichkeit, jene glühende Freude am Kampf und Polemik. Es ist deshalb nicht Zufall, sondern voll tiefen Sinns, daß gerade Nietzsche, besonders der junge Nietzsche, Lessing so sehr geliebt und ihm in seiner ersten „Unzeitgemäßen Betrachtung“⁶⁾ eine herrliche Seite voll tiefster Verehrung geweiht hat — zugleich mit dem erbit-

⁵⁾ Ecce homo: W. W. XV 116/112. Taschen-Ausgabe.

⁶⁾ XI. S. 366/67. W. W. I. 206/07. Taschen-Ausg. II. 30/31.

ferten Vorturf gegen die Deutschen: sie hätten auch diesen Genius lange ver-
 kannt und zu einem friedlosen Journalisten- und Literatenleben verdammt,
 ihn, Lessing, der doch durch die Lauterkeit seines Charakters, den Reichtum
 seiner Menschlichkeit und die Gewissenhaftigkeit seines Geistes turmhoch über
 allem Journalisten- und Literatentume stand. Freilich auch ein wesentlicher
 Unterschied zwischen dem Kämpfertum Niebshes und demjenigen
 Lessings wird deutlich: Lessing bleibt auch im leidenschaftlichsten Kampfe
 stets hell, klar, sachlich und objektiv — es ist das, was wir auch in sei-
 ner Kritik und Polemik als wahrhaft klassisch empfinden; während
 Niebshes oft persönlich getrübt und erbittert erscheint und dann stark
 subjektiv, relativistisch und nicht normativ. Daß aber Lessing selbst in
 seiner Polemik in dieser klassischen Objektivität, zu dieser großartigen Ver-
 bindung von Sachlichkeit und Persönlichkeit durchdringen konnte, das liegt,
 abgesehen von seinem Charakter, auch noch begründet in dem erstaunlichen
 Reichtum seiner ebenso exakten, wie umfassenden Bildung. Schon ein
 flüchtiger Blick in die Anmerkungen und Randglossen seiner Schriften
 beweist, aus welcher Fülle tatsächlichen Wissens, bis in flüchtige Einzelheiten
 hinein, er seine großen Ideen und Intuitionen kritisch begründete und so
 sein gesamtes philosophisches Denken und Schaffen gleichsam Kontrapunk-
 tisch instrumentierte. Auch dies darf man, glaube ich, wahrhaft vorbildlich
 nennen, besonders heute, wo so viel in „höherer Symbolik“, miß-
 verstandener Intuition und zu weit gehender Ideenverbindung diletti-
 niert, um nicht zu sagen gepusht wird, ohne tatsächliches Wissen und ohne
 wirkliches Können. Demgegenüber muß immer wieder mit allem Nachdruck
 betont werden, daß auch die geistvollste philosophische Deutung, auf wel-
 chem besonderen Forschungsgebiete auch immer, in
 der Luft hängt, wenn sie nicht auf eingehende, gewissenhaft prüfende und
 vor allem kritisch-vergleichende Tatsachenforschung sich gründet. Wer den
 strengen Forderungen solcher Begründungen ausweichen möchte, der zer-
 stört den Charakter echter Wissenschaftlichkeit und wäre jenem Künstler ver-
 gleichbar, der Klavier spielen wollte, und als er an das Instrument heran-
 trat, da hatte er keine Tasten unter den Händen! Wie ganz anders
 Lessing, in dessen Schriften die rein wissenschaftliche „Klaviatur“, wenn
 ich diesen Vergleich einmal festhalten darf, so außerordentlich reich ist, daß
 eben dadurch jenes symphonische Gewebe von Begründungen und Folgerun-
 gen, von Anschauungen und Ideen entsteht, das wir bis heute bewundern.
 Hier zeigt sich eben der große Gelehrte in Lessing und dann noch —
 was Lessing ja schließlich auch war — der liebevolle Bibliothekar,
 der seine Bücher wirklich kannte und sie nicht bloß als „schönen Schmuck des
 Daseins“ oder „von Amts wegen“ um sich herumstehen hatte.

Wenn ich nun nach diesem Versuch einer, freilich nur andeutenden
 Gesamtwürdigung von Lessings kritischem Schaffen zuletzt noch auf die
 besondere Bedeutung der einzelnen Hauptschriften eingehen
 darf, so ist zuerst des „Laokoons“ zu gedenken. Gewiß: auch in dieser
 Schrift Lessings ist manches veraltet. So vor allem die Verherrlichung der
 griechischen Kunst als der absoluten und — wenn man von Shakespeare
 abieht — einzigen Norm aller künstlerischen Gestaltung. Diese Auffas-

fung vermögen wir heute nicht mehr zu teilen. Sie erscheint uns eng und begrenzt, und vor allem dogmatisch. Ganz neue und von der griechischen Wesensverschiedene Kunstwelten stiegen vor uns empor und begleiteten — wenn auch mit ihr gemeinsam — wie tröstende Sterne das schwere Erdenringen unsrer Kultur in vielfach sich brechenden Tönen und Farben. Ich erinnere nur an die Gotik, die Herder, der junge Goethe und nach ihnen die Romantik von neuem entdeckte und deren ganz besondere Bildungs- und Formungsgesetze die moderne Kunstwissenschaft immer klarer enthüllte oder an die wiederum aus ganz anderen Bedingungen erwachsene ostasiatische Kunst sowie an die grauenvoll-erschütternde Kunstwelt der Primitiven, die beide zu den Normen der griechischen Kunst fast gar keine Vergleichspunkte bieten. Oder endlich an alles, was wir im engeren und strengeren Sinne „moderne Kunst“ nennen, in der gleichfalls ein durchaus besonderes Wesens- und Bildungsgesetz sich verwirklicht. Das alles hat Lessing nicht mehr gesehen, hat es nicht sehen können. Aber: wenn er es gekannt hätte, so scheint mir Eines gewiß: er hätte jede dieser Kunstwelten als einen lebendigen Organismus verstanden und nicht eher geruht, als bis er auch hier durch Einfühlung und Intuition und die durchdringende Kraft seines großen Verstandes die besonderen Gesetze und Regeln aufgezeigt hätte, die die Eigenart und Struktur dieser verschiedenen Kunstwelten bestimmten. Dafür ist uns sein tiefes und genial-es erstes Begreifen der Shakespearischen Welt und ihrer besonderen Gestaltungsgesetze bis heute Bürgschaft und Zeugnis. Mit anderen Worten: Was auch hier wieder vorbildlich bleibt, das ist Lessings Methodik. Gerade „Laokoon“ macht dies deutlich. Nicht mit vorgefaßten Begriffen oder gar mit einem apriorisch entworfenen System der Ästhetik tritt Lessing an das Objekt seines Forschens heran, sondern: bei einer kleinen, fast unscheinbaren Frage: Warum Laokoon nicht schreit, hebt er an und lotet von da aus tiefer und tiefer, bis er die Grundelemente einer ganz neuen Ästhetik in seinen Händen hält. Was ich damit sagen möchte, ist dieses: nicht Extensität und auch nicht Fülle allein, sondern Intensität und Tiefe, das ist die wahre Methodik des Genies. Der Kern-gedanke des Laokoon aber, die berühmte kritische Grenzbestimmung und Scheidung zwischen der besonderen Wesensgesetzlichkeit der Poesie und der Malerei ist bis heute unzerstörbarer innerer Besitz der gesamten ästhetischen Forschung geblieben; nur daß diese Idee heute in anderer Formulierung fortlebt, nämlich in der Grundunterscheidung: Raumkunst und Zeitkunst, wobei zur Gruppe der Raumkunst neben Plastik und Malerei noch die Architektur, zur Gruppe der Zeitkunst neben die Dichtung vor allem noch die Musik hinzugefügt werden muß, während Tanzkunst und Schauspielkunst beide Gruppen und Reiche auf besondere Weise verbinden.

Ich komme zur „Hamburgischen Dramaturgie“. Die Grundideen dieser Schrift, die in der Zeit ihrer Entstehung eine wahre Revolution bedeutet hat nicht nur für die deutsche Ästhetik, sondern auch für die eben damals zu neuer Blüte sich entfaltende deutsche Dichtung, sind ja bekannt: die vernichtende Kritik der Franzosen, der Rückgang auf die Quellen, besonders auf die Poetik des Aristoteles und seine Theorie des griechischen

Dramas, die Verherrlichung Shakespeares als „vollkommene Natur“ und instinktiven Erfüllers der künstlerischen Gesetze und Regeln, wenn auch noch nicht als Urerrscheinung des schöpferisch sich offenbarenden Lebens. Ferner: die freilich sehr vorläufig gestellte und beantwortete Frage nach Zweck und Sinn der Tragödie und endlich die Idee eines deutschen Nationaltheaters, mit der Lessing seiner Zeit vielleicht am weitesten vorausgeeilt ist. Denn bis heute hat diese große Idee, trotz Richard Wagner in Bayreuth und der Nationalbühne in Weimar (zu Goethes und zu unserer Zeit) noch nicht Verwirklichung und Erfüllung gefunden. Denn das, was Lessing damals, in der Entstehungszeit der „Hamburgischen Dramaturgie“ vor allem herschwebte, das war eine innere Gemeinschaft zwischen dem Dichter, dem Schauspieler und dem Theaterbesucher. Und wo wäre diese Gemeinschaft heute zu finden?

Höchstes Leitbild aber waren auch hier für Lessing die Griechen. Dort, in der Glanzzeit von Hellas, im Theater des Sophokles, war diese Gemeinschaft verwirklicht. Den Grund aber, aus dem sie emporstieg, kannte Lessing noch nicht; erst die jüngste Forschung hat ihn enthüllt. Dieser Grund war der Mythos: d. h. die Gemeinschaft tiefster religiöser Glaubens- und Schicksalsüberzeugungen in bildhafter Form, die der attische Dichter in der Tragödie gestaltete und dank deren er sich mit seinem ganzen Volke eins wissen durfte. Und weil wir Deutschen diese religiöse und weltanschauliche Überzeugungsgemeinschaft nicht mehr oder noch nicht besitzen, weder zu Lessings Zeit und noch viel weniger heute, darum gibt es noch nicht die vor allem von Heinrich von Kleist für den Dichter so heißersehnte Gemeinschaft mit seinem Volke, darum noch nicht die „deutsche Tragödie“ und endlich auch nicht das nationale deutsche Theater, das Lessing in seinem kritisch-prophetischen Hauptwerke vorgezeichnet hat. Endlich — zum Schluß — noch ein Wort über „Die Erziehung des Menschengeschlechtes“, Lessings geistiges Testament und Vermächtnis. Uralte Ahnungen und Ideen der Menschheit steigen in dieser geheimnisvollen Abschiedsschrift Lessings wieder empor, Ideen von durchaus irrationaler, dämonischer Art, die auch ihrerseits das nahende Ende des Rationalismus verkünden. So die Idee der Offenbarung, der Seelenwanderung, der Wiedergeburt und der immer erneuten Wiederkehr nicht nur bestimmter historischer Gesamterscheinungen und -situationen, sondern auch jedes einzelnen Menschen in die Geschichte. All diese Ideen aber erscheinen bei Lessing in neuer Beleuchtung, d. h. vor allem zusammengefaßt durch die Idee der Erziehung. Denn das ist ja gerade der Kern dieser Lessingschen Metaphysik und Religionsphilosophie, daß wir immer wiederkehren auf diese Erde, um in immer erneutem inneren Ringen zu immer höheren Stufen reiner Menschlichkeit emporgeläutet zu werden. Das ist die lebendige, verkörperte Offenbarung des lebendigen Gottes in Zeit und Geschichte, das Seine „Erziehung“ des Einzelnen wie des ganzen Menschengeschlechtes. Man weiß nicht, wie alles allerdings nicht, man kann es nur glauben. Und da scheint es mir nun

besonders bedeutsam, daß das Lebenswerk eines der stärksten kritischen Geister, den die neuere Geschichte hervorgebracht hat, gipfelt in einem Bekenntnis zum Glauben. Doch wohl ein Zeugnis dafür, daß zu echtem Vollmenschentum nicht nur Kraft des Willens und der Gestaltung, nicht nur Tiefe und Leidenschaft der Erkenntnis, sondern auch eine tiefe Gläubigkeit gehört. Denn wie wir physisch nicht leben können, ohne zu atmen, so können wir metaphysisch und seelisch nicht leben, ohne zu glauben. Darüber hinaus aber wird in der „Erziehung des Menschengeschlechtes“ noch eine andere Frage lebendig: die Frage nach dem inneren Verhältnis von Glauben und Wissen, d. h.: Wie ist es möglich, bei immer tieferer Erkenntnis und immer schärferer Kritik, die ja so leicht nicht nur aufbauen, sondern auch zerstören und auflösen kann, dennoch zu glauben? Das ist vielleicht die letzte und größte Frage, die Lessing auch uns hinterläßt und die nach ihm die repräsentativsten geistigen Schöpfer nicht nur Deutschlands, sondern Europas — von Goethe und Kant, über Schelling und Hegel bis zu Zbjewski, Tolstoi, Dostojewski und Nietzsche — leidenschaftlich bedrängt und erregt hat. So zeigt sich auch hier, bei Betrachtung dieser letzten Schrift Lessings wieder: mag auch die nähere Fassung und Formulierung, die Lessing seinen Ideen von der Erziehung des Menschengeschlechtes gegeben, uns heute teilweise veraltet, d. h. persönlich und zeitlich gebunden erscheinen, unbergänglich und unvergänglich bleibt der Impuls! Sollten aber Kritiker kommen, denen in Lessings Schaffen und Werk noch weit mehr veraltet und überwunden erscheint, als ich hier ausgeführt habe, Kritiker, die über der Analyse des Verstandes den Glauben und über der Kritik den Enthusiasmus vergessen, jene Begeisterungskraft, ohne welche freilich auch die Geschichte, vor allem deutsche Geistesgeschichte niemals wahrhaft lebendig werden kann, so würde ich ihnen erwidern: „Gut! Mag dies immerhin sein; mag in Lessings Werk noch viel mehr veraltet sein, als ich glaube; Eins wird uns bleiben: Er selbst, sein Wesen, sein Leben, seine seelische Haltung, seine Gestalt. Und was Nietzsche einmal von Arthur Schopenhauer gesagt hat, das würde man dann, im Falle einer weit strengeren Kritik, und zwar mit viel größerem Recht, wie ich glaube, auch von Lessing auslagern dürfen:

„Was er lehrte, ist abgetan.
Was er lebte, wird bleiben stahn.
Sehet ihn nur an!
Niemandem war er untertan.“

Sport und Bildung.

(Rundfunkvortrag, gehalten am 6. Oktober in Reval von R. v. E.)

„Sport und Bildung“ so lautet unser Thema und da mögen Sie wohl fragen, was mich veranlaßt, diese beiden einander scheinbar weisensfremden Gebiete der Erbtüchtigung von Körper und Geist zueinander in Beziehung zu setzen, sie miteinander zu vergleichen und die Grenze eines jeden Gebietes abzustecken.

Das Eine steht wohl unzweifelhaft fest, daß heutzutage die Frage nach der sportlichen Leistung, dem Rekord einen überaus breiten Raum in unserem Gemeinschaftsleben einnimmt und ernste Stimmen laut werden, die vor einer Überschätzung des Sportbetriebes warnen, weil die Gefahr vorliegt, daß die körperliche Erbtüchtigung bald nur auf Kosten unserer geistigen erlangt werden könne.

Deshalb scheint die Frage berechtigt, welchen Raum die Übung unseres Körpers nicht nur in der Jugenderziehung, sondern auch im Berufsleben des Erwachsenen einnehmen darf, ohne unserer geistigen Bildungsaufgabe zu schaden.

Daß der Mensch „Bürger zweier Welten“ ist, haben schon die alten Griechen gewußt und in tiefsinnigen Worten charakterisiert diese seltsame Zwitterstellung des Menschen um 1500 der italienische Denker Giordano Bruno:

„Auf der Grenze zwischen Ewigkeit und Zeitlichkeit, zwischen Verstandeswelt und Sinnenwelt, überall an dem Wesen beider teilnehmend und gleichsam die Lücke ausfüllend zwischen den sich fliehenden Enden: so ausgerichtet am Horizonte der Natur — steht der Mensch.“

D. h. der Mensch ist seinem Körper nach Naturwesen, ist dem Naturgesetz, wie jedes tierische Wesen unterworfen und muß diesem Gesetz mit Geborenwerden, Altern und Sterben seinen Tribut zahlen.

Seinem Geiste nach aber strebt er hinaus über die Grenze des rein Naturhaften, in eine besondere höhere Welt, die ihm Mittel und Wege zeigt, nicht nur Herr über die äußere Natur zu werden, sondern auch Herr über seine eigene Natur, indem er sein Triebleben der Stimme des Gewissens, dieses Sittengesetzes in seinem Inneren, unterordnet.

Sie sehen schon aus dieser knappen Gegenüberstellung des naturgebundenen Körpers und des frei strebenden Geistes, daß ihre Wachstums- ihre Entwicklungsrichtung eine von Natur entgegengesetzte ist.

Mit anderen Worten: würden wir der Natur und Anlage unseres Körpers freien Lauf lassen, so würden wir bald mit einigen Schrecken bemerken, daß wir uns langsam aber sicher dem tierischen Zustande nähern, einem hemmungslosen Triebleben, wie wir ihm bei manchem bedauernswerten geistig Umnachteten begegnen.

Andererseits aber würde auch die ungehemmte Herrschaft des Geistes mit seinem Flug in ferne, erdfremde Welten uns zu Fremdlingen auf dieser Erde, zu Asketen, oder Phantasten machen, denen der Boden, auf dem wir

stehen, auf dem wir unsere Arbeit zu leisten haben, wesenfremd geworden wäre.

Oder — und diese Gefahr liegt heute viel näher, als mancher glauben mag — wir würden in dieser lauten, geschäftigen Welt der Gast und des Betriebes, der Konkurrenz und des Brotneides selbst zu Flug berechnenden, geriebenen Geschäftsleuten werden, die mit Hilfe ihres immer mehr und mehr einseitig entwickelten Verstandes, dieses genialen Rechenmeisters, diese komplizierte Welt beherrschen und jede glückliche Chance geschickt ausnützen.

Sollte das wirklich unsere einzige Aufgabe sein, ein Maschinenteilchen in dieser Weltmaschinerie zu werden, das geräuschlos ohne wie ein schlecht geschmiertes Wagenrad zu klagen, sich Tag für Tag und Jahr für Jahr um seine eigene Achse dreht und Arbeit leistet?

Oder sollte es nicht vielmehr unserer Menschenwürde entsprechen, über diesem Maschinenge triebe zu stehen, den Weltbetrieb, alles, was uns Technik und Industrie geschenkt hat, als Mittel und Werkzeug zu betrachten uns von der Herrschaft des Raumes und der Zeit zu befreien, Gestalter unseres eigenen Daseins zu werden, freie bildungsfähige und gebildete Menschen?

Wenn es einen Aufstieg der Menschheit gibt, von dem heute so viel geredet wird, obgleich das Bild der heutigen Menschheit unsern Glauben an den Aufstieg stark ins Wanken gebracht hat — so dürfte über die Richtung, über das Ziel dieses Aufstiegs doch kaum ein Zweifel herrschen.

Das Ziel dürfte doch sicherlich nicht in einer Rückkehr zur Tierheit, zu seiner körperlichen Gewandtheit, seinem ungehemmten Triebleben, seinem in die Natur eingepaßten Lebensrhythmus bestehen, sondern einem Hinauf und Empor zur Freiheit, zur Herrschaft über die eigene Natur.

Ja, wäre aber dann nicht die Ertüchtigung des Körpers, die Gewandtheit, die Schnelligkeit und Kraft unserer Körperbewegung etwas Gleichgültiges, etwas unserer eigentlichen Aufgabe Widersprechendes? Keineswegs — nur der Sinn dieser Körperübung wird von diesem Gesichtspunkt aus ein anderer!

Wenn wir uns die Frage vorlegen, ob wir irgendeinen festen Fingerzeig dafür besitzen, welchen Weg unsere Erziehung — sei es die körperliche oder geistige gehen soll, so werden wir diese Frage bejahen.

Diesen Weg zeigt uns die natürliche Entwicklung des Menschen von frühester Kindheit an bis zu seiner Reife und die lange Entwicklungs- und Stammesgeschichte des Menschen, als Krone und Gipfel der Tierwelt.

Wenn wir die charakteristischen Merkmale des Menschen im Unterschied zu den übrigen Wirbeltieren betrachten — und zwar hier nur sein Nervensystem mit dem Gehirn, die wir in erster Linie für das Feld seiner geistigen Tätigkeit halten müssen, so fällt uns folgendes auf:

Im Gegensatz zur gesamten Tierwelt überwiegt im menschlichen Gehirn das Großhirn das Mittelhirn um ein Bedeutendes als Gehirnmasse, während das Mittelhirn noch beim Tier einen weit größeren Teil der gesamten Hirnmasse einnimmt.

Was bedeutet diese eigentümliche Erscheinung nun in bezug auf die geistigen Fähigkeiten bei Tier und Mensch?

Die Physiologie, d. h. die Lehre von der Tätigkeit der menschlichen Organe hat uns den unumstößlichen Beweis geliefert, daß im Mittelhirn oder Hirnstamm gewissermaßen die Telephonzentrale für alle die Leitungen liegt, die das Tier mit der Außenwelt verbinden und ihm die Fähigkeit geben, sich mit dieser seiner Umwelt auseinanderzusetzen, oder mit anderen Worten in ihr nicht nur sich selbst, sondern auch seine Art zu erhalten.

Das Aufsuchen der passenden Nahrung, das Vermeiden drohender Gefahr, der Fortpflanzungstrieb, die Sorge für die Nachkommenschaft — alles, was wir Instinkt und instinktive Lebensäußerung nennen, scheint an diese Zentralstelle, das Mittelhirn geknüpft zu sein.

Beim Menschen nun wird dieses Verhältnis ganz wesentlich umgekehrt.

Spielt das Großhirn noch beim Fisch, beim Reptil eine im Verhältnis zum Mittelhirn ganz unwesentliche Rolle, so wächst sein Umfang, je näher wir in der Wirbeltierreihe dem Menschen kommen, um bei diesem an Masse weit das Mittelhirn zu überragen. (Schluß folgt.)

Die mißverstandene Umweltlehre.

Von J. von Ürfüll — Hamburg.

Die Ausstellungen, die R. v. E. in dieser Zeitschrift an der Umweltlehre machte, entspringen einem leichtverständlichen Mißverständnis. Bekanntlich versteht man unter Solipsismus eine philosophische Lehre, die von der Tatsache ausgeht, daß die ganze Welt nur meinem Ich bekannt ist, und die daraus den Schluß zieht, daß es nur meine eigene Welt gibt. Nach R. v. E. ist die Umweltlehre nichts anderes als ein etwas verwässerter Solipsismus, der zwar außer dem eigenen Ich auch noch andere Ichs anerkennt, und ihnen ihre eigenen Welten zuweist, der aber gar nicht in der Lage ist, irgend welche Aussagen über die Zusammenhänge dieser isolierten Welten zu machen.

Dies ist aber durchaus nicht die Lehre, aus der die Umweltforschung ihren Ursprung genommen hat. Noch vor wenigen Jahrzehnten gab es nur zwei Weltanschauungen über das Leben: die mechanische und die psychologische. Die mechanische faßte das ganze Universum als eine riesige Weltmaschine auf, in der ein jedes Subjekt einen winzigen Bruchteil bildete, der nebenbei Bewußtsein haben konnte oder nicht. Die psychologische Weltanschauung suchte die Einheit des Universums in einer Weltseele, die der Seele des menschlichen Subjektes nachgebildet war. Dieses Weltsubjekt besaß seinen unendlichen Raum und seine endlose Zeit, in die alle Einzelsubjekte eingebettet waren. Die Einzelsubjekte, d. h. alle Lebewesen, waren gleichfalls dem menschlichen Subjekt nachgebildet. Möbius untersuchte das Seelenleben des Glaschentierchens, obgleich dieses nur aus einer einzigen Zelle besteht. So machte sich überall eine ganz unkontrollierbare Spekulation über die Tierseele breit.

Da galt es einen festen Trennungstrieb zu ziehen, und festzustellen, daß uns jeder direkte Einblick in fremde Seelen verjagt ist. Analogie-

schlüsse aus der eigenen Seele sind nur dann gerechtfertigt, wenn Analoges vorhanden ist, nämlich menschliche Seelen. Eine Einfühlung in die Tierseelen blieb immer ein ganz willkürliches Verfahren.

Wie sollte man an die fremden Subjekte herankommen, wenn uns der Weg über ihre Seelen versperrt war? Es gab nur ein Mittel: aus der Umgebung eines jeden Tieres durch Beobachtung und Experiment jene Faktoren herauszuholen, die mit dem Tier in einem funktionellen Zusammenhang stehen. Erst wurde festgestellt, auf welche Faktoren das Tier einwirkt, und ihnen seine Wirkmale aufprägt. Sie bilden gemeinsam die Wirkwelt des Tieres. Dann wurden jene Faktoren ermittelt, die auf das Tier mittels seiner Sinnesorgane einwirken, und ihm als Merkmale dienen. Die Merkmale bilden gemeinsam die Merkwelt des Tieres.

Merkwelt und Wirkwelt schließen sich zu einer höheren Einheit der Umwelt des Tieres zusammen. Sie ist eine für uns unsichtbare Welt, die jedes Tier wie einen zweiten Körper umgibt. Diesen bisher übersehenen unsichtbaren Körper zu erforschen, ist die Aufgabe der Biologie.

Im Gegensatz zu den Lebewesen besitzen die Maschinen keine eigene Umwelt, weil sie samt und sonders der menschlichen Umwelt angehören, und keine eigenen Merkmale bilden können. Ein Merkmal ist immer eine von einem lebenden Subjekt hinausverlegte Sinnesempfindung. Da wir die Empfindungen der Tiere nicht kennen, malen wir ganz bewußt die Merkmale der Tiere mit unseren Sinnesempfindungen aus.

Die biologische Fragestellung lautet daher nicht mehr: wie sieht die Seele eines Tieres aus?, sondern: wie sehen die Merkmale der Tiere aus? Diese sind nun in Raum und Zeit ausgedehnte Objekte, die dem Experiment zugänglich sind. Die Forschung hat nun ergeben, daß das gleiche Objekt in verschiedenen Umwelten völlig anderes wird, weil die Eigenschaften des Objektes, die dem Subjekt als Merkmalsträger dienen vom Bau seiner Sinnesorgane abhängen. Zugleich wurde festgestellt, daß ein jedes Subjekt nicht nur selbstdienlich ist, und seinem eigenen Bauplan unterliegt, sondern daß es gleichzeitig fremddienlich ist, weil es mit der gleichen Sicherheit in zahlreiche fremde Umwelten eingebaut ist. Überall stoßen wir auf ganz sicher umschriebene Pläne, die in eine allumfassende Planmäßigkeit eingewoben sind. Diese Pläne sind als ganz feste Naturfaktoren anzusprechen. Die zahllosen Umweltpläne mit ihren ebenso zahllosen Umwelträumen und Zeiten bilden das unübersehbare Gewebe der Natur, das einen eigenen Raum und eine eigene Zeit gar nicht besitzen kann.

In diese Natur gehört auch der Mensch und die neue Methode gestattet es auch ihn von außen her, von seinem zweiten Körper aus, der aus seinen Merk- und Wirkmalen besteht, der Forschung zugänglich zu machen. Die Umweltforschung will durchaus nicht die menschliche Psychologie verdrängen. Sie wird aber ein sehr wirksames Gegengewicht gegen allzu kühne psychologische Thesen bilden. Ganz gewiß wird sie sich nicht unter dem Vorwand dem Solipsismus zu huldigen bei Seite drängen lassen.

Der gegenwärtige Stand des Krebsproblems.

Von Dr. phil. et med. Georg von W e n d t — Helsingfors.

Der Verfasser unseres Aufsatzes hat in letzter Zeit viel beachtete neue Arbeiten auf dem Gebiete der Krebsforschung veröffentlicht, seine Ausführungen dürften deshalb besonders interessieren.

Wir alle wissen, daß der Krebs (Karzinom) in den Kulturstaaten eine immer größere Verbreitung gefunden hat. Der Magenkrebs kommt bei den vegetarisch lebenden Naturvölkern fast gar nicht vor, auch nur im geringen Maße bei den Mittelmeervölkern, die weniger animalische Nahrungsmittel, wie die Mitteleuropäer, vor allem die Germanen, verzehren. Die Statistik in vielen Ländern, besonders in Deutschland, zeigt, daß die vereinfachte, fleischarme, mehr vegetarische Lebensweise in der Nachkriegszeit ein deutliche Verminderung des Krebses mit sich gebracht hat. Somit sind wir durchaus zu dem Schlusse berechtigt, daß eine üppige Lebensweise, viel Fleisch, viel Gewürz, Spiritus, Tabak unsere Widerstandsfähigkeit auch gegen die Krebskrankheit offenbar schwächt, und die am meisten geschwächten Organe unseres Körpers der Gefahr dieser Krankheit aussetzt. Bei Männern ist der schwache Punkt oft der Magen, und somit wird der Magenkrebs eine immer häufigere Erscheinung. Bei den Frauen sind es Gebärmutter und Brustdrüsen.

Wir können zusammenfassend sagen: Reizzustände, die lange dauern, können eine Entstehung des Karzinoms begünstigen. Wir wissen aber auch, daß diese nicht immer Krebs hervorrufen. Einige Menschen sind den Reizen mehr, andere weniger ausgesetzt. Es müssen also noch andere Umstände mitwirken, um die Krankheit auszulösen. Bringt die moderne Forschung in irgend einer Weise Licht in diese Frage? Haben wir vielleicht mit einer Art Infektion zu tun?

Auf dem Karzinom-Kongreß in London haben die Berichte über Krebs als Berufskrankheit ein ganz besonderes Interesse erweckt. Hautkrebs kommt ja bekanntlich als Berufskrankheit bei Arbeitern, die mit Kohlenberedelung zu tun haben, vor, und zwar ganz besonders bei Brikett-, Teer-, Parafinarbeitern. In London wurde die Frage u. a. besonders von dem Engländer Collis und Donovan, von de Bries — Amsterdam und Deutschländer — Heidelberg behandelt. In einer Fabrik mit nur 350 Arbeitern hatten wir während 4 Jahren 30 Fälle von Hautkrebskrankung. Aus den Berichten ging deutlich hervor, daß besonders der Teerstaub einen Reizzustand der Haut verursacht, der den Boden für eine Krebskrankung abgibt. Man konnte auch zeigen, daß Einreiben der Hände mit geeigneten Fetten, um die Haut weniger empfänglich zu machen, einen guten Schutz gewährt.

Manche Leser erinnern sich wohl der Zeit vor etwa 20 Jahren, als der jetzt verstorbene Nobelpreisträger Fibiger einen Massentod von

Ratten an Magenkrebs in Lagerhäusern Kopenhagens beobachtete. Die Ursache war ein Parasit, dessen Übertragung durch eine aus Amerika eingeführte Küchenschabe verursacht worden war. Man glaubte, daß man jetzt vor der Lösung des Krebsproblems stände, obgleich Fibiger anders dachte. Eine Infektion als Ursache war in diesem Falle ja nicht ausgeschlossen, man konnte die Erscheinung aber auch damit erklären, daß die Parasiten den Reizzustand für den Krebs ausgelöst hatten. Dieser Ansicht huldigte Fibiger, und seine weiteren Forschungen haben ihm recht gegeben.

Wir haben hier also wieder eine Art von Dauerreiz, der den Boden für die Krebskrankheit abgibt.

Seit der Zeit der Rattenmagenkrebsfälle hat die Versuchstechnik Riesenschritte gemacht. Das gilt nicht allein für die Technik, Tierversuche auszuführen, sondern auch für eine neue, bedeutsame Forschungsart, die sogen. Gewebezüchtung. Der Franzose Carrel hat im Rockefeller-Institut in New-York die Gewebezüchtungsmethodik zuerst entwickelt. Von dem Körper entfernte Gewebe, konnten weiter leben, und auch ein Karzinomgewebe ließ sich im Brutschrank züchten.

Wir können natürlich diese hochinteressanten Züchtungsversuche nicht weiter verfolgen und nur einige auswählen, die als Wegweiser dienen sollen.

Die Krebszüchtung und Krebsübertragung schien ja in mancher Hinsicht die Infektionstheorie zu unterstützen. Es gelang somit dem Dänen Fischer, jetzt am Kaiser Wilhelm-Institut, gezüchtete Krebsstämme zu erzielen, die etwa in 100 v. H. der Fälle Krebs bei Impfung der entsprechenden Tierart erzeugten. Hier schien also keine individuelle Unempfänglichkeit vorzuliegen. Fischer zeigte aber weiter noch, daß auch zellentfreie Preß-Säfte aus Krebsgewebe, auf entsprechende Tiere übertragen, Krebs hervorrufen konnten. Die Infektionsquelle könnte somit ein Erreger sein von so geringer Größe, daß man ihn mikroskopisch nicht feststellen konnte. In einer Beziehung waren aber diese Impfversuche mit Krebsaft sehr interessant, — alle Tiere bekamen nicht durch Krebsaft-Impfung Krebs, sondern nur etwa 60 v. H. Hier bestand also ein individueller Unterschied. Diese Beobachtung stimmt sehr gut mit den Ergebnissen der Amerikanerin Maud Slye. Sie impfte Tausende von Mäusen mit Impfkrebs, und es gelang ihr, unter diesen doch solche zu finden, die unempfindlich waren. Paarte man unempfindliche Tiere miteinander, entstand eine unempfindliche Nachkommenschaft. Paarte man weiter mit empfänglichen Tieren, entstand eine Nachkommenschaft, die in der dritten Generation etwa gleichviel empfängliche Tiere, wie unempfindliche aufwies, d. h. die Empfänglichkeit vererbte sich nach der Mendelschen Regel.

Es lag nahe, die Unempfindlichkeit auf erbliche Umstände zurückzuführen, was somit der Infektionstheorie widersprach. Da wir aber auch eine vererbte Immunität oder Unempfindlichkeit kennen, waren diese Befunde doch nicht entscheidend. Auch der kühne Versuch des deutschen Arztes Kurtzahn, Menschenkrebs auf sich selbst impfen zu lassen, — das geimpfte Krebsgewebe wurde vom Körper zerstört, und keine Erfran-

fung folgte, ist auch kein zwingender Beweis gegen die Infektionstheorie, weil ja auch hier eine individuelle Unempfindlichkeit vorliegen konnte.

Fischer hat die Reiz-Krebs-Untersuchung weitergeführt, indem er gezeigt hat, daß eine fortgesetzte Reizung von geeigneten Zellen von Embryonen zu einer Krebswandlung derselben führen kann, und zwar unter solchen Bedingungen, daß eine Infektion ausgeschlossen erscheint. Werden diese krebsgewandelten Zellen jetzt auf ein Tier verimpft, erkrankt es an Krebs. Fischer benutzte Ursen als Reizmittel, nachher hat er mit D a s e r dasselbe mit Steinkohlenteer erreicht.

Das macht hier eine Infektion als direkte Ursache des Krebses sehr unwahrscheinlich.

Wir sehen somit, daß es Reizstoffe gibt, die eine Krebswandlung geeigneter Zellen möglich machen, daß aber einige mehr, einige weniger, andere überhaupt nicht dieser Gefahr ausgesetzt sind. Alle Magengeschwüre führen nicht zum Magenkrebs, oft auch nicht die schwersten.

Ist eine erbliche Veranlagung notwendig und worin kann diese etwa bestehen? Kann die Wissenschaft behaupten, daß ein bestimmter Mensch der Gefahr einer Krebskrankheit ausgesetzt ist, oder nicht?

Viele Forscher haben sich mit diesen Fragen beschäftigt, unter den letzten der Belgier R e d i n g, der die Vorbedingungen für Krebs im Blute sucht. Die Krebszellen ähneln in manchen Beziehungen den embryonalen Zellen. Die Säfte, die den wachsenden Embryonalzellen als Nahrung dienen sollen, dürften nicht zu sauer, und ihr Kalkgehalt nicht zu hoch sein. Man kann also die Entwicklung eines gezüchteten Embryonalgewebes wie auch die der Eizellen durch schwache Säuerung und Vermehrung der gelösten Kalksalze hemmen. Dasselbe ist auch mit dem Krebsgewebe der Fall, dessen Entwicklung ganz besonders durch gelöschten Kalk gehemmt werden kann.

Die Blutreaktion und die Blutkalkmenge muß also für die Entwicklung des Krebses eine gewisse Bedeutung haben.

Mit einer neuen verbesserten Methode hat R e d i n g die Blutreaktion vieler Krebskranker untersucht und gezeigt, daß der Krebskranke immer eine weit mehr alkalische Reaktion hat, als der Gesunde. Er konnte weiter noch zeigen, daß der Krebskranke dementsprechend viel weniger gelösten Blutkalk hatte, als der Gesunde.

Wir wissen, welchen Segen die Strahlentherapie für die Krebsbehandlung gebracht hat, und zwar, sowohl Röntgen- als auch besonders Radiumstrahlen. Die Strahlenbehandlung hat zur Heilung mancher Krebsfälle entscheidend beigetragen, und wenn auch noch heute eine chirurgische Frühbehandlung die besten Resultate verspricht, kann diese durch Strahlen unterstützt und oft ersetzt werden. Immer ist die Strahlenbehandlung nicht erfolgreich. Die Untersuchungen von R e d i n g zeigen, daß bei den erfolgreichen Fällen von Strahlenbehandlung die Reaktion des Blutes immer nach der sauren Richtung hin verschoben wird, auch die gelöste Kalkmenge wächst. Die Veränderungen der Blutbeschaffenheit sollten somit die Wachstumsbedingungen des Karzinoms verschlechtern und eine Genesung unterstützen.

Die Ergebnisse von Reding stimmen gut mit der Theorie des Verfassers überein, der schon oft auf die Bedeutung der für die Behandlung des Krebskranken zufällig durchgeführten künstlichen Säuerung des Körpers hingewiesen hat.

Reding neigt der Ansicht zu, daß nur Personen, die aus erblichen Gründen eine mehr alkalische Blutbeschaffenheit haben, Krebskrank werden können. Diesem kann Verfasser jedoch nicht völlig beipflichten. Es sei gerne zugegeben, daß eine erbliche Veranlagung von großer Bedeutung ist, aber Reding geht offenbar zu weit, wenn er meint, daß eine Verschiebung der Blutreaktion in alkalischer Richtung unbedingt angeboren sein soll. Die ganze Entwicklung der Krebskrankheit in den Kulturstaaten scheint mir dagegen zu sprechen. Ich sehe die Ursache für die Entstehung einer mehr alkalischen und somit für Krebs disponierenden Blutbeschaffenheit außer in erblichen Umständen auch in einer unnatürlichen Lebenshaltung, ganz besonders in der Kostwahl. Verfasser hat in vielen seiner Schriften die Frage behandelt, welche Nahrungsmittel vorwiegend Säure im Körper erzeugen. Eben diese können den Körper zwingen, um der Säure entgegenzuwirken, die Blutreaktion allmählich nach der alkalischen Richtung zu verschieben. Mancher Organismus leistet mehr, mancher weniger Widerstand gegen solche Verschiebungstendenzen. Von denen, die weniger Widerstand leisten und den Reizeinflüssen ausgesetzt sind, erkranken einige an Krebs. Die mehr alkalische Blutbeschaffenheit und vor allem der verminderte Kalkgehalt des Blutes schaffen den günstigen Boden für ein solches Wachstum, wie das des Krebstumors. Die langdauernden Reize mit der darauf beruhenden Zellenabschwächung, sei es im Magen des Mannes, in der Gebärmutter oder den Brustdrüsen der Frau, sei es durch Teerstaub der Straße, in den Lungen wirksam, besorgen dann allmählich die Krebswandlung der Zellen.

In der Nachkriegszeit brachte eine durch Not erzwungene Verschiebung der Nahrungswahl in mehr vegetarischer Richtung eine deutlich Verminderung der Krebstodesfälle mit sich und nach der Überzeugung des Verfassers wird der vermehrte Verbrauch von Kartoffeln, Früchten, Gemüse und Milch noch eine sehr große Bedeutung im Kampfe gegen die Krebskrankheit erlangen. Den Versuch kann jeder leicht machen, er macht das Leben billiger, stärkt auch sonst die Widerstandskraft.

Noch viele dunkle Punkte birgt das Krebsproblem, ein kleiner Lichtblick ist aber doch vorhanden, und gibt die Hoffnung auf eine nicht zu fern liegende Lösung.

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosenkrantzstr. 2 Tel. 29-56. • Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmarck
Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing, Direktor Alfred Walter. • Bezugspreis: für ein Vierteljahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Hmt.; Letztl. 2.25 Bz. Einzelnnummer 0.25 Kr. • Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten“, Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. • Zahlfstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Rentmann & Ko.“) — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postcheckkonto Berlin 122602

Aus deutscher Geistesarbeit

Halbmonatsschrift für wissenschaftliche
und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Reval

Nr. 5

Freitag, den 8. März 1929

5. Jahrgang

Zum Bildungsproblem der Gegenwart.

Von W. Stillmark.

Unter den zahllosen Zeitschriften, die sich mit Bildungsfragen beschäftigen, steht wohl eben die von M. Fischer, Th. Litt, G. Noohl und E. Spranger herausgegebene „Erziehung“ in der ersten Reihe, was Tiefe und philosophische Durchdringung der Problembehandlung betrifft. In Nr. 5 (Februar 1929) finden sich zwei Aufsätze, die in äußerst prägnanter Form aktuelle Bildungsfragen angreifen; der erste, Hans Freyer: Die geistige Gestalt der Gegenwart und die Volkshochschule, versucht ein allgemeines Bild der geistigen Haltung der Gegenwart zu geben; der andere von G. A. Korff: Zivilisationspädagogik der Gegenwart greift von einem akuten Fall ausgehend, ein Schulproblem aus dem ganzen Fragenkomplex des Bildungswezens heraus, allerdings eines, das besonders symptomatisch ist.

G. Freyer charakterisiert die geistige Haltung der Gegenwart als Realismus, diesen Begriff als Gegensatz zur idealistischen Weltanschauung der Hegel- und Schellingzeit, der Goethe- und Schillerzeit auffassend. Für eine idealistische Weltanschauung ist charakteristisch, daß sie die gegenwärtige Realität, wie sie ist, nicht einfach hinnimmt und anerkennt, sondern sie aus einem höheren Sinnzusammenhang ableiten, deuten, beurteilen und begreifen will. Der Idealismus geht immer von einem großen Sinnzusammenhang, der die ganze Welt umfaßt, aus, und ordnet ihm alles Einzelne, also auch die gegebene Realität der Gegenwart sinnvoll ein. Diese Realität erhält ihre Gültigkeit erst durch die Einordnung in das tausendfältige Gewölbe, das sich kräftig ineinanderschließt (Goethe). Der Idealismus braucht gar nicht gegenwartsfeindlich zu sein, er kann im Gegenteil die Gegenwart gerade durch ihre Durchleuchtung

von einem höheren Zusammenhang aus erst recht begreiflich machen, ja rechtfertigen, wie es Hegel vielfach mit der Wirklichkeit der Geschichte gelungen ist. In idealistischer Auffassung also wird „die Wirklichkeit nicht ausgelöscht, aber sie wird in ein Überwirkliches, Ideelles aufgehoben und erst dadurch gültig gemacht.“

Diese geistige Haltung scheint nach Trebers Ansicht heute durchbrochen und durch eine völlig andere ersetzt zu sein, durch die des Realismus.

Aus welchen Symptomen kann diese Tatsache geschlossen werden? Die Begriffe, die im idealistisch gerichteten Denken im Mittelpunkt standen, wie z. B. Geist, Gestalt, Struktur, Sinnzusammenhang sind in den Hintergrund gerückt; an ihrer Stelle beherrschen Begriffe wie Gegenwart, Augenblick, Verantwortung, Entscheidung, Krisis, Wirklichkeit das Denken. Besonders stark ist der Umschwung, den Treber als „Generationsumschlag des Denkens“ bewertet, zu merken in der neuen protestantischen Theologie, welche diese neuen Begriffe zum großen Teil geprägt hat, im Kampfe gegen den vom deutschen Idealismus herkommenden verwissenschaftlichten theologischen Liberalismus; aber die modernen Begriffe sind auch auf vielen anderen geistigen Gebieten zum Siege gelangt: in Philosophie, Rechtswissenschaft, Geschichte, Soziologie, der theoretischen Politik u. a.

Das Wesen der neuen realistischen Geisteshaltung sieht der Verfasser darin, daß sie die Realität nicht erst von einem höheren, umfassenden Sinnzusammenhang aus verstehen und rechtfertigen will, wie der Idealismus, sondern sie als etwas nimmt, was in sich selbst gegründet ist und daher keiner Begründung bedarf. Das realistische Denken sucht allerdings auch nach größeren Zusammenhängen, aber ausgehend von der gegebenen Wirklichkeit, es geht also den umgekehrten Weg, wie der Idealismus, nicht von der Idee zur Wirklichkeit, sondern umgekehrt. Es verhält sich auch unbedingt kritisch zur Wirklichkeit, deckt ihre Irrtümer, Schwächen und inneren Widersprüche auf; es muß zu ihrem Verständnis natürlich auch den großen Zusammenhang der Gegenwart mit Vergangenheit und Zukunft in den Kreis der Betrachtung ziehen; Ausgangspunkt des Denkens bleibt aber immer die gegebene Realität. Die Aufgabe des Denkens besteht darin, „daß wir in der Realität, in der wir stehen, fürderhin bewußt stehen, daß wir durch begriffliche Erkenntnis unsere eigene Existenz unterbauen und unsere eignen Entscheidungen vertiefen. Das realistische Denken ordnet nicht die Wirklichkeit in den Sinnzusammenhang des Ganzen ein, sondern es ordnet (so kühn das klingen mag), im idealen Fall das Ganze in die Wirklichkeit ein.“ Der Verfasser warnt vor einer wertmäßigen Vergleichen beider Denkungsarten, denn „psychologisch und moralisch sind geistige Dinge immer sehr zweideutig.“

„Es handelt sich nur darum, die geistige Gestalt der Gegenwart zu erkennen, wie sie ist, und diejenigen verpflichtenden Forderungen abzuleiten, die sich daraus ergeben.“

An einzelnen Beispielen ist der geistige Umbruch besonders deutlich erkennbar: Die Ideengehalte der früheren Jugendbewegung, die auf Br-

innerlichung und Beiseelung zielten und zum praktischen Leben in einem ausgesprochenen Gegensatz standen, sind in der um 1905 geborenen Jugend, der Nachkriegsgeneration, völlig zurückgetreten. Diese steht nicht mehr hinter den idealen Forderungen der älteren Jugendbewegung, zum Teil deswegen, weil viele Aufgaben, die zwischen 1900 und 1920 als brennend empfunden wurden, es heute nicht mehr sind, vor allem aber, weil überhaupt eine geistige Umstellung eingetreten ist. Man fühlt sich durch die Mechanisierung, Versachlichung und Rationalisierung des Lebens nicht mehr seelisch gefährdet, man bejaht das Rationale dort, wo es hineinpaßt: in der Wirtschaft, der Wissenschaft, der äußeren Einrichtung des Lebens, der Berufsausbildung. „Sachlichkeit ist auf einmal eine Kategorie fraglos positiven Wertes geworden. Organisatorische Aufgaben werden herzlich angepaßt, und ein ausgesprochenes Geschick dazu scheint, sehr neu für die Deutschen, in der Bildung begriffen zu sein.“

Vor allem zeigt sich das in der freudigen Bejahung der Technik, in dem SichEinstellen in das verschärfte Lebenstempo und in den sauberen, organisierten, schnellen technischen Lebensstil. Dieser tritt, wie jeder Lebensstil, flach oder tief, banal oder großzügig auf; der ganz ungeistige Typ des modernen technischen Menschen, der „Chauffeurtypus“ Messerlings ist allerdings sehr unerfreulich, wenn auch hier, wenigstens in den besseren Exemplaren, die durchaus berechnete Freude an der disziplinierten Lebensform, der Exaktheit und Präzision der modernen Arbeitswelt als positives Motiv mitspricht.

Hier muß nun die Vertiefung einsetzen, denn „realistischen Geistes sein heißt nicht: sich entscheidungslos von der Realität treiben lassen,“ sondern es heißt: „die Wirklichkeit und unsere eigne Entscheidung in ihr mit dem Maximum von Welt unterbauen, sie mit dem Maximum von Bewußtheit durchleuchten, sie mit dem Maximum von Verantwortung in die Hand nehmen.“

An zwei Beispielen zeigt der Verfasser, wie diese Vertiefung zu verstehen sei: am Verhältnis der heutigen Generation zur Technik und Natur und an ihrem Verhältnis zur gesellschaftlich-geistlichen Welt. Der heutige Mensch empfindet in der riesenhaften Technik nicht mehr, wie es vielfach noch im vorigen Jahrhundert der Fall war, eine feindliche Macht, die den Menschen zu ihrem Sklaven herabgedrückt hat, sondern er steht wesentlich und bewußt technisch zur Erde: die Technik ist dem heutigen Menschen das Sinnbild für sein Verhältnis zur Erde; wie der primitive Mensch mythenhaftend, der Bauer alten Stils pflegend und bestellend zur Erde steht, so der gegenwärtige Mensch technisch.

Auch das wissenschaftliche Weltbild bekommt von hier aus seine Gestalt, was natürlich nicht bedeutet, daß die Naturwissenschaft lediglich eine Dienerin der Technik ist; aber die naturwissenschaftliche Fragestellung will „um die menschliche Welt herum immer weitere, immer größere konzentrische Ringe legen, Ringe, die schließlich bis in die astronomische Vorgeschichte der Erde, bis in den gestirnten Himmel hineinreichen.“ Sie gruppiert sich um die Frage: was ist der Mensch, wo steht er, wie steht die Welt

seiner Werke im Ganzen der Natur? und um dieser Fragen willen greift sie aus und erweitert das Selbstbewußtsein des Menschen zum Weltbewußtsein.

Ähnlich gestaltet sich das Verhältnis des Menschen zur gesellschaftlich-geschichtlichen Welt. „Wer sich bewußt und verantwortlich in diese seine gesellschaftliche Gegenwart hineinstellt, ihre Probleme mitlebt, an ihren Entscheidungen teilnimmt, ihre Zukunft mitwill, der hat damit einen realistischen Standpunkt in einem echten und großen Sinne gewonnen.... Wie vorhin die Natur, so öffnet sich ihm jetzt die Geschichte in aller ihrer Weite — aber sie ist bezogen auf die gegenwärtige Wirklichkeit, und durch diese Beziehung bekommt sie ihre Struktur.“ Geschichte und Soziologie in ihrer heutigen Gestalt haben vor allem die Aufgabe, die Gegenwart verständlich zu machen; auch hier legen sich um die eigene Existenz konzentrische Ringe, die in die fernsten Vergangenheiten hineinreichen, aber immer orientiert an der Frage: „wo stehen wir augenblicklich, was hat das moderne Europa und seine Gestalt geschaffen, welche Aufgaben und Schicksale sind ihm vorgezeichnet.“ Man erkennt, wie ähnlich in ihrer Tendenz diese geschichtliche Fragestellung der oben skizzierten naturwissenschaftlichen ist. Aus dieser Darstellung der geistigen Gestalt der Gegenwart ergeben sich nun wichtige Folgerungen für die **V o l k s b i l d u n g**.

Die **V o l k s b i l d u n g** soll nicht **Z w e c k b i l d u n g** sein, d. h. unmittelbar verwertbare Kenntnisse vermitteln; sie ist wie jede wahre Bildung **M e n s c h e n b i l d u n g**, sie soll im Menschen ein Weltbild erzeugen. Die **V o l k s b i l d u n g**, wie sie etwa die Volkshochschule vermitteln soll, unterscheidet sich dadurch von der akademischen, daß sie sich nicht an den Studenten, d. h. den noch nicht berufstätigen, in einen bestimmten Zusammenhang eingefügten Menschen wendet, sondern „sie sucht den Menschen in seiner Arbeit, in seiner Familie, seinem Klassenverhältnis, in seinem landschaftlichen und stammesmäßigen Charakter, in seiner Lebenserfahrung auf.“ Sie will den Menschen in den Lebenszusammenhängen, in denen er steht, fesseln machen, um in ihm eine bewußte Verantwortung zu wecken. Der Sinn der akademischen Bildung war dagegen die Einführung des jungen Menschen in ein in sich zusammenhängendes, in sich geschlossenes Reich der Wahrheit, das von keiner gegenwärtigen Realität abhängig ist; die akademische Bildung war also ihrem Wesen nach idealistisch. Aber auch sie macht in der Gegenwart eine tiefe Verwandlung durch: auch die akademische Bildung wird erfaßt von der neuen Bildungsidee, die den Menschen vor allem der Wirklichkeit gegenüber geistig lebensfähig, aktiv und verantwortlich machen will. „Auch in den Wissenschaften greift, sehr verschieden je nach ihrer Art, aber in allem bemerkbar, die realistische Wendung Platz,“ nicht als Konzeßion an den Zeitgeschmack (das darf eine Bildung nie erstreben), sondern aus der geistigen Gestalt der gesamten Gegenwart heraus. Diese Sinwendung auch der Wissenschaft zum Realismus, die sie vollführt, ohne dabei ihren autonomen Charakter aufzugeben, gibt dem Verfasser die Hoffnung, die er am Schluß seines Artikels ausspricht, daß „wieder einmal ein geistiger Stil den Volksbau in allen seinen Stockwerken einheitlich durchformt: guten Gewissens, weil er die

geschichtliche Stunde für sich hat, und gesund, weil er aus den Wurzeln unserer Existenz seine Kraft zieht."

Daß die von H. Freyer mit so großem Optimismus beurteilte Wendung zum Realismus aber auch ihre sehr unangenehme Rehrseite hat (deren Möglichkeit übrigens von Freyer auch zugegeben wird), zeigt die in derselben Zeitschrift (Heft 4) veröffentlichte Arbeit von Oberstudiendirektor Walter Schönbrunn „Die Not des Literaturunterrichts in der großstädtischen Schule“ und in der Entgegnung von H. A. Korff unter dem Titel „Zivilisations-Pädagogik“. (Heft 5.)

Dir. Schönbrunn hatte auf Grund der Erfahrungen mit der Berliner Großstadtjugend festgestellt, daß das Unterrichtsziel der Übermittlung der Schätze der deutschen Literatur unlösbar geworden sei, weil die heutige Jugend jeglichen Sinn für wertvolle Literatur, für geschichtliche Werte, ja für geistige und sittliche Ideale überhaupt verloren habe. Die Literatur sei für die Jugend überhaupt tot. Daher müsse der Deutschunterricht auf die Literatur so gut wie ganz verzichten oder höchstens nur moderne Dichtung (Nietzsche, Strindberg, Wilde, Dostojewski), und von der älteren nur die Werke, in denen krankhafte Zustände unter modernen Gesichtspunkten betrachtet werden könnten, getrieben werden. Stattdessen sollte man mehr auf praktische Beherrschung des sprachlichen Ausdrucks hinarbeiten.

Korff gibt zu, daß eine Notlage in dieser Hinsicht tatsächlich besteht, wendet sich aber sehr scharf gegen diese resignierende Haltung, die ja einer Kapitulation vor den schlimmsten Erscheinungsformen des modernen Geistes gleichkommt. Die Schule ist im Gegenteil dazu da, um „die Jugend über ihre natürliche Eingeschlossenheit hinauszuführen... Was hat die Schule überhaupt noch für einen Sinn, wenn es ihr nicht mehr gelingt, gerade das verstehen zu lernen, was die Jugend von sich aus nicht zu begreifen imstande ist?“ Der Sinn der Erziehung besteht doch gerade in der „Kultivierung der Jugend durch die großen Kulturgüter der Menschheit.“

In der Auffassung Schönbrunns sieht Korff die Preisgabe der Idee des „gebildeten Menschen“ überhaupt zugunsten der direkten Vorbereitung auf das praktische Leben; also nicht mehr Bildungsschule, sondern reine Nützlichkeitspädagogik (die ja auch Freyer ablehnt, obgleich seine Auffassung der heutigen Geisteslage in der gleichen Richtung liegt, wie die Schönbrunns, der es allerdings mit ganz besonders schlimmen Symptomen zu tun hat). Korff verlangt, und darin wird man ihm wohl völlig beistimmen, daß „es die vornehmste Aufgabe der Schule sei, ein von den Modeströmungen der Zeit unabhängiges Bildungsfundament zu legen, das zu einer kritischen Auseinandersetzung mit den marktschreierischen Erscheinungen des Tages befähigt.“ Gegen die Krankheit der Jugend kann als Heilmittel nicht die Beschäftigung mit Literaturerzeugnissen, die Krankhaftes behandeln, empfohlen werden, sondern gerade die Beschäftigung mit dem „Normalen“, d. h. nicht dem Durchschnittlichen, sondern dem Klassischen, dem Naturgemäßen. Es gibt menschliche Ewigkeitswerte, und diese sollen das Bildungsmaterial darstellen; Schüler, bei denen das Verständnis hierfür nicht zu wecken ist, gehören aber nicht in die höhere Schule.

Es ist auch nicht zu vergessen, daß die höhere Schule für die Hochschule vorbereitet, und was soll aus dieser werden, wenn die Schule nicht mehr wirkliche Bildung, sondern nur zweckmäßige Lebensvorbereitung zu geben vermag. „Mit solchen Erziehungsidealen wird Deutschland in absehbarer Zeit aufgehört haben eine gebildete, eine Kulturnation zu sein.“

Es ist sehr dankenswert, daß die Zeitschrift die beiden Aufsätze von Greher und Korff in einem Heft gebracht hat; Greher versucht, die Formel für die gegenwärtige Geisteshaltung zu finden und das Wertvolle in ihr zu erkennen, den Ausgangspunkt zu bestimmen, von dem aus Kulturforderungen gestellt werden können; Korff warnt eindringlich vor den Gefahren, die der Kultur drohen, wenn man vor den Auswüchsen der modernen Geisteshaltung kapituliert und sie nicht energisch durch Ewigkeitswerte zu bekämpfen sucht. Geistige Wandlungen sind unvermeidlich; ein Versuch, frühere Geisteslagen wiederherzustellen, ist ebenso aussichtslos wie jede Reaktionsbewegung in der Geschichte; es kommt nur darauf an, daß die kulturellen Möglichkeiten der gegenwärtigen Geisteshaltung richtig erkannt werden und daß die Verpflichtung, die in dieser Erkenntnis liegt, in vollem Umfange in die Tat umgesetzt wird. Dringend zu warnen jedoch ist vor der auch von Korff angegriffenen Einstellung, daß man die Bildungsideale bloß an den Bedürfnissen der Jugend orientiert, und noch dazu einer Jugend, die ganz besonders schlimme Entartungserscheinungen zeigt.

Das Antlitz Amerikas!

Der alte und der neue Geist.

Von Dr. Friedrich Reck-Malleczewen.

„Aber das sage ich ebenso vorbehaltlos: daß Einzelwesen und Staaten, die ihre eigene Geistigkeit töten, lebensunfähig sind.“

Dr. Reck.

Europäische Snobs.

Deutschland, mit den westeuropäischen Mächten das Schicksal des belasteten Schuldners teilend, ist in seiner Einstellung zum gläubiger Amerika ganz andere Wege gegangen als Frankreich und England. Was Frankreich betrifft — in dessen Hauptstadt freilich der New Yorker und der Chicagoer Snobismus Orgien feiert — so fühlt es instinktiv die Bedrohung der europäischen Kultur durch eben diesen transatlantischen Snobismus, und ich müßte keinen besseren Ausdruck für diese französische Stimmung als jene Worte, die in seiner „Politischen Novelle“ Bruno

Frauk dem alten Briand in den Mund legt: „Europa muß von Zeit zu Zeit immer wieder die Schlacht von Salamis schlagen. Dieses Mal kommen die Perser von Westen.“

Was England angeht, so ist seine Haltung vielleicht weniger dega-
giert... es wahr, mit einem chinesischen Ausdruck, „sein Gesicht“. Frei-
lich mußte schon während des letzten Kriegsjahres die Londoner Zensur
gewisse Kabarettzonen verbieten, in denen Abend für Abend die Karikatur
des amerikanischen Soldaten dem Hohngeächter Londons preisgegeben
wurde. Freilich war ich Zeuge, daß (was vor dem Kriege noch unmöglich
gewesen wäre!), britische Kolonialoffiziere (junge, wohlgezogene Herren
im übrigen!) sofort und demonstrativ und „sotto voce“ jenen näselnden
und von Schönheit ja nicht gerade geküßten New Yorker Dialekt nachahmten,
sowie auf Shepherds Terrasse oder in der Mena-Bar ein Amerikaner
sich blicken ließ. Amtlich wahr man die Form und eine Höflichkeit, bei der
man freilich immer die Bremsen knirschen hört; und es ist nicht zu leug-
nen, daß die in der letzten Zeit von britischen und amerikanischen Admira-
len gehaltenen Flottenreden stark an die deutschen und englischen der
Vorkriegszeit erinnern. Und hinter den rasch herabgelassenen Schleiern
offizieller Beschönigungsversuche sieht man dann wohl das ferne Wet-
ter leuchten eines Donnersturmes, dessen unausbleiblicher
Ausbruch hier nur angedeutet werden soll...

Über dieses heraufziehende Wetter mag der Westen sich allein schlüssig
werden: wir haben, geographisch, wirtschaftspolitisch, strategisch und see-
lisch zwischen Ost- und Westwelt stehend, mit uns selbst genug zu schaffen.
Deutschland ist denn auch in seiner Einstellung zu Amerika ganz andere
Wege gegangen als die Westmächte: es hat sich mit einer Hast amerikani-
siert, die in der Weltgeschichte ohne Beispiel sein dürfte. Wohl kann man
diese Bewegung in der deutschen Vorkriegszeit schon aufspüren..., wohl
hatten jene amerikanischen Spottvögel recht, die (so um das Jahr 1912!)
sich darüber beklagten, daß die Berliner es seien, die in Amerika
den Amerikanismus einschleppten. Dennoch hat die Bereitwillig-
keit, mit der nicht nur die deutsche Wirtschaft, sondern auch die deutsche
Seele sich Amerika erschloß, vielleicht nur in dem rheinbündlerischen
Byzantinismus ihre geschichtliche Parallele. Man bedenke doch, daß in den
Jahren 1918—1924 der deutsche Kompaß entschieden „wahren
Ostkurs“ wies. Daß damals noch der deutsche Snob mit einer mißver-
standenen Russenseele paradierte, daß der Berliner Kurfürstendamm voll
imitierter Dostojewski-Figuren war und daß jede Schwabinger Kunst-
gewerblin sich in Grunde immer als irgend eine Sonja raschkolnikowjcher
oder eine Katarina Zwanowna Karamasowjcher Prägung gebärdete.

Es kam das Dawesjahr, und eifertig flog der Zeiger nach Westen
herum. Allen anderen deutschen Zeigern voran der der Reichshauptstadt.
Mit einer Eile, die an Geistesverwirrung grenzt, und die, wie ich bezeugen
kann, heute schon das Hohngeächter des Auslandes erregt. Aus den Sonjas
und Katarina-Zwanownas sind über Nacht Lilians und Violets geworden.
Ein kritischer Bekannter machte mich neulich auf die typische Altkarten-
aufmerksam, mit der heute der Berliner Bankjüngling und Anwaltschrei-

ber gern den gewichtigen amerikanischen Geschäftsmann, den „man of big game“ mimt, und in der sich in der Regel drei Käsefemeln vorfinden. So haben wir blitschnell die Zeit Thönscher Uniformkarikaturen vertauscht mit dem Zivil-Snobismus gewisser Modebäder und Sportplätze, den Byzantinismus des Tempelhofer Paradiesfeldes mit dem demütigen Rotau vor Hollywood-Kaisern, vor Kanalschwimmern und Klappern. Was in Deutschland die Angelegenheit von zehn Berliner Snobs war, ist über Nacht zur Massensuggestion geworden, wird morgen tatsächlich die deutsche und mit ihr die europäische Seele bedrohen.

Ich stelle hier schon fest, daß Europa verloren ist, wenn es nicht durch ernste Kritik lernt, sich gegen die von Amerika ausgehende Massenpsychose zu wappnen.

Der faustische Mensch und das Massendenken.

Durch ernste und nicht durch leichtfertige — niemand soll mir nachsagen, daß ich, indem ich Amerika zu analysieren versuche, jenen guten alten Dinkel schmähle, der dem niedergebrochenen Neffen die vielen, vielen Schulden bezahlt hat. Erstens werden diese Schulden ja wohl durch ein fast unerträgliches Arbeitsmaß des Neffen verzinst. Zweitens hieße es eine große Nation undankbar herabwürdigen, sähe man in ihr tatsächlich nur einen grimmigen Shylock, der jede Kritik mit Diskonterhöhung beantwortet. Drittens haben wir — wie hier schon betont! — in unserer Mitte eine junge, von mehr oder minder ratlos gewordenen Älteren sich selbst überlassene Generation. Diese Jugend nun steht vor dem Trümmerhaufen zerbrochener alt-europäischer Begriffe, sieht sich umfaßt von riesigen Wirtschaftsmechanismen und — hat ein gutes Recht darauf, zu erfahren, was es eigentlich auf sich hat mit jenem furchtbarsten Kreisel, den man Amerika nennt. Viertens aber und vor allem: den wünsche ich zu sehen, der in diesen Ausführungen mir Gehässigkeit nachweisen könnte. Daß sie der Filmdiva K. und dem Preissbayer J. die gute Laune amerikanischen Überlegenheitsgefühles verderben könnten, muß ich freilich in Kauf nehmen.

Man soll aber nicht vergessen, daß es hinter jener als „Amerika“ gewerteten Atmosphäre von Sport, Luxuswagen, Girkult, Kollektivismus genau — wie in England — einen Staat gibt, der repräsentiert wird durch jene gerade für Amerika typischen alten Männer mit jung gebliebenen Gesichtern unter früh ergrauten Haaren — der Typ des Führers in Politik und Wirtschaft. Es ist dieser Typ, der den spezifisch amerikanischen Gedanken vertritt, und ich weiß, daß dieser Gedanke, wenn man ihn richtig analysiert, eben nur die letzte Konsequenz faszistischer Denkers ist. Es ist genau wie in England, daß eine Oligarchie alter weißer Köpfe — dort durch Geburt und politische Schulung, hier durch puritanische und freilich auch plutokratische Auslese bestimmt — einer großen anorganischen Menschenmasse gegenübersteht. Was ich von dieser amerikanischen Menschenmasse denke, werde ich weiter unten sagen. Von jener amerikanischen Oligarchie aber wage ich zu behaupten, daß sie von dem Optimismus-Gebrüll der Straße weit entfernt ist. Daß sie die kommenden

großen Krisen des gesamten Angelsächsentums wittert, und daß sie, worauf ich noch zurückkommen werde, die europäische Kritik direkt wünscht. Womit sie freilich in schroffem Gegensatz zu dem Kollektivdenken der von ihnen geführten Masse steht.

Diese Masse freilich ist, wenn es sich um die Probleme Europas handelt, mit der Kritik ebenso leicht bei der Hand, wie sie selbst sich in mimosenhafter Empfindlichkeit der Kritik an amerikanischen Zuständen verschließt. (Ich rate niemandem, auf die unentwegte und bis zum Überdruß gestellte Frage „How do you like this country?“ anders als mit einer ebenso typisierten Lobeshymne zu antworten... um die Frager los zu werden!) Es ist mit dieser amerikanischen Masse ein eigen Ding: sie, nicht etwa die heroischen oder asketischen, in jedem Falle aber tief tragischen Erscheinungen der Morgan, Astor, Coolidge, bestimmt mit ihrem Massendenken, mit ihrem Lebensgefühl, mit ihrem standardisierten Genuß, ihrer Neigung zu vorchnellen und primitiven Urteilen, suggestiv die öffentliche Massenmeinung des heutigen Europa. Und hier — nicht etwa bei den Führern — suche ich jenen Brandherd, von dem aus die Funken der Zellachisierung des — neulich hier definierten — Weißnegertums nach Europa hinüberfliegen und die alten großen europäischen Staatsgedanken — beileibe nicht nur die deutschen! — in Brand zu stecken drohen.

Was ist amerikanische Masse?

Nun glaube man doch ja nicht, daß ich unter amerikanischer Masse in erster Linie das verstehe, was man „amerikanisches Proletariat“ nennen könnte. Mein Begriff geht, volkswirtschaftlich definiert, hoch hinauf, faßt den Mann von zweitausend Dollar Jahreseinkommen ebenso umfassen wie den von hunderttausend. Noch verkehrter wäre es, sich an die Bestandteile angelsächsischen Bluts oder auch nur angelsächsischer Prägung zu halten. Wenn man sie begreifen will, muß man eben gesehen haben, wie diese Masse entsteht. Als ich vor fünfzehn Jahren nordamerikanischen Boden zum ersten Male betrat — es war Balkankrieg und ganz Newhork, von den eigentlichen Börsenleuten bis zu Wannamakers Ladenmädchen, war von einem an Wahnsinn grenzenden Spekulationsfieber befallen — damals also sah ich auf Ellis Island den Einwandererstrom ins Land brausen. Ein englischer Dampfer mit achthundert Zwischendecklern war eben gelandet. Die Silhouette eines zweiten, der ebensoviel mit sich führte, tauchte aus dem Herbstnebel der Bai. Der Kommissar wies mir an Hand der Funkmelldungen nach, daß dahinter der „Kaiser Wilhelm“, die „Lituania“, die „Dorraine“ käme... daß der ganze Ozean eine Kette solcher Schiffe sei... Schub auf Schub... Wir berechneten damals gemeinsam, daß etwa alle 22 Sekunden ein neugebäuer „Amerikaner“ die Schranken passierte, hinter denen dann das wartete, was man gläubig und widerspruchlos als „Freiheit“ anzuerkennen hat.

Nun wolle man aber bedenken, daß es sich ebensogut um Kleinrussen, galizische Juden, Ruthenen, Tschechen und Letten handelt, wie um syrische Schafhirten, Sizilianer, Iren, Skandinavier und alamannische Klein-

bauern. Und — dies ist eben die Hauptsache! — daß diese Leute, die beim Passieren des Pitts eben noch, womöglich so etwas wie Nationaltrachten, Kastane, rote Kopftücher und das spezifische galizische, schwäbische oder skandinavische Gesicht zeigten: daß diese Leute in vier Wochen Amerikaner sind. Amerikaner mit Einheitsgesicht, Einheitsbedürfnissen, einheitlicher Warenhauskonfektion und — einheitlichen Ansichten. Ob hier lediglich eine wirtschaftliche Einwirkung vorliegt, lasse ich dahingestellt sein. Sehr beachtlich erscheint mir die Theorie einer machtvollen Klima- und Bodeneinwirkung. Anatomische Arbeiten erweisen jedenfalls die allmähliche Anpassung an — man denke an Wilsons Siouxprofil! — den Indianerschädel, Architekten die Abstammung der Wolkenkratzer von der mexikanischen Plattform-Architektur... Oswald Spengler teilt mit, daß das Ritual des Ku-Klux-Klan altindianisch sei. Sei dem, wie es sei: das Resultat ist das, was ich amerikanische Masse nannte, und was in Deutschland heute als maßgebend für Lebensstandard, Mode, Wirtschaft, Ideologie und Staatsgefühl angebetet wird. Wohlan, sehen wir also zu...

Bekannt ist, daß diese amerikanische Masse zunächst einmal und unter allen Umständen als junges Volk gewertet werden will, daß dieser Anspruch tagtäglich mit einem nicht unerheblichen Stimmufwand nach Europa herübergeschrien wird, und daß nicht nur die Leser deutscher Magazine... daß sogar führende deutsche Geister — ich erinnere an Rejterlings Philosophentagebuch — dieser Suggestion verfallen. Ich für mein Teil habe, in schroffer Verneinung dieses brünstigen Glaubens, an dieser Stelle meine Zweifel an der These von der amerikanischen Jugendlichkeit ausgesprochen und habe, England und Amerika in ihren biologischen Qualitäten vergleichend, mir erlaubt, Amerika für die bedrohlichere Nation anzusprechen. Nun sollte schon dieses ewige Geschrei „Wir sind jung und gesund“ zu denken geben! Wer seinen eigenen Wizeps bei jedweder Gelegenheit rühmt — sollte der wirklich sich unter allen Umständen als Athlet erweisen? Wer wirklich jung ist, spricht der denn — da er das Gefühl des Alterns ja nicht kennt — bei jeder Gelegenheit von seiner Jugend? Und wer dennoch diese Jugend immer betont, kommt er nicht mit Zug und Recht in den Verdacht, Angst vor dem Alter zu haben und „Not aufzulösen“?

Dieser Verdacht stieg in mir auf, als ich in Newhork und im südlichen Chicago um rushhour die Fabriken sich entleeren sah. Sicher gab es da auch unverbrauchte Gestalten. Aber in Massen hatte ich nie — weder in Nordengland noch in Sachjen — jemals eine so zu Schlafen verbrannte Menschheit gesehen. Ich forschte weiter und fragte, selbst mit medizinischen Begriffen vertraut, amerikanische Ärzte. Ich sah damals schon Statistiken über gewisse degenerative Geisteskrankheiten (Jugendliche Verblöbung usw.), die in Europa unmöglich wären. Ich glaubte Hoffnung bei den in deutschen illustrierten Zeitschriften so beliebten jungen Fabrik-Bureau- und Hochschulmädeln schöpfen zu können: ich sah meine ärztlichen Gewährsleute skeptisch die Achseln zucken und fand Ziffern über venerische Erkrankungen, die damals unerhört waren. Die freilich als unpassende Fakten von dem Puritanismus verschwiegen wurden und heute erst, nach

dem Erscheinen des bekannten Lindbergh'schen Werkes, in der breiten Öffentlichkeit bekannt geworden sind. Ich sehe heute die fürchterlichen Zahlen der amerikanischen Krebsstatistiken — Ausdruck vielleicht einer Ernährung, die kraft der notorischen Trägheit der amerikanischen Frau ein ganzes Volk mit Konserven und Büchsenfleisch füttert. Wie denn — diese furchtbaren Zahlen einer abbauenden Krankheit bei einem Volke, das auf seine Körperpflege so viel Zeit verwendet und seine Jugendlichkeit so oft und so höhnend dem „überalterten Europa“ vorhält? Und das in einem Lande, das tatsächlich von „Betrieb“ und dem Lärm einer gigantischen Wirtschaft dröhnt?

Der Verjüngungs-Strom.

Probleme, die sich bei näherem Hinschauen denn freilich lösen! Der Mensch, mit einem bestimmten, unveränderlichen Potential von möglichen Kraftäußerungen zur Welt gekommen, kann wohl die Weltaushänge dieses Kraftreservoirs weiter öffnen, den Lebensstrom rascher verrinnen lassen und dann die vorzeitig verbrauchten Generationen bei genügendem Zustrom an frischen Menschen leicht durch neue ersetzen. Mit anderen Worten: es ist leicht, das Bild eines ungehäuerten, jungen Volkes vorzutäuschen, wenn man, über eine so gigantische Einwanderung verfügend, an seinen Maschinen, in seinen Banken und Werkstätten immer nur die Leute bis vierzig Jahren aufmarschieren läßt, während man die älteren Jahrgänge, mitteilbarer als jeder europäische Industriestaat, unbarmherzig ausmerzt.

(Schluß folgt)

Sport und Bildung.

(Rundfunkvortrag, gehalten am 6. Oktober in Reval von R. v. E.)

(Schluß.)

Wir können nun weiterhin beobachten, daß mit der Zunahme des Großhirns auch die Lernfähigkeit wächst, d. h. die Möglichkeit, sich bisher Fremdes anzueignen und durch Übung seinem geistigen Bestande einzugliedern.

Der Unterschied zwischen der Tätigkeit des Großhirns und des Mittelhirns besteht nun im wesentlichen darin, daß die Koppelungen der verschiedenen Telephonleitungen (um im Bilde zu bleiben) im Mittelhirn automatisch vor sich gehen, während im Großhirn diese Verbindung bewußt und willensmäßig, d. h. in einem gewissen Umfang frei hergestellt wird.

Danach dürfen wir sagen, daß Bewegungen und Handlungen, die vom Tier noch instinktiv, unbewußt und unfrei, oder zwangsläufig ausgeführt werden, vom Menschen vernünftig, bewußt und frei gewollt und getan oder nicht getan werden können oder, was das gleiche sagt — was das Tier angesichts der Gefahr, oder anderer Zeichen seiner Umwelt tun muß, kann der Mensch von seinem Großhirn aus hemmen, also nicht tun! Das

Großhirn ist der mächtige Regulator und Hemmungsapparat für unser Triebleben, daß sich automatisch im Mittelhirn vollzieht — aber nun beim Menschen im Gegensatz zum Tier in vernünftige Bahnen gelenkt werden kann.

Wenn nun aber alles, was sich beim Tier automatisch vollzieht, von uns bewußt getan werden müßte, wenn wir jeden Augenblick unsern Herzschlag, unser Atmen, unser Erröten und Erblaffen vom Großhirn aus selbst bewußt regulieren müßten, so würden wir Tag und Nacht nichts anderes zu tun haben, als unsere rein körperlichen Lebensfunktionen zu überwachen. Zum Glück für uns spielen sich aber diese Körperfunktionen unbewußt und automatisch in uns ab.

Und ebenso ist es eine weise und ökonomische Einrichtung unserer Natur, daß alles, was wir durch Übung bewußt erlernt haben, wie Gehen, Laufen, Sprechen, Schreiben und anderes auch wieder, wenn es ganz unser Eigenes geworden ist — in jenen automatischen unbewußten Betrieb abgeschoben werden kann, um unser Großhirn wieder für den Neuerwerb frei zu machen. Wir brauchen nicht darüber nachzudenken, welche Muskeln wir in Bewegung setzen müssen, um zu gehen, zu springen, oder zu sprechen, oder zu schreiben. Das vollzieht sich, wie wir sagen „von selbst“, wenn von der Zentrale aus der Befehl ergangen ist, daß es zu geschehen hat.

Wenn wir nach dieser Abschweifung nun zur Frage nach dem Sinn des Sports und der Körperübung zurückkehren, so ist sie nun leicht zu beantworten.

Wir sollen durch Körperübung 1) unseren Körper kräftigen und ihn seiner Anlage gemäß zu größerer Leistungsfähigkeit erziehen, d. h. 2) mit geringstem Kraftaufwand die schnelle und zweckentsprechende Zusammenarbeit unserer Sinnesorgane (Auge, Ohr, Tastsinn usw.) mit unseren Gliedmaßen leisten und 3) diese Zusammenarbeit zu einer möglichst automatischen machen, d. h. zu einem selbstverständlichen, natürlichen Rhythmus, der sich als Grazie der Bewegung, als Schönheit darstellt.

Diese Erziehung zur körperlichen Leistungsfähigkeit ist zugleich Ausbildung unserer Sinnesorgane und Ertüchtigung unserer Willensenergie, zwei Momente, die auch unserem Geistesleben, unserer Bildungsaufgabe in hohem Maße zugute kommen. Sie ist aber auch zugleich — und ganz besonders dann, wenn wir durch Übung unseren Körper völlig in der Gewalt haben, ein Wiederfinden unseres natürlichen Rhythmus, d. h. des harmonischen Zusammenspiels all' unserer Körperorgane, der seinerseits wiederum zurückwirkt auf das harmonische Zusammenspiel von Körper und Geist.

Sie sehen, daß aus diesem Rahmen unserer Körpererziehung alle jene Refordleistungen herausfallen, die heute vom Jubel der Masse, vom Glockenläuten ehrwürdiger Dome und von den Lobeshymnen der Tagespresse begleitet werden! Mag es Leute geben, die an Bogen und Ringkämpfen, an Schnellauf bis zur Erschöpfung und Kanalschwimmen mehr Freude haben, als an dem sprachlich geschulten, künstlerischen Aufbau einer hohen Gedankenwelt, an den unsterblichen Werken der bildenden Kunst

und Musik — so möchte ich doch für mein Teil lieber zur letzteren Gruppe gehören.

In der Zeit der Automobile und des Flugzeugs ist es doch ein recht müßiges Unternehmen, die eigenen Beine zum Konkurrenzkampf mit jenen zu zwingen, aber die schaulustige Menge denkt im stillen: „vielleicht könnte ich das auch bei redlicher Mühe und Arbeit — und welcher Lohn winkt mir, der jubelnde Begeisterungssturm der Masse!“

Welches die höchsten Werte sind, die Menschengestalt jemals geschaffen, wurde nicht vor der Tribüne der 10.000, auf der Arena — entschieden — sie wurden von sehr wenigen in der Stille der Studierstube entdeckt und es dauerte lange, bis die Masse an diese Werte glaubte. Und so ist es noch heute.

„Groß sein, heißt mißverstanden werden“, sagte der amerikanische Philosoph Emerson. Ob einer aber früher am Ziel landet, als der andere, das kann jedes Kind entscheiden, da gibt es nie ein Mißverständnis!

Aber die Geistesgröße eines Menschen läßt sich nicht mit der Stoppuhr und dem Metermaß in der Hand feststellen!

Wir sprachen bereits davon, daß die Ausbildung unseres Körpers zu einem harmonischen Zusammenwirken seiner Einzelteile auch auf unsere geistige Bildung einen heilsamen und fördernden Einfluß haben muß!

Das ist so zu verstehen, daß aller Neuerverb körperlicher, wie geistiger Art, den wir uns durch Übung aneignen, nicht mehr den Stempel des Gelehrten, Gewollten trägt, sondern gewissermaßen selbstverständlicher Ausdruck unserer Persönlichkeit wird.

Von einem großen Kunstwerk sagen wir, es erscheine uns wie gewachsen, gewachsen aus einer inneren Notwendigkeit, nicht wie gemacht, von einem menschlichen Hirn erfunden.

Wir bekennen hiermit die Schönheit und Harmonie des unbewußten Wachstums, der naturhaften Bewegung, welche die vielen Etappen und Stationen der bewußten Tat so schnell durchläuft, daß sie wie aus einem Guß, wie selbstverständlich, wie fast unbewußt geschehen — erscheint.

Dieses Unmittelbare des Ausdrucks, diese Tat oder Bewegung ohne Umwege, erscheint uns echter, wirklicher, natürlicher als alles mühsam Zusammengebachte, Konstruierte, Gemachte.

Und hier finden wir wieder ein Moment, das in der Körpererziehung eine ganz wesentliche Rolle spielt und sie in nächste Beziehung zu unserer geistigen Bildungsaufgabe setzt. Die Leichtigkeit und Gewandtheit unseres Körpers zeigt sich ganz wesentlich darin, daß sie für jede Bewegung, für jede Leistung auch den entsprechenden echten Ausdruck findet. Man vergleiche, um sich über den Unterschied zwischen echtem und unechtem Ausdruck klar zu werden, die Haltung und Bewegung einer Frau und eines Mannes beim Einfädeln eines Fadens: beim Manne, dem diese Aufgabe schwer fällt, zeigen die Gesichtszüge den Ausdruck größten Kraftaufwandes, angestrengtester Willenskonzentration, bei der Frau eine leichte Handbewegung und die Aufgabe ist wie „von selbst“ gelöst!

Hier entspricht der Ausdruck der Größe der Leistung, dort nur der Größe der eingebildeten Widerstände.

Nun wird ja wohl niemand daran zweifeln, daß jeder gestaltende Künstler, sei es der Maler, Bildhauer, Architekt, oder Musiker — ein ausgesprochenes Ausdrucksvermögen haben muß, denn ohne dieses würde das Kunstwerk ausdruckslos, leer — Schema oder Regel sein! Aber ebenso ist jeder Gedanke, den ich ausspreche, Ausdruck meiner Person und um verstanden zu werden, muß er Gestalt haben, ein Ganzes sein, geformt sein.

So ist auch Bildung, körperliche sowohl wie geistige — Gestaltwerdung meines ganzen Menschen, d. h. was die Pflanze unbewußt in ihrem Wachstum vollzieht, ihr Werden, ihre Gestaltung, sollen wir nun bewußt und verantwortlich selbst vollziehen.

Wir sahen aber, daß das feindliche Brüderpaar Körper und Geist auseinanderstrebt, wie sollte da ihr Ausdrucksvermögen die feindlichen in einer Gestalt vereinen? Und wir sahen ferner, daß der Geist als rechnender Verstand sich verirren kann und unseren Körper dazu verdammen, ein kleiner Maschinenteil im Maschinengetriebe der Welt zu werden!

Wer hilft uns da den rechten Weg finden, um eine menschenwürdige Gestalt zu werden?

Fragen Sie sich einmal ganz im stillen, welche Momente in Ihrem Leben die gewesen sind, an die Sie am liebsten zurückdenken, die gewissermaßen Höhepunkte waren, die Sie nur in seltenen Augenblicken erreichten, die Ihnen aber zeigten, daß es für einen jeden von uns solche Momente gibt, in denen sich das Ideal, die Sehnsucht der eigenen Person wenigstens annäherungsweise verwirklicht?

Und Sie werden sehen, daß es Augenblicke waren, die Sie in die Lage brachten, einem anderen zu helfen, ohne Dank zu erwarten, oder, wo Ihnen die Liebe eines Menschen, wie ein unerdientes Geschenk in den Schoß fiel, oder wo Ihnen plötzlich, ohne bewußtes eigenes Zutun als Frucht langjähriger scheinbar vergeblicher innerer Arbeit, ein Gedanke einfiel, der plötzlich weite dunkle Bezirke Ihres Alltags erhellte!

Spielen sich nun diese Erlebnisse auf dem Boden unseres Körpers oder Geistes ab?

Keines von beiden — das sind Erlebnisse unserer Seele!

Der Seele? — Ja, gibt es denn überhaupt eine Seele und wo hat sie denn ihren Sitz im Körper und hat nicht die Wissenschaft längst bewiesen, daß es keine Seele gäbe? — so werden Sie fragen.

Nun die Wissenschaft, ja auch die Medizin und Naturwissenschaft haben es doch in den letzten Jahren immer mehr und mehr einsehen gelernt, daß alle unsere Bemühungen das Geistesleben des Menschen zu erforschen, uns gezwungen haben die verlorengeglaubte Seele des Menschen wieder zu entdecken und ihr den alten vornehmensten Platz im Menschen als geistlicher Persönlichkeit einzuräumen!

Und die Seele ist jene Brücke, die Leib und Geist verbindet, die den Leib trotz seiner Natur- und Erdgebundenheit zu ihrem Diener macht, ihn immer wieder daran erinnert, daß er nicht Selbstzweck, sondern Organ, Werkzeug ist für einen höheren Flug, zu dem sie — die Seele bestimmt ist.

Aber andererseits haben wir uns Leib und Seele als unzerreißbare Einheit zu denken, so daß auch sie wohl auch bis zu gewissen Grenzen an dem Schicksal des Leibes teilnehmen muß. Deshalb wird jede Pflege und Übung unseres Leibes, sofern sie sich in den obengezeichneten Grenzen hält, auch der Seele zugute kommen, sie lebendig, jung und wachstumsfähig erhalten.

Andererseits aber wird unser Geist, sofern er seelenlos ist und seine Bindung und Kontrolle von Seiten der Seele verloren hat, entweder den festen Boden unter den Füßen verlieren, oder sich zum Herrn der Welt machen, die er sich selbst geschaffen, der Welt der Maschine und Zivilisation, bis er selbst ihr Sklave geworden ist.

Dieser Welt fehlt der Seelenausdruck ebenso, wie der modernen, technischen Stadt, insofern hat sie keine von Innen gewachsene Gestalt, sie ist nur Zweck und Nutzen — wie die amerikanischen Wolkenkratzer!

So brauchen wir denn die Bindung von Leib und Geist mit unserer Seele, um nicht wurzellos zu werden, um selbst Gestalt, d. h. Persönlichkeit zu werden.

Nun hat aber die Seele, wenn sie nicht mehr triebhaft unbewußt an der Gestaltung, an der Bildung der Persönlichkeit teilhaben soll, sondern verantwortlich bewußt das Bedürfnis, ja die Notwendigkeit, ihr eigenes Tun und Treiben in einem Spiegel klar und deutlich zu sehen. Aber dieser unvollkommene Spiegel, unser Bewußtsein, zeigt nur Bruchstücke unseres Seelenlebens, die nun vom Verstande, dem Geist für die wesentlichsten Bestandteile unserer Persönlichkeit gehalten werden.

Es ist ein eigentümliches Verhängnis, daß jedes Erlebnis, an welchem wir mit ganzer Seele beteiligt sind im nüchternen Licht des Verstandes in seine, scheinbar recht belanglosen einzelnen Teilstücke zerfällt und wir nun in törichter Verblendung — getäuscht vom Verstandeslicht — glauben, nun erst die Wirklichkeit erfaßt zu haben. Was wir mit ganzer Seele erleben, scheint uns Täuschung, Selbstbetrug. So zerpflückt der Verstand unsere vollsten, reichsten Lebensblüten.

So entzieht sich ein Teil unseres Erlebens und wohl der beste und beglückendste dem harten Zugriff des Verstandes und bleibt in jener halbhellen Bewußtseinslicht aufgehoben, die ganz Gefühl, ganz Stimmung ist. Das ist Seelenerlebnis. Und wir können bei einem solchen, das in seltsamer Mischung deutliche und undeutliche Teile enthält, Bewußtes und Halbbewußtes kaum mehr unterscheiden, was in diesem — sei es freudigen, sei es traurigen Erlebnis im Vordergrunde steht, das körperliche oder seelische Gefühl der Lust oder Unlust.

So spiegelt sich in den Augenblicken stärksten Erlebens immer Körperliches und Geistiges gleich stark wider und wir nennen diese Verbindung, dieses Ganzheitsgefühl — mit ganzer Seele erleben.

Wer weiß es nicht, wie sehr körperliches Unbehagen auch auf das stärkste seelische Erleben seine Schatten wirft und umgekehrt, wie Gesundheit und Kraft des Körpers auch dem seelischen Erleben eine hellere, freudige Note gibt.

Und in diesem Sinn soll der Sport und die körperliche Erleichterung mit zur Gesundheit der Seele beitragen, die doch die eigentliche Gestalterin unseres ganzen Menschen ist.

Geistige Bildung aber — ohne Beteiligung der Seele, d. h. dem Empfinden für das Gute, Wahre und Schöne, der Sehnsucht ganz zu werden — bleibt halbe Arbeit, Halbbildung, die schlimmer ist als Unbildung.

Wir benennen unsere geistigen Bildungsstätten mit einem griechischen Wort: *Gymnasien*, d. h. wörtlich übersetzt „Turnhalle“, oder Anstalt für Leibesübungen, die im alten Griechenland zugleich auch der Ort der philosophischen Unterweisung der Jugend war. Dort lehrte ein Sokrates, ein Plato und Aristoteles. Und Plato war es, der im Eros, dem Gott der Seele und der Liebe die treibende Schöpferkraft im Menschenleben zu erkennen glaubte, jene Kraft, die nicht nur Mann und Weib zu einem fortzeugenden Ganzen verband, sondern auch im Einzelmenschen den Trieb zur Ganzheit, zur Gestaltwerdung und zur schöpferischen Tat weckte. Dort wo der Mensch in seinem Werk ganz und gar zum Ausdruck seiner selbst kam, war es die Stimme des Eros, der er gehorchte.

Wir würden heute sagen — der Mensch oder sein Werk ist Ausdruck seiner Seele geworden und wir glauben damit das höchste Lob zu spenden, denn hiermit betonen wir, daß Körper und Geist eins geworden sind und der Mensch das Höchste erreicht hat, was ihm innerhalb der gesteckten Grenzen in seltenen Augenblicken möglich ist — sich als Ganzes, als volle Harmonie zu fühlen, jene Sehnsucht erfüllt zu sehen, die in Faust's Worten wiederklingt

Zum Augenblicke dürft' ich sagen,
Verweile doch, du bist so schön!

Marburger Ferienkurse.

Die Philipps-Universität zu Marburg an der Lahn, veranstaltet auch in diesem Jahre vom 1.—28. August Ferienkurse für In- und Ausländer. Das Thema des Hauptlehrganges lautet „Von deutscher Sprache und Dichtung“. Außer Marburger Professoren und Dozenten kommen angesehene Germanisten deutscher und auslanddeutscher Universitäten zu Wort, darunter Hofrat Prof. Dr. Oskar Walzel=Wonn, Prof. Josef Nadler=Königsberg, Prof. Andreas Heussler=Wasel u. a. Als Abschluß folgt den Vorlesungen eine Studienfahrt an den Rhein, die in Speyer beginnen und in Köln endigen soll. Mit näheren Auskünften dient kostenlos die Geschäftsstelle der Marburger Ferienkurse, Marburg/Lahn, Deutschland, Rotenberg 21, wohin alle Anfragen und Anmeldungen zu richten sind.

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosenfranzstr. 2, Tel. 29-56. • **Verantwortlicher Schriftleiter:** Direktor W. Stillmar. **Herausgeber:** Prof. Dr. Ernst Masing. **Direktor** Alfred Walter. • **Bezugspreis:** für ein Vierteljahr 1.60 Kr. (mit Juli 1.60 Kr.); **Deutschl. 2 Rmt.;** **Postl. 2.25 R3.** Einzelnummer 0.25 Kr. • **Best. empfängt:** die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten“, Reval, Naderstr. 10. **Postfach 51.** • **Abstellten** (laut Konto „Erl. Verlagsgesellschaft Wob. Rentmann & Co.“) — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postcheckkonto Berlin 122602

Aus deutscher Geistesarbeit

Halbmonatschrift für wissenschaftliche
und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Reval

Nr. 6

Freitag, den 22. März 1929

5. Jahrgang

„Die Liebe des Nikolai Pereslegin.“

Noch einmal der Roman f. Stepuns.

Von R. v. E.

Dieser seltsam aufregende, aus letzten Seelentiefen geborene Roman steht gewissermaßen außerhalb der Literatur des Tages und weit mehr, als es im allgemeinen bei den Erzeugnissen dieser Kunstgattung der Fall ist, wird der Leser in den Bann der Ereignisse, in eine Parteinahme für oder wider die handelnden Personen gezogen! Diese Parteinahme aber ist von dem zwiespältigen Gefühl begleitet, ob er das Recht zu ihr hat, das Recht Richter zu sein in einer ergreifenden Tragödie, die sich vor seinen Augen nicht im dramatischen Gegenpiel von Person zu Person, sondern ganz und gar im völlig subjektiv gesehenen und erlebten Umweltraum des Helden — als Beichte in Briefform abspielt! Und Beichte — auch wenn sie Selbstbetrug, also objektiv Lüge und nur subjektiv Wahrheit ist — verlangt nicht in erster Linie den Richter, sondern den Helfer, mag ihm auch das Recht des Strafens als Buße zugestanden werden — und sie verlangt Wahrung des Beichtgeheimnisses.

Und vielleicht ist es dieses Unverhüllte, die Nichtachtung des Beichtgeheimnisses, die dem Leser dieser Bekenntnisse, dieser confessions die Stellungnahme erschwert?

Es kommt noch ein Weiteres hinzu, das diesen Zwiespalt im Leser noch erhöht. Das ist die unglaublich unmittelbare, packend wirkliche Art der Darstellung, welche diese Kunst als ein Stück echter Natur erscheinen läßt. Aber auch hierin wieder ein seltsam irritierendes, ja in unzähligen gebrochenen Strahlen und Farben irisierendes Licht, der „farbige Abglanz des Lebens“ in der Künstlerseele nicht nur des Autors, nein des Helden selbst auf seinen dunklen und verschlungenen Schicksalspfaden, wodurch auch wieder die reinliche Scheidung von Natur und Kunst, von Dargestelltem und Darsteller fast zur Unmöglichkeit wird! Denn Nikolai Pereslegin,

deffen Liebeserleben wir mit spannender Anteilnahme verfolgen, ist in erster Linie selbst Künstler, Dichter, schöpferischer Mensch, der im Kampf mit seinem Dämon-Gros, im Zwiespalt zwischen Schuld und Schicksal, diesen vom Himmel zur Hölle weitgespannten Schicksalsraum seines Liebeserlebnisses faustisch durchmisst.

Ein Mensch, der weit über dem Alltag steht, von subtiler, fast könnte man sagen raffiniertester Geistigkeit, ausgerüstet mit dem philosophischen Rüstzeug der Zeit, ein Analytiker seiner in Stimmungen vibrierenden Seele, nie unmittelbar er selbst in seinem Ganzheitsbewußtsein von Fühlen und Denken, aber immer erfüllt von der Sehnsucht, den Reichtum und Zwiespalt des Erlebten, Innen- und Umwelt zum harmonischen Gleichklang zu bringen. Ein Stück Claudio (Tor und Tod) aber nicht von jener resignierten, vom Intellekt überfüllten Müdigkeit, sondern von heißer Sehnsucht befeelt, sich selbst durch alle Wirrnisse des Lebens Gestalt werden zu lassen.

Hier liegt allem höchst persönlichen, vielleicht einzigartigen Erleben des Helden zum Trotz etwas Symbolisches für unsere Zeit und ihre seelische Krisis, jene verhängnisvolle Rolle des proteusartigen Gros in unserer Zeit, jene gefährlichste Seite unserer neuesten halbwayhen und verwirrenden Erkenntnis, welche die seelische Physiognomie des Menschen aus verdrängter Sexualität herleitet, die sogar die logische Rechtfertigung des eigenen Handelns fälscht — hier wird dieses verwirrende Durcheinander letzter hintergründiger Motive, das polypenartig den Helden umspannt zu einem einzigen nicht nur wahrscheinlichen, sondern wahren Erlebnis eines leibhaftigen Menschen.

Die straffe Thematik des Hauptmotivs der Dichtung wird nun unendlich gesteigert und bereichert durch die eigenartige Klangfarbe und Motivenführung der Gegenspieler, bald in überschwänglich reichen, hymnischen Harmonien, bald in schrillen Dissonanzen. Und die Szene selbst, das Ambiente von Gesellschaft und Raum, innerhalb derer sich das Drama Pereslegin's abspielt, erhält Farbe und Sinn, seinen ganzen Stimmungsgehalt von dem Seelenerlebnis des Mittelpunktes dieser Szene, des Helden selbst. In diesen uns aus der besten russischen Literatur genugsam bekannten stimmungsvollen und meisterhaften Naturschilderungen, die auch das Minutiöseste sehen und in den Gesamtzusammenhang hineinzeigen, verleugnet der Autor seine Herkunft nicht. Da taucht die im Chaos dieser Zeit verloren geglaubte naturfichtige Seele eines Gogol, Turgenjew, eines Tolstoj und Dostojewski vor uns wieder auf. Dieses Einfühlungsvermögen, diese äußerste Sensibilität „bis in die Fingerspitzen“, den Raum, die nächste und fernere Umgebung seelisch abzutasten und diesem Seeleninhalt lebendige Gestalt zu geben, sei es im Wort oder Bild — ist es wirklich „nur“ ein ästhetisches Vermögen, das gewissermaßen abseits von der entscheidendsten Struktur der menschlichen Seele auf seinen eigenen engen Bezirk beschränkt bleibt, oder liegt nicht auch hier schon das leise ahnungsvolle Aufdämmern eines Zusammenhanges zwischen uns und einer Ordnung alles Lebendigen und eines tiefen Verwurzeltheits unserer Seele in dem Naturhaften, das uns unendlich viel weitere und fruchtbarere Horizonte eröffnet, als das unfruchtbare Zerwühlen der eigenen Seele.

Angeichts dieses Romans möchte man fast das letztere glauben — denn wenn die Erzählung auf diese Gebiete abschweift, das eigene Ich aus dem qualvollen Labyrinth seiner Erlebnisse hinausführt in die stille Weite der russischen Landschaft, löst sich der Alpdruck, die Seele wird wieder freier, und ihr verdunkelter und zerquälter Blick wird wieder gläubig und hoffnungsfroh. — Und doch ist auch diese Art der Erlösung keine wahrhafte endgültige Befreiung der Seele aus dem Zwiespalt zwischen Trieb und Pflicht, zwischen Müssen und Sollen, sondern nur eine kurze Kampfpause, ein trostreicher Blick in die Natur, der dieser schwerste Kampf erspart ist und für den, der sich dieser Kampfpflicht entziehen will Verführung bedeuten kann. Unmerklich fast verpflichtet sich mit diesem aus Selbstbehauptung und Gestaltungswillen geborenen Künstlertum die Frage der sittlichen Pflicht dem Nächsten, der Gemeinschaft und ihren geheiligten Traditionen gegenüber und man erlebt die Tragik allen Künstlertums im Kampf zwischen Dämon und Sitte, zwischen Schicksal und Schuld.

Nicht das Tatsächliche dieser vielfältig verschlungenen „Geschichte einer Liebe“ ist es, die uns in ihren Bann zieht, sondern die verhängnisvolle Deutung, die das Tatsächliche in den Seelen der Mitspieler erfährt. Das uralte Wort Epiktet's behält auch hier seine Gültigkeit „nicht die Tatsachen verwirren die Menschheit, sondern die Deutung, die sie ihnen gibt“.

Wir wollen hier nicht die Geschichte des Romans wiedergeben, denn das hieße ein Lebendiges töten, aber doch muß zum Verständnis des folgenden kurz der Gang der Ereignisse angedeutet werden.

Es handelt sich um die Liebe Nikolai Pereslegin's zu Nataſcha, der Frau seines Freundes Alexei, um die er wirbt, die er zu gewinnen sucht, ja — die er im Grunde schon gewonnen hat, die aber doch immer wieder in ihrem Recht von der Geliebten selbst in Frage gestellt wird. Denn ihre Auffassung der ehelichen Liebe ist der Begriff des Opfers, der Hingabe — während Pereslegin um und für das von jeder Liebe ersehnte Glück als ein Recht jeder wahren Leidenschaft kämpft. So stellt sich für ihn Nataſcha's Verhältnis zum Manne als Unrecht gegen sich selbst, als Sünde, als Verzicht auf die eigenste Lebensidee dar, obgleich er weiß, daß ihr Mann Alexei gerade in dem Opfer seiner Frau, jenen letzten Halt findet, der ihn, den am Leben Verzagenden noch ans Leben fettet. Aber für Alexei, der in den Augen Pereslegin's garnicht den Anspruch erheben darf, seinen Glauben an das Leben nur durch den freiwilligen Verzicht der Frau auf das eigene Glück zu erhalten — bedeutet der Besitz dieser Frau das Leben, sein Verzicht Tod. Und Pereslegin fordert diesen freiwilligen Verzicht. In einer Stunde überwältigenden Gefühls und Opferbereitschaft willigt Alexei ein. Es scheint einen Augenblick so, als sei nun der geschürzte Knoten, wenn auch unter tiefen Schmerzen, gelöst. Da erhebt sich wie aus schattenhafter Vergangenheit aufsteigend das Bild einer anderen Frau — Marina. Sie ist für Pereslegin die lebendige Erinnerung an seine erste Frau Tanja, die freiwillig aus dem Leben schied — sie ist ihm der dunkle Spiegel von tief verschlungener Schuld und Schicksal im eigenen Leben. Und immer wieder tritt sie in den Augenblicken, da Pereslegin im sieghaft-dankbaren Gefühl seines erkämpften Glückes, des Besitzes Nataſcha's, die

Stimme seines Gewissens zum Schweigen bringen will — in schattenhaften Umrissen hervor, eine Verkörperung jener hintergründigsten, tiefsten Triebe und Sehnsüchte seiner eigenen Seele, leidenschaftlicher Sinnenrausch bis zur völligen Selbsthingabe, bis zum Tode — ein unheimliches Dunkel antik-orgiastischer Sehnsüchte — und magisch bannst sie den mit einem Teil seiner Seele der anderen Frau Gehörenden in ihren Kreis, bis auch dieser mit schwerstem Schuldopfer von ihm gesprengt wird.

Hier erst erwacht die Seele des Helden aus ihrer Verblendung, löst sich von der Umstrickung des Dämon und streckt sehnsüchtig die vom geläuterten Gros geführten Hände nach der durch eigene Schuld verlorenen Geliebten aus.

Der Krieg führt ihn an die Front, mag das Schicksal ihn seinen vorgezeichneten Weg führen, gefaßt und stark erwartet der Geläuterte von ihm und der geliebten Frau seinen Spruch. Soweit der Inhalt der Erzählung, der nur den kurzen Umriss geben will, um das Problem in den ihm zugehörenden Rahmen zu stellen.

Man mag es als Mangel, als Einseitigkeit des künstlerischen Aufbaues betrachten, daß durch die Fäb-betonte Briefform des Romans auch die Gegenspieler dem Leser nur im Dichtkegel des Helden entgegentreten, daß alles gewissermaßen in sein subjektives Licht getaucht erscheint und daß bei der haarscharfen Grenze zwischen subjektivem Recht und objektivem Unrecht, zwischen Schuld und Schicksal der Leser unwillkürlich das Bedürfnis fühlt, nun auch den Standpunkt der Gegenseite direkt, nicht nur auf dem Umwege über den Briefschreiber kennen zu lernen! Ein einziges Mal tritt Alexei mit einer vernichtenden Kritik seines Gegners und Nebenbuhlers Pereslegin in den Vordergrund, um trotz aller Übertreibung und Feindseligkeit seines Urteils den Leser für sich zu gewinnen.

Aber andrerseits gibt diese Einseitigkeit des Romans dem Leser Gelegenheit das Schicksal des Helden, der doch die Hauptperson des Ganzen bleibt, mit diesem selbst zu erleben, alle Einwirkungen von außen, von Personen und Situationen, die ja wiederum aus ihren eigenen Welten, aus ihrem Sinnzusammenhang heraus in das Seelenerlebnis Pereslegins eingreifen, es bestimmen, mit ihm aus seinem Schicksalsweg zu verstehen und zu bewerten.

Dazu bedarf es aber einer so reich facettierten, von fortreibender Vitalität erfüllten Seele des Helden, die mit einem ungemein starken, künstlerischen Einfühlungsvermögen unmittelbarster Art ausgerüstet, das Erfühlte sofort wieder von ihm geformt und gestaltet in sein innerstes Erleben als Eigenes hineinbezieht.

In dieser Fähigkeit, sich das Fremde anzueignen, in schnellster Weise darauf so zu reagieren, daß es das eigene persönliche Gepräge erhält, es dann im Spiegel der eigenen Seele als Ureigenstes zu betrachten — dieses eminent stimmungsmäßig betonte Erleben, das jedes Objekt nur subjektiv auf sich bezieht, deutet und erlebt, liegt ein spezifisch kindlicher Zug der slawischen Seele.

Aber diese slawisch gefärbte Seelenschicht, die uns die östliche Herkunft des Dichters verrät, wird überlagert von einer anderen, die aus westlichen

Bezirken stammt, die nicht das aus Anschauung und Empfindung unmittelbar Gewonnene stimmungsvolle Gestalt werden läßt, sondern es zuerst die Schranke des Begriffs und der Norm passieren läßt. Und diese westliche Geistigkeit, die Welt unserer klassischen Epoche, der kategorische Imperativ Kants, hat die ursprüngliche Bildungswelt des Verfassers nicht nur äußerlich bereichert, sondern sie ist ihm zum Erlebnis geworden und hat ihre Wurzeln tief in das slawische Erdreich gesenkt.

Kein Wunder, daß diese Ost-Westspannung auch die Seele Pereslegins zum Kampfplatz zweier Welten macht — „sein Geist ist zweier Welten Schlachtgebiet — was wundert's euch, daß er Dämonen sieht?“ — zweier Welten, die in der Seele eines Helden, der den Mut zur Tragik findet auch zu einer und zu einer überaus reichen werden können!

Es gibt viele, die da meinen eine Überbrückung dieser Ost-Westspannung gäbe es nur in der Theorie, in der Wirklichkeit stünden sich diese Welten fremd und feindlich gegenüber! Aber stellt uns das Leben selbst nicht beständig vor diese Aufgabe feindliche Gegensatzpaare völlig einander ausschließender Art zur Bindung zu bringen, wie Notwendigkeit und Freiheit, Körper und Geist, Trieb und Pflicht — und wie sie heißen mögen?

Allerdings auch dem Kampf unseres Helden um die Synthese der zwei Seelen in seiner Brust, drohen Gefahren, und um so größere, je stärker das fast ungehemmte Tribelement seiner Seele, der primitive Gros ihm die Bahn weist. Mit dem ganzen Arsenal seines philosophischen Wissens, seiner blendenden Dialektik, wird sein Recht auf den Besitz der geliebten Frau gerechtfertigt nicht ohne dem leidenschaftlichen Wunsche noch das Märtyrergewand einer Tragik umzuhängen, einer Tragik, die wohl nicht in erster Linie die Liebenden, sondern den verlassenen Gatten trifft.

So wird diese spitzfindige Dialektik zu einem kaum entwirrbaren Geflecht von Selbsttäuschung und Halbwahrheit, Pereslegin selbst aber wird zum Schauspieler vor sich selbst und seinem Gewissen, bis er die sittliche Kraft gewinnt, die Maske herunterzureißen und zum Bekenner zu werden.

Zwei typische Eigenschaften des Russen treten auch in diesen letztgenannten Zügen hervor: seine eminent schauspielerische Begabung und — seine Fähigkeit zu Demut und Buße, zwei scheinbar völlig heterogene Dinge, die von keinem Westeuropäer in dem Maße erreicht werden.

„Scheinbar“ heterogen, denn im Grunde ist beides *Entäußerung* der eigenen Person. Beim Schauspieler ist es jenes völlige Aufgehen in der Seele der Rolle, eine hingebende Einfühlung, welche die letzte Handbewegung nicht mehr gewollt, sondern naturhaft aus der dargestellten Person hervorbroschen läßt, ein Sichselbstvergessen, beim Büsser (L. Tolstoi) jene schonungslose, fanatische Preisgabe der bisher vor der Gesellschaft, ja vor sich selbst gespielten Rolle des Gerechten, Ehrlichen — d. h. ein plötzlicher Rollenwechsel, der für den Westeuropäer etwas Beängstigendes hat. Und gerade dieses Unvermittelte des Übergangs, der Mangel an individueller Kontinuität und demgemäß auch an historischem Empfinden, die Bereitschaft alle Brücken der Tradition um des Einen willen abzubroschen, das macht den Russen zum Fanatiker der Idee, zum Dogmatiker — kann ihn

zum radikalsten Bekenner seiner Sündenschuld werden lassen oder ihn in jene in düstersten Farben von Dostojewski geschilderte Gottesferne führen, die einem Iwan Karamasow das diabolische Gepräge des radikalen Gottesleugners gibt.

So gibt die eigenartig-zwiespältige Ost-Westspannung in der Seele des Autors und seines Helden Gelegenheit zu tiefsinnigen Exkursen über metaphysische und philosophische Probleme, über russische Kunst und russisches Theater, über Gesellschaft und Landschaft, in denen der Doppelaspekt der Blickrichtung, bald vom östlichen, bald vom westlichen Standpunkt aus, von besonderem Reiz ist.

Und in der subjektiv endgültigen Lösung der dramatischen Spannung, die wir hier folgen lassen, glauben wir auch dieser seltsamen Mischung der beiden Elemente zu begegnen, die in ähnlicher Weise als letzte Fragwürdigkeit unseres Daseins in jedem Menschen wiederkehrt.

„Offenbar braucht jede Einsicht ihre Zeit, Nataſcha, und was das Schicksal noch verschlossen hält, das entreißt man ihm durch keinerlei Gewalt vor der Zeit.

Ich habe damals meine Schuld nicht begriffen. Jetzt begreife ich nicht, wie sie mir so lange unbegreiflich bleiben konnte. Jetzt ist es mir so klar, daß alle Lüge sich in meiner „Wahrheit“ barg und meine ganze Sünde in jener Treue, mit der ich ihr diente. In diesen Worten liegt keinerlei Milde rung meiner Schuld. Jeder Mensch trägt die Verantwortung nicht nur für das, was er tut, sondern vor allen Dingen für das, was er ist. Und jegliche Wahrheit, die bei jedem Schritt strauchelt, steht ethisch tausendmal höher, als jener Paradenarsch der Illusionen, unter dessen Klängen ich heldenhaft mein ganzes Leben einhergeschritten bin, ruhig über unüberstreibbare Hindernisse hinweg. Was hat es zu sagen, daß ich vieles richtig und genau gesehen, vieles fein und scharf gefühlt und an jeder Seite meines Lebensbuches nicht nur fleißig, sondern zuweilen sogar mit schöpferischer Begeisterung gearbeitet habe?! Im tiefsten Grunde, im Einziggewesentlichen bin ich blind und ohnmächtig gewesen.

Von allem, was ich mit so hoffärtiger Leidenschaftlichkeit gepredigt, womit ich so grausam Deine Seele vergewaltigt und Marina zugrunde gerichtet habe, ist mir als echte Wahrheit nur die Überzeugung geblieben, daß auch das höchste Glück nicht anders reifen und sich behaupten kann als in der Form der Tragödie. Dem ist so, weil jede wahre Liebe schließlich Gott meint und darum den geliebten Menschen von Gott aus als das Letzte verneint. Alles übrige war nichts wie Lug und Trug und Vorspiegelung.

Mit einem Gefühl brennender Scham denke ich an alle meine überspitzten Konstruktionen: vom Haus und der Ferne, vom Leben und von der Strafe, von irgendwelchen einander besonders ergänzenden Themen und Begegnungen in der Liebe.

Welch gottloses Fiebergefaſel, Nataſcha, und welch heimtückischer Wahn!

Die Wahrheit hat viele Feinde. Kann sein, daß die Liebesromantik einer ihrer schlimmsten und furchtbarsten ist: sie blüht mit blauer Blume, doch sie wächst oft auf den morastigsten Gründen der Seele: Auf Begierden,

auf schlimmen, geilen Begierden, die ewig hinter der Fülle des Lebens herjagen und sie ewig ausplündern und hinhorden. Meine feige Begierde, die sich als mystische Sehnsucht ausgab, zerstörte Dein Leben, tötete Marina, und wenn sie nicht auch mich getötet hat, so doch nur darum, weil sie sich nicht selbst in mir zu töten vermochte.

Jetzt, da es mir gleichsam wie Schuppen von den Augen gefallen ist, ist es mir mit so leuchtend letzter Klarheit klar, daß, wenn selbst die Erhebung der Liebe zur All-Einheit und zur Erfüllung möglich wäre, so auf jeden Fall nicht auf den illusionären Wegen verderblicher Träumereien und schwärmender Sehnsucht, sondern allein auf dem Wege lebendigen religiösen Glaubens an die Unsterblichkeit der Einzigen-Geliebten. Jetzt, Nataſcha, verstehe ich Dich so ganz bis auf den Grund: mit den Kräften irdischer Liebe ist die Liebe auf Erden nicht zu bewältigen. Liebe ohne Glauben ist nicht Liebe, nicht Einheit und Erfüllung, sondern Kampf und Zersplitterung.

All dies ist aber noch kein Glaube in mir, sondern nur mein Glaube an Dich, ein Särgen und Ahnen des Herzens. Wohin ich gehe, weiß ich nicht, doch ich fühle, daß ich Dir folge."

Es sind tiefe Menschheitsfragen, die in diesem Buche nicht von der hohen Warte des Moralisten und Weltverbesserers aus behandelt werden, sondern von einem, der an der eigenen Seele den ganzen Zwiespalt zwischen Diesseits und Jenseits, zwischen dem Herab und Hinauf durchkämpft und durchlitten hat, Fragen, die heute in der „Krise des Geistes" als Eheproblem, als Grundlage aller Gemeinschaft jedem zu denken geben — und, was besonders betont werden muß, deren Lösung hier nicht in der niederen Sphäre des Physiologischen, sondern auf den Höhen einer durchgeistigten Erotik gesucht wird, eine Lösung, die trotz aller Einzigartigkeit des individuellen Falles, doch auf Allgemeingültigkeit Anspruch erheben darf.

Das Antlitz Amerikas.

Der alte und der neue Geist.

Von Dr. Friedrich Reck-Malleczewen.

(Schluß.)

Wo bleiben sie? Eine Antwort hat bisher nur die jüngste, erfreulich kritische, erfreulich skeptische Literatur Amerikas gegeben. Immer weisen die Amerikapropheten Deutschlands darauf hin, daß es einen Sozialismus drüben in praxi nicht gäbe, und wirklich gibt es ja, solange das Land noch über uner schöpfte, un bearbeitete Böden gar verfügt, Abflußmöglichkeiten für diesen gewaltigen Stau derer, die man auf die Straße gesetzt hat. Es ist nun aber einmal nicht angängig, daß eine so

komplette Mechanisierung

von Wirtschaft, Leben, Staat und Geistigkeit den Menschen selbst unmechanisiert läßt. Noch lebt diese ungeheure Masse von einem beispieslosen Raub-

bau, noch ist der Farmer — wohl zu unterscheiden von dem europäischen Begriff des Bauern! — in der Lage, einen ausgezogenen Boden hinter sich zu lassen und weiterzuwandern. Was wird sein, wenn die Natur, die noch nie in der Geschichte der Menschheit sich hat betrügen lassen, die Rechnung präsentiert? In Chicago sah ich einmal, wie die Agenten von Vermittelungsbureaus junge Arbeiter — versteigerten. Die Versteigerungsobjekte selbst standen halbnackt auf Podesten, mußten ihre Muskeln spielen, ihre Sehschärfe prüfen lassen, ihre Zähne den Bietenden zeigen. Und ich wurde lebhaft an Zeiten erinnert, wo man mit einer Remontekommission auf dem Lande herumreiste und sich künftige Kavalleriepferde vorführen ließ. Der europäische Arbeiter aber, dem das Tempo der Amerikanisierung seiner eigenen Länder scheinbar nicht schnell genug gehen kann, mag sich von Zeit zu Zeit dieses Zukunftsbild vergegenwärtigen: wie er selbst, auf einer Tonne stehend, begafft, betastet, versteigert und schließlich, erschöpft vom maßlosen Raubbau fortgeworfen werden könnte, als Schlacke des unbarmherzigsten Wirtschaftsprozesses, durch den menschliche Dämonie je die Kräfte dieses allzu geduldigen Erdballes vergeudete.

Raubbau und Überwirtschaft.

Es gibt in Amerika ein nachdenkliches Bonmot, und es besagt, daß Chicago nicht etwa das Vorzimmer der Hölle, sondern die Hölle das Vorzimmer von Chicago sei. Ich weiß, daß die Behebung menschlichen Elends — soweit sie überhaupt möglich ist — von ganz anderen Bewegungen zu erwarten ist als vom Sozialismus. Ich weiß, daß er lediglich die Verödung des Menschenlebens mit anderen Mitteln bedeutet als mit denen des Hochkapitalismus. Aber ich bin nicht in der Lage, angesichts des oben angedeuteten Prozesses zwingenden Gedankengängen auszuweichen. Noch hat der Rückstau der unbrauchbar Gewordenen in Amerika einen natürlichen Abfluß nach den neuen Siedlungsgebieten, wo sich gute Gelegenheit zur Errichtung von Kleinfarmen, der notwendigen Stores und Autowerkstätten findet. Was aber soll werden, wenn es einmal diese Abflußmöglichkeiten nicht mehr gibt? Behält man dann die bislang abgeschobenen älteren Generationen bei, so wird man ebenso wie Europa mit der großen Bagage der Sozialversicherung belastet sein, wird notwendigerweise den Prozeß der Warenerzeugung verlangsamen und verteuern und die Löhne der heute durch einen hohen Lebensstandard verwöhnten jüngeren Arbeitergenerationen senken müssen. Tut man all das nicht, so wird man erst recht Erdbebenherde und unterirdische Armeen schaffen.

Es nützt wirklich nicht, angesichts dieser langsam sich auch über den amerikanischen Horizont heranschließenden Wetterwolke noch immer die optimistische Flöte des allmählich wirklich ungenießbar gewordenen Walt Whitman blasen. Ich glaube, daß heute schon die Prophezeiungen, die Jack London in seinem künstlerisch schwächsten Roman von der „Eisernen Ferse“ ausgesprochen hat, aktueller sind als jene manchesterlichen — und gerade deswegen so ungenießbar gewordenen! — Hymnen vom unbändigen

und unentwegten Fortschritt. Ich kenne alle Einwände, kenne die Ziffern der letzten Wahlen, kenne die daran geknüpften Folgerungen und halte doch an meiner Erkenntnis von dem unabwendbaren Ende dieser „Überwirtschaft“ fest. Das sozialistische Problem in Amerika — von dem noch einmal weiter unten die Rede sein wird! — taucht in dem Augenblicke mit aller Macht auf, wo irgend ein herrlich vervollkommenetes Dampf-pflugsystem die letzte jungfräuliche Scholle wird angebrochen haben. Das kann sich sehr wohl in einer Zeit vollziehen, wo Europa von seinen schlimmen Krisen längst genesen sein könnte. Bricht aber einmal dieses Gewitter, verzögert und darum um so gespannter, los über den vermöhnten und in ihrem Denken ja längst mechanisierten — also proletari-sierten! — Massen Amerikas: dann könnte jener Erdteil drüben Erschütterungen erleben, gegen die alle europäischen Revolutionen harmlose Scholle gewesen sein werden.

Kritische Erkenntnis.

Inzwischen, während unter der Oberfläche eines unbändigen Wohlstandes der Raubbau rüstig gefördert wird, schwinden mit den biologischen Reserven die geistig-seelischen Werte. Nun soll es freudig anerkannt werden, daß es heute in Amerika wenigstens das gibt, was es vor zehn Jahren nicht gab: eine Kritik. Vor zehn Jahren hätte man sie unmöglich gemacht, indem man kurzer Hand den betreffenden Buchverlag demoliert hätte, und ein wahrhaftiges, gütiges Buch wie das von Lindsay wäre damals noch unmöglich gewesen. Heute also existiert eine Kritik... ja, man muß es zugeben, daß sie ernsthafter, gründlicher und unbefangener an die Analyse Amerikas herangeht als das reslos begeisterte Europa. Man darf aber nicht vergessen, daß diese Kritik sich auf ein paar führende Köpfe beschränkt, daß die Tagespresse ihr verschlossen ist, daß sie unbeachtet bleibt, während die Masse stur und starr dahinvegetiert in ihrem typisierten Glauben an die Ewigkeit dieses amerikanischen Paradieses auf Erden.

Es ist ein deutscher Autor (Kleinschmitt, „Durch die Werkstätten und Gassen dreier Erdteile“. Sanseatische Verlagsanstalt), der diese ungeheuerliche Ode des amerikanischen Lebens ausgezeichnet formuliert. Eine tödliche Monotonie des täglichen Lebens breitet sich hier aus, ein Sagen nach standardisiertem Genuß, das alle Bande löst. Ein kühles entsehnloses Zusehn, Begreifen und Besprechen moralischer Zersetzung von — nach europäischem Werturteil — ehrfurchtgebietenden Einrichtungen wie Staat und Ehe... eine bornierte Diesseitigkeit... ein besinnungsloses, heftisches Leben... Respektlosigkeit vor großen geistigen Menschen. Die zwanzigjährige Studentin wird sich immer durchaus ebenbürtig neben dem Präsidenten fühlen. Und Goethe, Dostojewski oder Dante könnten einen kameradschaftlichen Rosenamen abbekommen, über den die Herren im Olymp weise lächeln würden.

Es ist alles andere als ein Duckmäuser und Mucker, der das schrieb, und bleibt nur nachzutragen, daß die von ihm festgestellte plumpe Vertraulichkeit auch vor den großen Göttern der Welt nicht haltmacht. Von

jenem betriebsamen und — vorsichtigen Mann, der in einer amerikaniſchen Zeitung eine nicht zu hohe Wette anbot, daß das Wiedererſcheinen Jeſu Chriſti ſich vor dem 1. Januar 1925 vollziehen werde... von dieſem nur auf amerikaniſchem Boden möglichen Manne habe ich ſchon berichtet. Jener amerikaniſche Geiſtliche aber, der Gott dem Sportgeiſt des Landes dienſtbar machte, indem er ein Dauer-Bibelleſen nach der Stoppuhr veranſtaltete und jubelnd der Welt verkünden ließ, daß im Jahre 1926 „der Weltrekord“ im Bibel-Dauerleſen auf dreizehn Stunden, ſiebenundfünfzig Minuten und ſechs Sekunden verbessert ſei“: dieſer zierliche Mann, der ſein Beginnen wahrſcheinlich für den Ausdruck tiefer Frömmigkeit gehalten hat, er wird ein Ehrenmal erhalten in der Geiſtesgeſchichte der Menſchheit. Wie denn auch anders? Es kann eben nicht anders ſein, daß, wenn man alle menſchlichen Ausdrucksformen... Haus, Gerät, Eſſen, Liebe, Geburt und Sterben typiſiert: daß man dann ſchließlich bei einer Menſchheit anlangt, die ſelbſt nur noch Serien-Arbeit iſt.

Ich weiß, daß auf Berliner Boden ein Heer von Literaten, Wiſchaftsmenſchen, Überſnobs, Übermuſikanten, Überarchitekten mir zurufen wird, daß eben dieſe Ungeiſtigkeit ihr Ziel, daß Gottesgefühl, Geiſtigkeit, Leidensbereiſchaft ohne Bedeutung für das heutige Leben ſeien.

Ich ſelbſt komme von der Naturwiſſenſchaft her. Als ich das Mikroſkop — als ein unzulängliches Erkenntnis-Werkzeug! — aus der Hand legte, da war ich zu der Erkenntnis gekommen, daß ein phyſiſches Leben ohne metaphyſiſchen Auftrieb auf die Dauer unmöglich iſt. Ich weiß, daß die Religioſität des Abendlandes und mit ihr ſein geſamtes Geiſtesleben eine ungeheuerliche Kriſe durchmacht, und ich habe neulich an dieſer Stelle bekannt, daß mir eine Löſung dieſer entſetzlichen Wirrnisse ohne das Eingreifen einer höheren Hand überhaupt nicht denkbar erſcheint. Aber das ſage ich ebenſo vorbehaltlos: daß Einzelweſen und Staaten, die ihre eigene Geiſtigkeit töten, lebensunfähig ſind. Allem augenblicklichen Wohlſtand zum Troſte.

Es tut mir innig leid, daß ich bei dieſem Einwand gegen das heutige Amerika eigentlich nur amerikaniſche Kritiker an meiner Seite habe. Die deutſchen Landsleute ſind in der Mehrzahl ſelbſt „Vigolos“... Eintänzer des Amerikanismus geworden.

Das Frauenproblem.

Es iſt unmöglich, Abſchied zu nehmen von dem geiſtigen Bilde Amerikas ohne Erörterung des Frauenproblems. Ohne Erörterung der Frauenherrſchaft, die ſich allmählich der Geſellſchaft und des Staates bemächtigt, die von deutſchen Amerikapropheten aus einem „rührenden Schönheitskult des Amerikaners“ aus „Erinnerungen an die Einwandererzeit mit ihrem — längſt ausgeglichenen! — Frauenmangel“ erklärt werden. Mit allem, nur nicht mit dem nächſtliegenden und peinlichſten Grunde: mit der namenloſen Erſchöpfung des männlichen natürlichen Widerſtandes. Keine denkende Frau, wofern ſie nicht eine raſende Mänade der Frauenbewegung iſt, wird mir wegen dieſer Feſtſtellung Weiberhaß vormwerfen, ja, ich glaube,

daß sie mir Dank wissen wird, für das, was zu diesem Kapitel gesagt werden muß.

Ich kann es nur wiederholen: das Weib, naturhafter und paradiesesnäher geblieben, selbst im Serehsabbat des naturfremden Weltgetriebes von 1930, verlangt wie am siebenten Schöpfungstage die männliche Überlegenheit — die physische und die seelische. Da aber die Höllefeuer der Wirtschaft Leib und Geistigkeit des amerikanischen Mannes vorzeitig verzehren, da ich in amerikanischen Gesellschaften die Männer nach so einem irrsinnigen Chicagoer Tag meist nicht ganz nüchtern, immer aber völlig abgekämpft abends auftauchen sah: so ist es nur natürlich, daß das Weib, aller Verfemung und aller Lynchjustiz zum Trotz die Überlegenheit dort sucht, wo sie sie haben kann. Beim gelben Wäscher aus dem Chinesenviertel. Oder in den dunklen Strömen des Negerblutes, das den Südstaaten entquillt. Diese ewigen Tachtelmedel mit dem Negertum, diese Affinität jener mimosenhaft zarten Frau zu dem unterirdischen Afrika — wie es die in Deutschland viel zu wenig gelesenen Romane der Mary Warden schildern —: ich sehe das alles nicht etwa nur als Gefahr für die Rasse an. Hier liegt die wirkliche Quelle für die Verwahrlosung der jungen Generation, wie Lindsay sie feststellt, für das Flappertum, für das Heranwachsen eines Frauengeschlechtes, das, auf bedingungslose Ausnützung des Mannes eingestellt, schließlich das Ethos des öffentlichen Lebens und des Staates unterminiert.

Wobei mir freilich die größte Gefahr in der Beharrlichkeit zu liegen scheint, mit der Öffentlichkeit und Staat und der ganze Chorus der Männer die Köpfe tief in den Sand stecken und so tun, als sei man noch immer umgeben von dem strengen Puritanismus der Einwandererzeit. Es geht durchaus nicht an, diese amerikanische Öffentlichkeit zu beschuldigen, sie belüge sich selbst. Ich bin fest überzeugt, daß sie an die Reinlichkeit ihrer Atmosphäre glaubt. Mit einer Gläubigkeit, die fast bemitleidenswert ist in ihrer grotesken Blindheit. Es kann demjenigen, der auf dem Broadway ein Bureau-Mädel anspricht, passieren, daß er verhaftet und eingesperrt wird. Während es nicht allzu weit von diesem Broadway die Abscheulichkeiten des Tenderloin-Distriktes gibt: Zustände, gegen die das bekannte Bordellviertel der Malay-Street in Singapur eine Harmlosigkeit darstellt.

Wir haben in New-Yersey ein Gesetz, das das Rausen an öffentlichen Orten verbietet. Und verhaftet und eingesperrt kann werden, wer auf dem Bahnsteig seiner alten Mutter einen Abschiedskuß gibt. Aber wir haben als Illustration zu diesem Puritanismus jene Regimentskolonnen von Autos, die allabendlich am New Yorker Zentralpark mit geschlossenen Türen und dicht verhängten Fenstern halten, und man sagt, daß in diesen Autos nicht nur Rußverbote überschritten werden und daß eben diese Autos in innigem Zusammenhange stehen mit den Veröffentlichungen des gütigen, weisen und tapferen Jugendrichters Lindsay. Oh, man gebe acht in Europa und stecke sich ja nicht die Pfauenfeder der Überlegenheit an den Hut: Europa ist auf dem allerbesten Wege zu den nämlichen Zuständen.

Mechanisierung der Weltwirtschaft.

Und weiter rast drüben, geheizt von den Höllefeuern einer hemmungs- und ratlosen Diesseitigkeit, die Maschine der Wirtschaft. Es ist fast ergreifend, mit welchem Glücksgefühl und welcher Gläubigkeit der neugewählte Präsident dem von ihm geführten Staat ein neues Jahr eines noch größeren Wohlstandes ankündigt. Fragt dieser Staat — wenn man von den paar ernstesten Kritikern und den alten weisen Köpfen, der schon erwähnten Oligarchie abieht —, fragt jemand, wie es diese vermöchte, in ihrer Diesseitigkeit versunkene Masse ertragen soll, wenn der einmal unausbleibliche Rückschlag kommt? Fragt jemand, wohin er überhaupt führt, der Prozeß einer schließlich sinnlos werdenden Warenproduktion?

Man komme mir ja nicht mit der beliebten, höchst populären — und somit suspekten — These, daß schließlich der weise Mensch aufgehen werde in der Aufgabe, Industrieprodukte herzustellen, für die die Exotik die Rohprodukte ebenso willig hergeben werde, wie sie es sich als Ehre anrechnen müsse, der Ernährer dieser mechanisierten Oberwelt zu sein und den indischen Weizen und den chinesischen Reis für Grammophonplatten herzugeben. Hier beginnt ein Problem, das weit über die amerikanischen Wirtschaftsbezirke hinauswächst und von geradezu satanischer Bedeutung ist für das gesamte Abendland. Es ist ja außerordentlich bequem, die heute schon ins Phantastische gesteigerte Warenerzeugung noch mehr anzuspornen mit der Mahnung, daß man andernfalls Menschen exportieren müsse. Jede Maschinenwirtschaft hat — aus Gründen, die der Aufklärung noch harren — die Eigenschaft, die Bevölkerungsziffern durch einseitige Vermehrung nicht gerade der wertvollsten Schichten auf eine Höhe zu schrauben, die zu dem natürlichen Ernährungskoeffizienten in keinem Verhältnis mehr steht. Was war der primitivste Grund zum Weltkrieg? Die wachsende Sorge der europäischen Kabinette, wie für die wachsende Anzahl hungrier Mäuler Nahrung oder wenigstens Absatzgebiete zu schaffen seien.

Nun hilft sich der oberflächliche, manchmal auch auf deutschen Ministersejdeln zu findende Beobachter leicht aus der Verlegenheit, indem er zunächst einmal vor dieser Kraft der Maschinenwirtschaft verdoppelten Menschenzahl und der Verdoppelung der Ernährungsschwierigkeit tief den Kopf in den Sand steckt. Zweitens aber, indem er irgendwo auf dem Erdball einen idealen exotischen Abnehmer sich vorstellt, der mit der Willigkeit eines prä-kolumbinischen Indianers seine Bodenprodukte für Ford-Automobile hergeben werde. In dieser geradezu tragischen Verblendung peitscht man den Produktionsprozeß zu einem immer höllischeren Tempo. In mir aber haben die berühmten laufenden Wänder von Detroit und die sehrfurchtgebietende Persönlichkeit Fords immer nur diese Frage laut werden lassen: wo auf die Dauer für diese ins Ungemessene gesteigerte Produktion der Käufer herkommen soll...

Die Wirtschaft des Abendlandes, Amerika eingeschlossen, ist auf den Eintausch von Wertsymbolen (Industrieprodukten) gegen die einzig wirklichen Werte (Nahrungsmittel) angewiesen. Was soll werden, wenn

einer der beiden Tauschpartner diesen Handel auskündigt? Wenn Indien ein paar Jahre hintereinander seine Ernten verbrennt? Wenn die in schaurigen Wirtschaftshöllen eingesperrten Massen, entfremdet den erschöpften Böden und ihrer als „standesunwürdig“ empfundenen Bewirtschaftung, ratlos und hungrig vor den wertlosen Stapeln ihrer Arbeitsprodukte... vor Maschinen, Chemikalien und Stiefeln stehen sollten?

Erwachende Exoten.

Ich verhandele über eine Utopie? Ich verhandele über das, was ich in der Exotik gesehen habe. Den wachsenden Widerwillen des Exoten gegen den Import abendländischer Fabrikate habe ich schon 1911 in Südamerika feststellen können. Seither aber hat, was ich nach dem Kriege mit erschreckender Deutlichkeit in Afrika beobachten konnte, diese geheim und flug genährte Bewegung einen gewaltigen Suffkurs bekommen in der bolschewistischen Propaganda. Die ist, wie ich mich überzeugen konnte, nicht so horndumm, den Rassen mit dem marxistischen Programm zu beglücken. Wohl aber weckt sie auf eine unglaublich raffinierte Weise den Widerwillen gegen den Import. Mit Versteifung nationalistischer, ethischer und religiöser Widerstände... mit einem Geschick, vor dem die ganze Zivilisations-Propaganda hilflos zusammenbricht.

Beobachtet habe ich, wie gesagt, diese Widerstände schon vor 17 Jahren in Südamerika — irgendwo müssen damals schon die seelischen Motoren dieser Bewegung gearbeitet haben. Heute ist es kein Raunen und Flüstern mehr, es ist der helle Wutschrei von farbigen Menschenmengen über die verlorene autochthone Kultur. Ich habe neulich von diesem schaurigsten und unerkanntesten Problem der Gegenwart bereits gesprochen, als ich die Sorgen des britischen Imperiums behandelte. Ich weiß, daß eine Menge kluger und achtungsgebietender Persönlichkeiten über meine Warnungen die Achseln zucken und sich an einen altbewährten manchesterlichen Optimismus halten wird. Ich muß das hinnehmen. Borderhand berauscht man sich an Magazin-Bildern, auf denen zu sehen, ist, wie etwelche Neger die Schreibmaschinentechnik erlernen. Gemach, nicht unter allen Umständen handelt es sich um künftige wohlgesittete Bankkorrespondenten für afrikanische Sprachen mit ausgerasiertem Scheitel und zwei Füllfederhaltern im Sacko! Es könnte leicht sein, daß man künftige Redaktionssekretäre für nationalistische Negerblätter moskowitischer Richtung ausbildet. Das Abendland schläft und will's nicht sehen. Es wird erwachen...

Der kommende Sturm.

Ich bin von meinem amerikanischen Thema abgeschweift? Ich bin nicht abgeschweift! Amerika, umbraut von seiner Wirtschaft, sieht weder im eigenen Hause die schweren Schäden, noch sieht es den kommenden Sturm, den es auf dem Erdball wider Willen entfachen muß. Amerika, in dem ehrlichen Bestreben, zu helfen und „glückliche“ Menschheit zu schaffen, wünscht Europa einen Lebensstandard aufzuzwingen, der die Seele Europas und seine alten Kulturen zerstört und auf erbitterten Widerstand des Kontinentes stoßen muß. Amerika, auf bedingungsloser Be-

zahlung der europäischen Schuld bestehend, hegt den Erdball in ein Tempo hinein, das der Erdball mit schlimmen Zuckungen und Katastrophen beantworten wird.

Wir unsererseits fachen keine chaubinistischen Feuerbrände, wir wollen gutgemeinte Hilfsbereitschaft nicht mit Gehässigkeit beantworten. Aber wir wollen uns keineswegs dessen schämen, was wir vor jener Welt drüben voraus haben: der sehenderen, weiseren Augen. Wir wissen, daß es nicht angeht, einen Erdteil dem anderen gleichzusetzen, von jedem die nämliche Wirtschaft, das nämliche Menschheitsantlitz, die nämlichen Ziele zu verlangen. Die alte Erde rächt unerbittlich in schmerzhaften Krämpfen jeden Eingriff in den Ablauf unabänderlicher Gesetze.

Wir hier in Europa sind bedroht durch ein fremdes Lebensprinzip. Durch eine Massensuggestion, die uns Land und Leute verdirbt. Wir haben nicht nur ein Unrecht... wir haben die Pflicht, den eigenen Leuten zu zeigen, was es mit jener suggestiven Macht für eine Bewandtnis hat. Wir haben das Recht, zu warnen.

Wir haben Recht und Pflicht, unsere junge Menschheit zu wappnen gegen den Irrglauben, daß die alten Kulturen Europas erledigt, daß sie zu ersetzen seien durch ein Wirtschaftsprinzip, dessen allgemeine Gültigkeit, dessen innere Gesundheit und dessen Zukunftskraft wir nicht ohne weiteres anerkennen können. Dieses Mal, in dieser Auseinandersetzung der Geister und der Landschaften geht es wirklich um jenes heilige alte Europa, das das Herz der Welt birgt.

Neue Forschungen über die Heilbarkeit organischer Leiden durch suggestive Beeinflussung.

Von Dr. med. W. Heinze, Halle.

In früheren Zeiten, bei primitiven Völkern noch heute, spielte die Suggestion bei der Behandlung von Krankheiten jeder Art die herrschende Rolle. Denn als nichts anderes müssen wir alle die verschiedenen Arten des „Besprechens“ des „Teufelaustreibens“, die verschiedenen Praktiken der Zauberer und Medizimänner ansprechen.

Allen diesen uns heute absurd erscheinenden Maßnahmen ist eins gemeinsam: Das Seltsame, Ungewöhnliche, oft Schauerliche. Es wäre verfehlt, diese Dinge mit geringschätzigem Lächeln abzutun.

Nach heute noch ist das Gros der Patienten für suggestive Einflüsse äußerst empfänglich: Wenn es dem Menschen schlecht geht, fängt er an, zu glauben. Darauf beruhen Erfolge und Existenz der Kurpfuscher, die es meist in ausgezeichnete Weise verstehen, starken Eindruck auf ihre Patienten zu machen, während der Arzt im Vertrauen auf sein exaktes Wissen, es oftmals sehr zu Unrecht verschmäh, sich dieser schwer definierbaren Mittel zu seinem und seiner Patienten Vorteil zu bedienen.

Aber auch die exakte wissenschaftliche Medizin erkennt in gewissen Fällen und bei bestimmten Krankheiten die Suggestivbehandlung als zu Recht bestehend an. Dazu gehören in erster Linie gewisse „nervöse Erkrankungen“. Es sei übrigens bemerkt, daß deren schärfste Formen, die eigentlichen Geisteskrankheiten, einer solchen Behandlung nur in den wenigsten Fällen und in ganz geringem Ausmaße zugänglich sind. Ich möchte den Vorgang mit dem Radio vergleichen. Um empfangen zu können, d. h. in unserem Falle, um suggestiv beeinflusst zu werden, muß also der Geist in Ordnung sein. Beim wirklich Geisteskranken ist aber der Empfang eben unmöglich geworden. Aber die verschiedenen geringeren Grade nervöser Störung sind eine Domäne der Suggestiv- und Hypnojenbehandlung. Platzangst, Verfolgungswahn, Schüchternheit, Zittern u. s. w. werden meist durch wenige Behandlungen völlig geheilt. Auch zur Schmerzstillung wird die Hypnose mit Erfolg herangezogen, z. B. neuestens häufig bei der Geburt, wo von ausgezeichneten Ergebnissen berichtet wird. In der modernen Form der Psychoanalyse versucht die Suggestivbehandlung an die Beeinflussung und Heilung der schwierigsten seelischen Konflikte und Probleme heranzukommen. Ob immer mit richtigen Mitteln und wirklichem Erfolg, sei dahingestellt.

Besondere Bedeutung gewinnt die hypnotische Krankenbehandlung bei einem Leiden, von dem wir sicher wissen, daß es auf nervöser Grundlage entsteht, aber trotzdem schwerste organische, d. h. körperliche Veränderungen hervorrufen kann, bei der Hysterie. Die Hysterie in ihrer echten ausgeprägten Form ist eine für die Betroffenen ungemein quälende Erkrankung: die schwierigsten, unheilbarsten Insassen der Nervenanstalten sind häufig die hysterischen. Eine bekannte Form der Erkrankung ist die hysterische Lähmung. Obwohl sicher an dem befallenen Glied nicht der geringste organische Fehler vorliegt, hängt es wie tot herab, ist unempfindlich für Schmerz und Hitze und, das ist das Erstaunliche, beginnt allmählich zu welken, zu „atrophieren“ bis aus der nervösen Lähmung eine wirkliche Unbrauchbarkeit geworden ist. Oder ein Glied stellt sich in eine bestimmte Zwangshaltung, aus der es durch keine Macht der Welt herauszubringen ist, solange bis Knochen, Sehnen, Muskeln sich dieser Stellung angepaßt haben, daß es nun wirklich kein Zurück mehr gibt.

Im hypnotischen Schlaf aber schwinden Lähmung und Zwangshaltung, hört das hysterische Erbrechen, das den Kranken an die Grenze des Hungertodes bringen kann, auf. Gelingt es, die Suggestion so weit zu treiben, daß sie bis in den wachen Zustand anhält, so ist der Kranke geheilt.

Können wir die hypnotische Beeinflussung der hysterischen Krankheitserscheinungen noch auf deren „nervöse“ Entstehung zurückführen, so sind in letzter Zeit Heilungen eines organischen Leidens, d. h. einer Krankheit, die nicht, oder nicht allein nervös bedingt sein kann, nämlich der Warzen, durch reine Suggestion in der medizinischen Fachliteratur lebhaft erörtert worden. Daß es sich hier um ein ernst zu

nehmendes Leiden handelt, wird jeder, dessen berufliches und gesellschaftliches Fortkommen durch diese entstellenden Hautgeschwülste gehemmt wird, und der schon hunderterlei vergeblich unternommen hat, ohne weiteres zugeben. Der Volksmund behauptete schon von jeher, daß die Warzen durch „Besprechung“ geheilt werden könnten. Jetzt hat dies nun von berufenster Seite seine Bestätigung bekommen. Professor Bloch, der Direktor der Universitätsklinik für Hautkrankheiten in Zürich, veröffentlichte kürzlich in einer der größten medizinischen Zeitschriften eine große Reihe von Fällen jener Klinik, bei denen zahlreiche oft schon Jahrzehnte bestehende Warzen durch Suggestivbehandlung in kurzer Zeit verschwanden. Professor Bloch geht so vor, daß er den Patienten mit verbundenen Augen in ein Zimmer führt, in dem sich elektrische Apparate befinden. Während der Kranke seine Hände auf einen solchen Apparat legt, ohne aber mit dem elektrischen Strom irgendwie in Berührung zu kommen, werden die Warzen mit einer harmlosen, aber stark auffallenden Farbe angestrichen. Der Patient ist davon meist wenig erbaut, zumal er aufgefordert wird, diese Farbe unter keinen Umständen zu entfernen. Seine Aufmerksamkeit und auch die der Umgebung wird also ständig auf die fatalen Warzen gelenkt. Und das ist der Zweck der Übung. Der Patient ist erregt, geniert, der Gefühlsaffekt ist da, und siehe, in wenigen Tagen oder Wochen sind die anstößigen Teile verschwunden, ohne die geringste Narbe zu hinterlassen. In über der Hälfte seiner zahlreichen Fälle hatte Professor Bloch das gewünschte Ergebnis. Im Grunde ist es natürlich ganz gleich, auf welche Weise jene Gemütsbewegung, jener stark suggestive Einfluß herbeigeführt wird. So erzählt Bloch von einem anderen bekannten Gelehrten, der die Gabe der Warzenvertreibung besonders ausgesprochen besaß, d. h. also, besonders stark suggestiv wirken konnte. Dieser befreite einen Bekannten dadurch von seinem langjährigen Leiden, daß er mitten in der voll besetzten Straßenbahn ihn laut und eindringlich auf seine Warzen ansprach und im beschwörenden Tone befahl, daß sie verschwinden sollten. Der Betroffene war im höchsten Maße geniert und acht Tage später waren die Warzen verschwunden. Also nicht das Mittel, sondern die Stärke des Eindrucks ist ausschlaggebend.

Es wäre natürlich ganz verfehlt, aus solchen Ergebnissen auf übernatürliche, okkulte, mystische Kräfte zu schließen. Der Vorgang erklärt sich aus der starken Beeinflussung gewisser Gehirnzentren, der sogen. vegetativen Zentren, die in erster Linie die Blut- und Nervenversorgung der einzelnen Körpergebiete regeln. Der nähere Vorgang bedarf allerdings noch weitgehender Erklärung.

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosenfranzstr. 2. Tel. 29-56. * **Verantwortlicher Schriftleiter:** Direktor W. Stillmarz.
Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Rasing, Direktor Alfred Walter. * **Bezugspreis:** für ein Vierteljahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmt.; Zeitl. 2.25 Rsk. Einzelnummer 0.25 Kr. * **Best. empfängt:** die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten“, Reval, Roberstr. 10. Postfach 61. * **Abholstellen** (laut Konto „Eist. Verlagsgesellschaft Wold. Rentmann & Ko.“) — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postfachkonto Berlin 122602.

Aus deutscher Geistesarbeit

Halbmonatschrift für wissenschaftliche
und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Reval

Nr. 7

Freitag, den 12. April 1929

5. Jahrgang

Über Ursprung und Kreislauf des philosophischen Lebensideals *).

Von Prof. Dr. Werner Jaeger, Universität Berlin.

Natur- und Kulturwissenschaft pflegt man zu unterscheiden als die Wissenschaft des Bereiches des streng gesetzmäßigen Geschehens und der freien individuellen Lebensgestaltung. Wenn es in der Naturwissenschaft die Biologie ist, die in neuerer Zeit die ausschließliche Herrschaft der reinen kausal-mechanischen Gesetzmäßigkeit durchbrochen hat, so gibt es umgekehrt für die Geschichte Bezirke, in denen eine eigenartige „Gesetzmäßigkeit“ zutage tritt, vor allem in der Entwicklung des menschlichen Geistes in Wissenschaft und Philosophie. Wenn es auch nie gelingen wird, das gesamte geschichtliche Geschehen als den Ausdruck innerer Gesetze zu verstehen, so drängt sich um so mehr in einzelnen Entwicklungsabschnitten eine solche Gesetzmäßigkeit dem Betrachter auf und ist hier für das Verständnis des inneren Zusammenhangs der Erscheinungen von Bedeutung.

Die Entwicklung des philosophischen Lebensideals bei den Griechen, des θεωρητικὸς βίος, zeigt eine solche innere Notwendigkeit. Im allgemeinen nimmt man an, daß schon die ältesten theoretischen Denker der Griechen, die einen eigenartigen neuen Lebensabgewandten, ganz in die Forschung vertieften Typus des Menschen darstellten, ihre Lebenshaltung als bewußtes Ideal aufgefaßt hätten. Dafür scheint eine Reihe von anekdotischen Erzählungen zu sprechen, in denen das „kontemplative“ Lebensideal der ältesten Denker seit Thales sich spiegelt. Seltsam ist nur, daß diesen Berichten ebensoviel andere gegenüber stehen, die dieselben Philosophen als Männer des praktischen Lebens, als Gesetzgeber, Reformatoren und Politiker schildern. Dieser Widerspruch führt uns zu der Frage nach der Entstehungszeit und Glaubwürdigkeit der beiden so entgegengesetzten Bilder. Bei genauerem Zusehen zeigt es sich, daß die

*) Ausführlicher in den Sitzungsber. d. Preuß. Ak. d. Wiss. 1928.

älteren Denker zwar einen neuen Lebensstypus darstellen, der in seiner weltentrückten Betrachtung und durch die Heringschätzung der äußeren Lebensgüter aus dem gewöhnlichen bürgerlichen Dasein herausfällt und zu ihm in auffallenden Gegensatz tritt. Aber von da ist es noch ein weiter Weg bis zur Proklamierung dieses Typus als der einzig wahren, idealen Lebensform und als höchsten Ziels menschlicher Sittlichkeit. Diesen Schritt vollzieht erst Plato. Die Voraussetzung dafür ist der neue Glaube an die Macht der rationalen Erkenntnis, nicht nur einigen wenigen einsamen Forschern tiefere Einsicht in die Gesetze der Natur zu vermitteln, sondern das aus den Fugen gegangene sittliche und staatliche Leben jener Zeit auf neue Grundlagen zu stellen und den Menschen durch die Philosophie zum „richtigen“ Handeln und zum „besten Staate“ zu führen. Damit erhält die philosophische „theoria“, die bisher der Natur zugewandt war, einen völlig neuen Sinn und Inhalt, nämlich die Erziehung des Menschen und den Aufbau des Lebens aus der Idee. Der Gegensatz des theoretischen und des praktisch-politischen Lebensideals fällt damit scheinbar fort und die „theoria“ wird der wahre Wegweiser zur Praxis.

An der Behauptung dieser hohen Bedeutung der theoretischen Erkenntnis für das praktisch-politische Leben haben Plato und noch sein Schüler Aristoteles immer festgehalten. Aber indem im weiteren Fortschritt der Entwicklung die platonische Philosophie sich von ihrem politischen Ausgangspunkt entfernte und immer neuen Gebieten der Wirklichkeit zuwandte, wurde der ursprüngliche Zusammenhang mit dem Lebens- und Staatsproblem mehr und mehr gelockert. Mathematik und Naturwissenschaft werden jetzt in zunehmendem Maße in das platonische System aufgenommen; dadurch verändert die „theoria“ ihren Charakter allmählich im Sinne einer „theoretischen“ Forschung in unserem heutigen Sinn des Wortes. Die Wendung zum Theoretischen kündigt sich äußerlich am deutlichsten an in dem Bestreben Platons, in seinen Schriften an die Stelle des Sokrates, des ursprünglichen Symbols seiner dem praktischen Leben zugewandten Philosophie, andere Gestalten zu setzen, die wie Thales, Pythagoras, Parmenides oder Anaxagoras mehr die Repräsentanten einer rein theoretischen Spekulation sind. An Versuchen, die politischen Ideale ihrer Philosophie praktisch zu verwirklichen, haben es Plato und seine Schüler zwar auch in dieser späteren Periode nicht fehlen lassen, aber was bedeuten diese Versuche, die auf den Gesamtzustand des politischen Lebens jener Zeit ohne Wirkung blieben, im Vergleich mit der gleichzeitigen ungeheuer folgenreichen Entfaltung der platonischen Philosophie zu einer die ganze Wirklichkeit umfassenden schulmäßigen Organisation der Wissenschaften! Immer mehr mußte daher notwendig auch das philosophische Lebensideal Platons die Färbung des Ideals der reinen Forschung annehmen, wie sie in den letzten Jahrzehnten des Meisters in der Akademie fand. Dies ist der Boden, auf dem die Auffassung der ältesten Denker als der idealen Urbilder des „theoretischen Lebens“ erwachsen ist, wie sich vielfach noch im einzelnen nachweisen läßt. Wie so häufig, hat sich auch hier das Ideal der Gegenwart im Bilde der Vergangenheit gespiegelt.

Aristoteles hält als echter Platoniker an der erzieherisch-politischen Zielsetzung der Wissenschaft zeitlebens fest. In seiner Ethik behauptet das Ideal der wissenschaftlichen Lebensführung, der θεωρητικὸς βίος, durchaus den ersten Rang. Es ist die feste Überzeugung dieses Denkers, daß der wissenschaftliche Mensch, sofern er ein wahrer Philosoph ist, dem Leben nicht fern steht, auch wo er ganz der theoretischen Forschung hingegeben ist, sondern der „Baumeisterliche Mann“ sei, der den Aufbau des Lebens in seinen Grundlinien zu entwerfen und zu leiten haf. Mein der Entwicklungsprozeß der Wissenschaft führt in seiner Schule zu immer gewaltigerer Ausdehnung der theoretischen Tatsachenforschung, nicht zuletzt auf solchen Gebieten, die keinen engeren Zusammenhang mit den Problemen des Gesellschaftsaufbaus und des Staates haben. Die Differenzierung der Forschung in selbständige Einzeldisziplinen und die Ausbildung eines neuen Spezialistentums unter den wissenschaftlichen Mitarbeitern macht die behauptete Bedeutung der Wissenschaft für das praktisch-sittliche Verhalten des Menschen und für das politische Leben immer zweifelhafter und läßt sogar bereits das Problem austauschen, ob überhaupt alle Wissenschaft unmittelbar „Bildung“ sei. Solange freilich das System der Wissenschaften noch in einer platonisierenden Metaphysik gipfelte, konnte Aristoteles in der Ethik an dem Primat der reinen spekulativen Vernunft gegenüber der praktischen Vernunft festhalten. Aber die beiden zeitlich voneinander entfernten aristotelischen Ethiken, die Eudemische und Nikomachische, lassen die zunehmende Tendenz erkennen, den Bericht des sittlichen Handelns von der spekulativen Gotteserkenntnis der Metaphysik möglichst unabhängig zu machen und neben dem philosophischen Lebenstypus auch der auf keine theoretische Weltanschauung gestützten bürgerlichen Moral eine gewisse praktische Selbständigkeit einzuräumen.

Dieser wachsende innere Zwiespalt zwischen der theoretischen und der praktischen Komponente des platonisch-aristotelischen Lebensideals tritt bei den Schülern des Aristoteles offen in die Erscheinung. Während sein Nachfolger Theophrast, eine ausgesprochene Forschernatur, an dem Primat des theoretischen Lebensideals festhält, verkündigt Dikaiarchos von Messana den Vorrang des praktischen und politischen Lebens vor dem theoretischen und ordnet Wissenschaft und Spekulation der praktischen Vernunft unter. Nach dem Verlust der ethischen Schriften dieser beiden Denker müssen wir uns glücklich schätzen, in der fälschlich unter dem Namen des Aristoteles überlieferten sog. Großen Ethik ein Dokument zu besitzen, in dem sich diese Spaltung des philosophischen Lebensideals durch Schwankungen und Kompromisse in charakteristischer Weise verrät. Durchgehend finden wir auf dieser dritten Stufe der Entwicklung die von Plato gestiftete und von Aristoteles beibehaltene Bindung des sittlich-praktischen Tuns an die intellektuelle Weltanschauung preisgegeben. Das metaphysische, platonische Element ist damit aus der Ethik wieder hinausgedrängt, und das philosophische Lebensideal — das ist die notwendige Konsequenz — muß die Führung an das praktisch-politische Leben abtreten, das sich nun von ihm wieder emanzipiert. Mit einem Schlage erwächst unter dem Einfluß dieser neuen philosophischen Konstellation nun auch ein neues Bild der

älteren Philosophiegeschichte; Dikaiarchos sieht die Gestalten der älteren Denker, die für Plato und Aristoteles die Vorbilder des reinen Forscher-tums waren, im Licht seines praktisch-politischen Lebensideals als ein Geschlecht von gesetzgeberischen Menschen, die im Gegensatz zu dem bloß theoretischen Forscherthp der Gegenwart, dem schulmäßigen Professortum, schöpferische Lebensgestaltung und Denken noch unmittelbar miteinander verbunden, und er ist bemüht, in der Ueberlieferung alle Züge zusammen-zusuchen, die geeignet sind, seine Auffassung zu bestätigen.

So wird der Wandel des geschichtlichen Bildes der älteren Denker für uns zum Symptom des Wandels des philosophischen Lebensideals in diesen drei Generationen. Unsere Ueberlieferung über das Leben der ältesten Denker ist mit ihrem kontradiktorischen Widerspruche der bloße Reflex der Entwicklung dieser späteren klassischen Epoche der griechischen Philosophie, die in den großen Gestalten der Vergangenheit die Vorbilder und Symbole ihrer eigenen Lebensideale suchte und fand. Die Entwicklung des philosophischen Lebensideals selbst aber, die damit beginnt, die sich auflösende historische Lebensordnung auf ein philosophisches System der reinen Vernunft zu gründen, dann die aus ihm erwachsende theoretische Wissenschaft zum Selbstzweck macht und schließlich damit endet, daß die Wissenschaft ihren Anspruch auf Führung des Lebens an das Leben zurück-gibt und sich auf sich selbst zurückzieht — diese Entwicklung hat typische Bedeutung für unsere Kultur wie alles, was griechischer Geist in seiner großen Zeit hervorgebracht hat. Ob wir ihre Lehre im Sinne der Resignation oder der dauernden inneren Selbsterneuerung der Wissenschaft interpretieren, das ist eine Frage der philosophischen Ueberzeugung und des persönlichen Charakters.

Paul Krannhals, Das organische Weltbild*).

Von W. Stillmark.

Der haltische Denker unternimmt in diesem „der Zukunft des deut-schen Volkes“ gewidmeten Buch den Versuch, auf den Hauptkulturgebieten die Überwindung des mechanischen Weltbildes durch das organische auf-zuzeigen, wie sie heute schon trotz der noch allgemeinen Herrschaft des auf dem Quantitätsprinzip beruhenden mechanischen Denkens und Wertens erkennbar ist. In dem Übergang zum organischen Denken, das am Prinzip der Q u a l i t ä t orientiert ist, sieht der Verfasser die einzige Möglichkeit der Rettung deutscher Kultur und deutscher Zukunft: das lebensfeindliche, atomisierende mechanische Denken muß dem organischen weichen, das aus Ehrfurcht vor dem Leben entspringt.

Vornehmlich über drei Kulturgebiete spricht der Verfasser: 1) Staat und Wirtschaft, 2) Wissenschaft, 3) Kunst und Religion.

Im Kapitel über den S t a a t werden zuerst die beiden Grundfor-men menschlicher Beziehungen untersucht: der I n d i v i d u a l i s m u s,

*) J. Brudmann, München, 2 Bände (775 S.) 1928.

der im Individuum und seiner Wohlfahrt die Hauptsache sieht, für den jede Vereinigung, z. B. der Staat daher ein Zweckverband ist, der den in ihm unter dem Begriff „Gesellschaft“ zusammengefaßten Individuen, die als gleich und gleichberechtigt anzusehen sind, größtmögliche Freiheit zu garantieren hat (rationalistisch-mechanische Staatsauffassung), und die Gemeinschaftsbildung, die im Gegensatz zu der auf dem Individualismus beruhenden gesellschaftlichen Zweckverbindung eine gefühlsmäßig erlebte organisch-lebendige Einheit schafft (Familie, Volk). Die Gesellschaft ist dem Verstande vollkommen faßbar, die Gemeinschaft läßt sich nur intuitiv erschließen. Ein Volk ist „eine Bluts- und darum Wesensgemeinschaft, aus der wiederum die Sprach- und Schicksalsgemeinschaft erwachsen“. In der Erziehung zum Gemeinschaftsbewußtsein sieht der Verfasser die Hauptforderung der Zeit, vor allem für das deutsche Volk.

„In dem Widerstreit zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft, zwischen völkischer und individueller Selbstbehauptung, zwischen Blut und Geist offenbart sich uns zugleich das innerste Wesen dessen, was man als die Polarität von Kultur und Zivilisation bezeichnen muß“. Kultur eines Volkes sind alle „Prägungen seines schöpferischen, gestaltenden Lebens, die zugleich der Erhaltung seines Lebens oder der Förderung und Vertiefung seines Lebensgefühls dienen“, die mechanischen Zweckgebilde der Zivilisation sind dagegen nicht in der Volksseele verwurzelt; Kulturgebilde können durch Erstarrung zu Zivilisationsmechanismen werden, wie eben überhaupt zwischen beiden Gebieten eine ständige Wechselwirkung stattfindet (z. B. in der Kleidung der Kampf zwischen Volkstracht und Mode). Wertmesser der Zivilisation ist der Verstand, der Kulturschöpfungen — die Ganzheit der lebendigen Persönlichkeit. Eine Ausschaltung der mechanischen Zivilisation aus unserem Leben ist natürlich undenkbar, aber die „Zivilisation als Mechanismus des kulturellen Lebens muß sich diesem Leben selbst als Werkzeug seiner ureigensten Zwecke unterordnen“.

Der Verfasser gibt dann einen geschichtlichen Überblick über die Entwicklung der organischen Staatsauffassung, als deren Hauptvertreter Plato, Kant, Fichte, Hegel, Goethe, Kjellen, Uexküll u. a. genannt werden. Das Wesen des organischen, biologischen Staatsbegriffs besteht in der Auffassung des Staates als Lebensform eines Volkes, als eines lebendigen Organismus. Diese Auffassung schließt natürlich die Nachahmung fremder Staatsformen aus; die Herrschaft der mechanischen Staatsauffassung kündigt immer ein Erlahmen des Volkslebens und daher einen Niedergang an. Ein Beispiel organischer Staatsentwicklung ist der preussische Staat, der Staat Friedrichs des Großen.

Vorbedingung einer den biologischen Gesetzen entsprechenden, also natürlichen Staatsentwicklung ist die Erhaltung einer wahren Volksgemeinschaft als der Seele des Staates, wobei auch die rassische Reinheit eine wesentliche Rolle spielt. „Die Erwerbung einer festgegründeten gemeinsamen Seele bedeutet für ein Volk den höchsten Gipfel seiner Größe, die Auflösung dieser die Stunde seines Verfalles. Das Dazwischentreten fremder Elemente ist eines der sichersten Mittel, eine solche Auflösung herbei-

zuführen“ (Le Bon). Für die Volksseele ist aber außer der Blutsgemeinschaft auch die Verwurzelung in der heimatischen Landschaft und Natur von hervorragender Bedeutung. Alle diese Thesen werden durch ein reiches Tatsachenmaterial gestützt und vor allem immer wieder auf das deutsche Volk angewandt.

Aus dem Charakter des Staates als Lebensform eines lebendigen Wesens folgt auch die biologische Aufgabe seiner Politik: sie ist — Selbstbehauptung, sein „notwendiger Wille zur Macht ist Wille zum Leben“; auch die wirtschaftlichen Aufgaben sind hierin gegründet. Rechtsordnung und Verfassung müssen aus der Lebensgesetzlichkeit des eigenen Volkes entspringen (die verhängnisvolle Wirkung des Römischen Rechts in Deutschland! die Weimarer Verfassung als Übernahme westlicher mechanistischer Staatsformen!)

Staatspolitik im organischen Sinne ist Lebenskunst der Staaten, der Politiker ist daher vor allem Künstler, der natürlich auch ein gründliches Wissen als Handwerkszeug braucht. Ist er also in diesem Sinne einem Baumeister vergleichbar, so hat er noch eine viel schwierigere Aufgabe als dieser, denn er hat es nicht mit totem, sondern mit lebendigem Material zu tun. Kunst der Menschenbehandlung, feinstes Gefühl für Inponderabilien sind daher notwendige Voraussetzungen politischer Erfolge. Im Gegensatz zur wahren Staatspolitik steht die „gesellschaftliche“ Politik, die das Bestreben zeigt, die Interessen bestimmter gesellschaftlicher Gruppen dem Staatsinteresse überzuordnen. Der Verfasser setzt sich ferner mit den Begriffen „liberal“ und „konservativ“ auseinander und zeigt, wie in der deutschen Geschichte in beiden Tendenzen sowohl organische als auch mechanistische Elemente vorhanden gewesen sind.

Zur Frage „Staatspolitische Zweckmäßigkeit und sittlicher Wert“ äußert sich der Verfasser in dem Sinne, daß eine der Natur des Staates gemäße, also organische Machtpolitik immer auch zugleich ethisch gerechtfertigt ist, während die Gewaltpolitik, die sich rein mechanischer Mittel bedient, um die Macht des Staates künstlich aufrecht zu erhalten, sittlich nicht gerechtfertigt, aber auch politisch unzweckmäßig ist. In diesem höheren Sinne kann also kein Widerspruch zwischen politischer Zweckmäßigkeit und sittlicher Idee bestehen.

Interessant sind die Ausführungen über staatspolitische Selbsterziehung, Marxismus und wahren Sozialismus; ihre Grundgedanken sind eine folgerichtige Weiterführung der organischen Staatsanschauung, wie sie oben charakterisiert wurde; dasselbe gilt auch von den Gedanken über die organische Gestaltung der Reichsgewalt: „Der oberste Grundsatz der organischen Gestaltung der Reichsgewalt ist: die Mannigfaltigkeit in der Wesens- und Betätigungsart der einzelnen Volksgenossen in der übergeordneten staatlichen Einheit zusammenzufassen und umgekehrt in der körperlichen und seelischen Einheit des Staatsganzen die organische Mannigfaltigkeit der Teile nicht irgendwie aufzulösen, sondern im Gegenteil in ihrer Entfaltung zu fördern. Als Führer in der Politik hat nur der Lebenswille des Volkes zu dienen; daß das deutsche Volk aus diesem Gefühl heraus seine Zukunft gestalte, ist seine heilige Pflicht, und die Leistungen des deut-

ischen Volkes während des Krieges und auch in den ersten Nachkriegsjahren berechtigen zu der Hoffnung, daß es genügend Lebenskraft besitze, um seinem Lebenswillen Ausdruck zu verleihen."

Das Schlußkapitel des ersten Teils ist der Volkswirtschaft gewidmet. Diese wird definiert als „Inbegriff aller Leistungen, welche als Mittel für die Zwecke der körperlichen wie geistig-seelischen Selbsterhaltung und Fortentwicklung der im Staate organisierten Volksgemeinschaft dienen.“ Wesentlich für den Begriff der Volkswirtschaft also ist, daß sie nicht Selbstzweck ist, sondern dienendes Mittel; diese Auffassung ist die organische, denn sie weist der Volkswirtschaft ihre Stellung im Lebensganzen an.

Die Wirtschaft ist einerseits selbst ein Organism, andererseits aber ein Bestandteil eines höheren Organism. Aus diesen Grundgedanken heraus untersucht der Verfasser die Beziehungen zwischen Privat-, Volks- und Weltwirtschaft, besonders im Hinblick auf das Leben des deutschen Volkes: die deutsche organische Auffassung läßt die Privatwirtschaft der Volkswirtschaft dienen, die fremde mechanistische Anschauung gibt ihr die Richtung auf die internationale Weltwirtschaft hin; organisch aufgefaßt, müssen auch weltwirtschaftliche Interessen der Volkswirtschaft dienstbar sein (England!). Die Weltwirtschaft darf also dem Denken nicht als eine der Volkswirtschaft übergeordnete höhere Form erscheinen, sie ist überhaupt nur eine blutleere Abstraktion; der richtungsgebende Organismus ist die Volksgemeinschaft, daher „wieder hinein in die von Blut und Boden bestimmte, im Inlandmarkt ihren einzig natürlichen Rückhalt findende, festgewurzelte Volkswirtschaft!“

Mit umfassender Kenntnis der einschlägigen Literatur und konsequent vom organischen Standpunkt aus behandelt der Verfasser ferner eine Reihe von Fragen, die im Wirtschaftsleben eine entscheidende Rolle spielen: die Bedeutung der Persönlichkeit im Wirtschaftsleben, den Sinn des Geldes, die Arbeitsorganisation, mechanische und organische Wirtschaftsgestaltung u. a. und kommt zum Schluß zu folgenden Forderungen für die künftige Gestaltung der deutschen Volkswirtschaft: „daß wieder der Kredit der deutschbewußten schöpferischen Persönlichkeit an die jetzt vorherrschende Stelle des Geldkredits tritt; daß die schöpferische Persönlichkeit in ihrem Streben, die Wirtschaft sowohl in ideeller wie materieller Hinsicht organisch zu gestalten, nicht nur von ihresgleichen, sondern auch von der Staatsleitung verständnisvolle Unterstützung findet. . . „Freiheit und Treue, die beiden Kerngestalten germanischen Seelentums, sind auch die Grundelemente in der organischen Gestaltung der Volkswirtschaft: die Freiheit der schöpferischen Persönlichkeit, die gegenseitige Treue zwischen Unternehmer und Arbeiter, ihre gemeinsame Arbeit als Beruf im Dienste für das Gemeinwohl.

Der zweite Teil des Werkes behandelt die Wissenschaft. Der Verfasser erwähnt die Meinung, die bisherige Wissenschaft sei angesichts der „Unmöglichkeit, die erforschten Erscheinungen restlos auf einheitliche Naturgesetze als ihren obersten Geltungsgrund zurückzuführen“, zusammengebrochen; er deutet diese Behauptung in einem doppelten Sinne: einer-

jeits insofern, als es sich um theoretische Schlüsse handelt, die die Grundlagen der wissenschaftlichen Erkenntnis mißachten, andererseits aber in dem Sinne, daß die rationale Erkenntnis mit ihren an sich richtigen Ergebnissen an der Grenze des ihr Erreichbaren angelangt ist. Das rationale Weltbild findet seine Grenzen an Erscheinungen, die als irrational-mechanisch-kausal nicht faßbar sind. Es wird gezeigt, wie sehr das Erlebnis der rationalen Erkenntnis spottet, da sein Grundcharakter im Instinkt, resp. der Intuition (d. h. dem zum Bewußtsein erhobenen Instinkt) wurzelt.

Das Erlebnis ist rational schlechthin unausschöpfbar. Das bezieht sich auch auf viele Tatsachen der Naturerkenntnis, besonders in der Biologie; das irrationale Erlebnis vermittelt vor allem die Formerkennntnis. Durch viele Beispiele, auf die hier leider nicht näher eingegangen werden kann, wird diese Behauptung gestützt und veranschaulicht, ebenso auch die, daß die rationale Erkenntnis durch ihr analytisches Verfahren die Ganzheit der lebendigen Form zerstört. Die Aufgabe der Wissenschaft soll sein, den Menschen zum Werterlebnis hinzuführen: „Das Höchste, was wissenschaftliche Erkenntnis leisten kann, ist, uns zu dem Erlebnis zu führen, daß die wahre menschliche Willensfreiheit dann zum Ausdruck kommt, wenn wir die in uns und überall im Kosmos wirksame Weltgesetzlichkeit oder Weltvernunft zum Bestimmungsgrund unseres Willens nehmen“.

Zur Frage der praktischen Organisation der Wissenschaft vertritt der Verfasser den Standpunkt, daß eine Organisation, die vom Erleben des eigenen Volkes und seines Lebensraumes ausgeht, viel mehr Aussichten hat, als eine Organisation, die ihren Ursprung im Leben des ganzen Kosmos nimmt. Rational betrachtet ist die Wissenschaft zwar international, aber zum Kulturerlebnis wird sie nur, wenn sie an Heimat und Volk orientiert ist. Ihre Aufgabe ist vor allem, die „organischen Beziehungen zwischen dem Sein und Werden der Natur und dem Sein und Werden der Kultur“ zu offenbaren. Also: Organisation des Wissens im Heimat-Erlebnis, das ist die Forderung. Sie soll verwirklicht werden erstens im Wissen um die Heimatnatur, das aber dadurch, daß es überall die Freiheit in der Mannigfaltigkeit zu erkennen sucht, zum Wissen um die Natur überhaupt wird; an vielen Beispielen führt der Verfasser seine Gedanken durch, daß „jede Naturerscheinung hinsichtlich ihrer Organisation und der ihr eigentümlichen Verhaltensweise integrierter Bestandteil in der Struktur des ganzen Kosmos ist, und daß ihr Sein und Werden nur aus dem Sein und Werden des Ganzen heraus vollständig erfasst werden kann.“ Dem Wissen um die Natur der Heimat fügt sich das Wissen um die Natur des Volkes an (Biologie des Volkes, Rassenfrage, das seelische Bild des Volkes, Familien- und Sippenforschung, Charakterisierung, einzelner deutscher Persönlichkeiten, Strukturpsychologie u. a.) und als Abschluß des Wissens um die Kultur des eigenen Volkes. Jede Erziehung im organischen Sinne wird immer diese Dreieheit im Auge haben müssen: Heimatnatur, Natur und Kultur des Volkes, denn die beiden ersteren, Heimat- und Volksnatur, sind die beiden Rich-

lungskonstanten, die in den Kulturererscheinungen bestimmend zum Ausdruck kommen.

Der dritte Teil des Werkes ist überschrieben: *Kunst und Religion*.

Vom Zusammenhang zwischen Natur und Kunst ausgehend (Motto — das Goethewort: die würdigste Auslegerin der Natur ist die Kunst) werden die beiden Grundmöglichkeiten des Kunstvollens analysiert: das „objektive“, mit dem Ziel der Wiedergabe der Eindrücke der Außenwelt und das „subjektive“, welches etwas Irreales zum Ausdruck bringen will (z. B. primitiver Naturalismus und primitiver Geometrismus, oder Impressionismus und Expressionismus, oder Realismus und Idealismus, Klassik und Romantik). Alle große Kunst wird immer einen gewissen Einklang beider Grundrichtungen erstreben. In der Kunst unterscheidet der Verfasser ferner das mechanisch-rationale und das organisch-irrationale Formprinzip; das erstere hat eine Beziehung nur zum Raum, das zweite, wie auch das Leben selbst, zu Raum und Zeit. Ornamentik und Musik stehen gewissermaßen an den entgegengesetzten Endpunkten der Reihe der möglichen Kunstgattungen.

Die Geschichte der deutschen Kunst zeigt nun in dem nacheinander folgenden Vorherrschen der Kunstgattungen (Ornamentik, Architektur, Plastik, Malerei, Musik), wie auch innerhalb jeder einzelnen Gattung den Weg vom mechanischen zum organischen Charakter; jeder der drei großen deutschen Stile (Romanik, Gotik, Barock) beginnt mit einer mechanischen Übernahme fremder Kunstercheinungen (Spätantike, nordfranzösische, norditalienische Kunst), um dann ein ganz selbständiges, eigenes Leben zu entwickeln. Eine Sonderbesprechung ist, entsprechend ihrer Vermittlerstellung, der Dichtkunst gewidmet.

Zur Darstellung einer Kunstgeschichte vom organischen Standpunkt werden folgende Zeitgedanken aufgestellt:

1) Berücksichtigung der geistig-seelischen Gemeinschaft, aus der der Künstler als Kulturschöpfer heraus geboren ist. 2) Berücksichtigung der Wechselwirkungen zwischen dem Charakter des Volkes als Träger des Kunstvollens und dem Charakter der Landschaft, in der das Volk verwurzelt ist. 3) Darstellung des Zeitpräges. 4) Unterscheidung zwischen Generationscharakter und Zeitcharakter (Pinder). 5) Darstellung der Kunstgeschichte unter dem Zeitgedanken der seelischen Typen und der künstlerischen Persönlichkeit.

Das letzte Kapitel heißt „Weltanschauung und Glaubensgestaltung“:

Schicksal und Selbstbestimmung, Wissen und Glauben, die Sinngebung des organischen Weltbildes sind die hier behandelten Probleme. Kurze Hinweise auf die Gedankengänge dieses besonders inhaltreichen und tiefen Kapitels könnten nur eine sehr unvollständige Vorstellung geben, daher sei hier nur erwähnt, daß der Verfasser das religiöse Weltbild auf dem Problem „Schicksal und Selbstbestimmung“ aufbaut und so zu einer Bejahung des Weltsinnes aus dem Erlebnis des Ganzen der Welt heraus gelangt.

Das Buch ist ein interessanter Versuch, die verschiedenartigsten Wissens- und Lebensgebiete zu einem weltanschaulichen Ganzen zu verbinden

durch eine Grundanschauung, die organische, die ja auch in unserer Zeitschrift immer wieder zu Wort kommt. Paul Krannhals ist der festen Überzeugung, daß in der Hinwendung zum organischen Denken die letzte Gewähr für eine Gesundung des deutschen Volkslebens liegt und für die Zukunft seiner Kultur.

Das Problem des Geburtenrückganges.

Von Geheimrat Professor Dr. Sellheim,

Direktor der Universitäts-Frauenklinik, Leipzig.

Der Geburtenrückgang beschäftigt lebhaft die Gemüter, denn der Schaden liegt auf der Hand. Jeder kann es sich an den fünf Fingern abählen, daß wir untergehen müssen, wenn wir uns nicht genügend fortpflanzen.

Das Problem „Geburtenrückgang“ ist ein reichlich theoretisches Gebäude mit mangelhaften praktischen Vorschlägen für seine Abhilfe, und doch läßt es sich in der einen oder anderen Richtung nützlich beleuchten. Ich will hier nur ein paar Fragen herausgreifen:

Bei dem Thema vom Geburtenrückgang interessiert uns zunächst einmal als sehr wichtiger Ausgangspunkt, der aber so gut wie niemals berücksichtigt wird, die Frage, wieviel Kinder einer Frau eigentlich von Natur zustehen. Von sachverständiger Seite werden, um unseren Volksbestand gerade noch zu gewährleisten, drei bis vier Nachkommen für notwendig erachtet. Das ist aber nur ein Minimum, auf das uns die wirtschaftliche Lage zurückgedrängt hat. Wir haben aber auch einen lückenlosen Maßstab, an dem wir die von der Natur gewünschte Kinderzahl pro Frau in brauchbarer Weise angedeutet sehen.

Wir müssen dazu einen kleinen Umweg machen. Man tut immer gut, wenn man in den komplizierten Menschenverhältnissen nicht klar sieht, sich zur Aufhellung an die einfacheren Beispiele in der Tierwelt zu wenden.

Wir kennen Tierarten, bei welchen wir alle Jahre sich wiederholende Arbeiten im Geschlechtsdienste sowohl beim weiblichen wie beim männlichen Geschlechte erkennen, die einen Vergleich zwischen männlicher und weiblicher Leistung zulassen. Die Geweihträger, Hirsche und Rehe, vollbringen die dem Sezen von Jungen des Muttertieres vergleichbare alljährliche Leistung der Geweihproduktion. Der Hirsch „setzt“ z. B., wie man sagt, „vor“ bis zum 15. Jahr, der Rehbock etwa bis zum 7. oder 8., d. h. er baut jedes Jahr ein immer besseres Geweih auf bis zum Höhepunkt. Dann „setzt“ er zurück, d. h. die Geweihe werden wieder schlechter. Es gibt also einen Kulminationspunkt der organischen Leistungen, auf dem sich das Produkt einigermaßen und eine Zeitlang auf der Höhe erhält, dann aber nicht mehr besser wird. Wir müssen bei der weiblichen Parallelleistung, da wir ja bei der Geburt die Qualitätsentwicklung des Menschen noch nicht voraussehen können, die Quantität statt der Qualität setzen. Und da zeigt die Statistik beim Menschen, daß im allgemeinen die Kinder immer größer werden, vom ersten bis etwa zum neunten, und von da an in dieser Leistung auch „zurückgesetzt“ wird. Wir dürfen annehmen, daß es in der

Abicht der Natur liegt, bei diesem Sicheinspielen in die Funktion, wie bei jeder anderen auch, zum mindesten *e i n m a l* die Höchstleistung zu vollbringen. Damit hätten wir wenigstens einen ungefähren Maßstab, was die Natur selbst zu dem Fortpflanzungsproblem meint.

Ein Blick in die Natur zeigt weiter ein sehr wichtiges Gesetz. Die Produktion der Nachkommenschaft findet ihre Grenze da, wo sie mit der Selbsterhaltung oder der Mühe für die Selbsterhaltung in Konkurrenz tritt. Wachstum und Bestandserhaltung des Organismus geraten in einen Wettbewerb zu dem Fortpflanzungswachstum, genannt auch Wachstum über die Grenzen des Organismus hinaus, um die gleiche gemeinsame Kraftquelle, die von der Nahrungsaufnahme gespeist wird. Die Regulation verläuft in der ungebundenen Natur automatisch.

Der Mensch macht insofern eine Ausnahme, als für die Regulierung bei ihm die Überlegung, die Reflexion und die bewusste Kräfteverteilung, die Rationierung dazutritt. Der denkende Kultur Mensch läßt es nicht erst zu einer merkbaren Konkurrenz kommen, sondern stoppt mit der Fortpflanzung schon vorher ab. Darin liegt die Gefahr der Übertreibung im Sinne der oft überspannten Sorge, man könne sich keine Nachkommenschaft mehr leisten, wenn das vielleicht bei gutem Willen und etwas näherem Zusammenrücken noch ganz gut möglich wäre.

Solche, die der praktischen Seite des Problems ferner stehen, haben auch geglaubt, die Zeugungsfähigkeit des Volkes selbst habe abgenommen. Davon ist gar keine Rede. Richtig ist, daß die Einschränkung der Fortpflanzung eine gewollte ist, d. h. der Mensch von heute greift unwillkürlich störend in den Fortpflanzungsprozeß ein.

Die Fortpflanzung bringt außer dem sexuellen Vergnügen, das die Natur auf Mensch und Tier gewissermaßen als Vorstoßprämie auf die zu erwartende Fortpflanzungsarbeit verteilt, für den Menschen noch einen besonderen Beweggrund, sich fortzupflanzen, eine Fortpflanzungslust. Sie entspringt auch wieder einem Stück Überlegung, der Reflexion, deren der Mensch allein fähig ist. Jeder Mensch hat zum mindesten ein dumpfes Gefühl dafür. Manche haben aber auch sich zu einer klaren Gewißheit durchgerungen, daß es außer der Fortpflanzung einen anderen greifbaren Weg, sich zu verewigen, ein Stückchen von sich übrig zu lassen, das im Kampfe um das Dasein weiterwächst, nicht gibt. Und das Sichverewigen ist doch allerhöchstes Streben. Jede Religion, jede Kulturstufe und jedes Zeitalter verheißt es in allen möglichen Formen. Die Natur ist in diesem Sinne auch eine Religion, die uns die Verewigung nicht nur verheißt, sondern unter allen Umständen realisiert. Es gibt also in dieser Richtung ein natürliches und gesundes Gefühl, einen Fortpflanzungswunsch, einen Fortpflanzungsdrang im Menschen. Dieser allein würde genügen, die unendliche reichliche Fortpflanzung automatisch zu unterhalten, wenn gegen ihn nicht Hemmungen aufgeföhren würden.

Wenn wir den wahren und letzten Ursachen des Geburtenrückganges nachgehen, so kommen wir auf widrige wirtschaftliche Verhältnisse. Wie in der Tierwelt ein üppiges Wungsjahr eine reichliche und kräftige Nachkommenschaft in Erscheinung treten läßt, und ein kümmerliches Wungsjahr

in einer weniger zahlreichen und schwächeren Nachkommenschaft seinen unmittelbaren Ausdruck findet, so spielt beim Menschen das, was hinter seinem Lebensunterhalt steht, mittelbar eine entscheidende Rolle. Eine glänzende Wirtschaft ist der Fortpflanzung im allgemeinen günstig, eine miserable im allgemeinen ungünstig. Ich muß sagen „im allgemeinen“, denn das gilt nur im großen und ganzen. Das beweist ein Blick ins Leben. Im einzelnen sind es ja nicht immer die wirtschaftlich am besten gestellten Stände, welche die meisten Kinder haben. Eher ist es umgekehrt. Trotzdem ist die wirtschaftliche Sicherung die Grundbedingung. Sie ist aber je nach ihrer Ausgiebigkeit entweder ein begünstigendes oder hemmendes Moment. Hauptsache ist und bleibt die Fortpflanzungslust. Sie wirkt sich trotz aller Hemmungen weiter aus. Fortpflanzungslust kann natürlich auch in Fortpflanzungsunlust umschlagen. Dann steckt aber meistens das wirtschaftlich hemmende Motiv dahinter.

Wenn wir nun fragen, wie man der sinkenden Geburtenzahl Einhalt tun und die Fortpflanzungslust wieder neu beleben könnte, so stehen uns: Hilfsmittel zu Gebot. Man muß die wirtschaftlichen Nöte und damit die Hemmungen herabsetzen, gar ganz beseitigen und damit die Fortpflanzungslust steigern. Ob man die Menschen dazu bringen könnte, sich in höherem Grade fortzupflanzen, wenn man sie nur wirtschaftlich leichter stellen würde, ist zweifelhaft, weil ja mit der wirtschaftlichen Besserstellung der Gedanke Platz greifen könnte, in der Konkurrenz zwischen Selbsterhaltung und Fortpflanzung doch mehr Gefallen an der Verwendung des Löwenanteils auf die Selbsterhaltung zu finden, wie das ja Allermweltsmoral immer schon gewesen ist. Man muß m. E. noch ein Stück weiter gehen und nicht nur die Fortpflanzung wirtschaftlich erleichtern, sondern auch diejenigen, die sich nicht fortpflanzen, wirtschaftlich ausdrücklich schlechter stellen, als diejenigen, die sich fortpflanzen. Das ist zweifellos eine sehr zu beherzigende Sicherung gegenüber menschlichen Schwächen.

Ja, das Staatswesen hätte es in der Hand, mit dem ihm zu Gebote stehenden Mitteln der Besserstellung und Schlechterstellung eine Auswahl des Optimalen in der Fortpflanzung zu treffen. Sogar wenn sehr sparsam und rationell vorgegangen werden müßte, so könnte in der Tat lediglich durch eine von einer Rassenhochzucht geleiteten Wirtschaft die größtmögliche Zahl der besten oder, wie man auch sagen kann, die Einschränkung der Quantität unter Förderung der Qualität, also der höchste Grad der Menschenökonomie erreicht werden.

Auch in der Ehe, der Krönung aller Mann — Frau — und Kindererziehung hat die neue Zeit nicht nur zu revolutionieren und zu reformieren angefangen. Rußland hat sogar das ganze bisherige Liebesleben zu zer schlagen gesucht. Das große Experiment Rußlands ist nicht gelungen. Die Ehe ist neben der vielen Unordnung, die angerichtet wurde, in weitem Umfang bestehen geblieben. Der Befreiungsversuch aller Sexualbeziehung aus ihren notwendigen Konsequenzen bekommt sehr schlecht, vor allem der Frau. Es gilt soviel Schaden zu reparieren,

daß man gut täte, auf sexuellem Gebiet die Zügel wieder in die Hand zu bekommen. Wir brauchen keine modernen Begriffe wie „neue“ — auf dem Boden der Liebesbeziehungen verantwortungslos — „Kameradschaft“, weil wir von alters her schon wissen, daß sie unerwünschte Folgen haben.

Wir benötigen nach wie vor eine Ordnung des gesamten Liebes- und Fortpflanzungslebens und seiner Beziehung zur Wirtschaft. Es ist nicht leicht, in den verdrehten Köpfen, besonders wenn, sie von Liebe erhitzt sind, und man sie gar glauben gemacht hat, man könne bequem und verantwortungslos zur Regulierung seiner menschlichen Neigung und Leidenschaften kommen, wieder Ordnung zu schaffen. Darum bedarf unser Volk und seine Leitung eine Eheberatung im Sinne einer Fortpflanzungsberatung und Beratung überhaupt, statt mit blutigem Dilletantismus auf einem so diffizilen aber lebenswichtigen Gebiet der menschlichsten aller Beziehungen immer weiter zu wursteln.

Lessings Sinngedichte.

Von Dr. Friedrich Wilhelm Neumann.

Wie willst du weiße Lilien zu roten Rosen machen? Küß eine weiße Galathee: sie wird errötend lachen.

Die anmutigen Verse Friedrich v. Logaus haben bekanntlich Gottfried Keller zu seinem nicht weniger anmutigen Novellenkranz „Das Sinngedicht“ angeregt. Der Held der Novellen, vereinsamt und verdrießlich, schlägt einen Band der Bachmannschen Lessing-Ausgabe auf, der Spruch von der weißen Galathee fällt ihm in die Augen, es reizt ihn, dessen Anweisung zu befolgen; und so wird das Sinngedicht Anlaß zu Liebesbegegnungen, durch deren heitere Abfolge Keller doch einen tieferen Sinn durchscheinen läßt, die ewigen Pole alles Liebeserlebens: durch das Erröten die Sittlichkeit, durch das Lachen die Sinnlichkeit. Gotthold Ephraim Lessing aber war es, der auf die Sinngedichte Logaus als erster hinwies und ihre Kunstform eingehend untersuchte. Auch andere Epigrammatiker, vor allem den Römer Martial, hat er genau gekannt und sehr geschätzt; und er selbst hat diese Gedichtgattung besonders gepflegt, seine Epigramme, die nach Hunderten zählen, begleiten sein ganzes Leben und Schaffen.

Was hat's mit dem Epigramm, dem Sinngedicht auf sich? Unsere Zeit, die es liebt, mit geringem Aufwand an Geist grelle Farben dick aufzutragen, scheint einer geistreichen, in Form und Inhalt scharfgeschliffenen Kleinkunst abhold zu sein; dennoch blüht auch noch in unseren Tagen das Sinngedicht, gepflegt vorzüglich von Ludwig Fulda; der damit eine Überlieferung fortsetzt, die bis ins 12. Jahrhundert zurückreicht: dichtete doch bereits der Minnesänger Spervogel Sinnprüche, indem er Lebenserfahrungen und allgemeine Weisheiten in eine scharf zugespitzte Form faßte. Das Wesen des Sinngedichtes wird bestimmt nicht durch seinen sachlichen Gehalt, der — wie bei Spervogel und Fulda — allgemeinsten Art sein und andererseits ganz auf einen Einzelfall gemünzt sein kann; eher schon durch

die geistige Haltung des Epigrammdichters: er will nicht Eindrücke, nicht Empfindungen geben, sondern Erfahrungen und häufig — von satirisch-ironischem Blickpunkt aus — Urteile; am trefflichsten aber hat Lessing selbst die Eigenart der Gattung „Epigramm“ bestimmt, nämlich in seinen „Zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm“ (1771). Er findet diese Eigenart in der Form, im Bau des Sinngedichtes. „Epigramm“, so sagt Lessing, bedeutet wörtlich Aufschrift, Inschrift. So wie ein Denkmal, also ein einzelner, sinnlicher Gegenstand, die Neugierde reizt und Veranlassung gibt, nach der Inschrift zu suchen, die Sinn und Bedeutung des Denkmals verrät und dadurch die Neugierde befriedigt, so muß auch das Epigramm einerseits die Spannung auf einen besonderen, einzelnen Gegenstand lenken, andererseits auf dem Höhepunkt aufmerksamer Hingabe durch eine erklärende Wendung die Entspannung herbeiführen. Gemäß dieser Forderung hat sich das Epigramm in zwei deutlich unterscheidbare Teile zu gliedern: in die „Erwartung“, die dem Denkmal, und den „Aufschluß“, der der Inschrift auf ihm entspricht; wobei beides in einem harmonischen Verhältnis zueinander stehen soll. Neben dieser Grundforderung der Form bleibt als wahres allgemeines Kennzeichen des Sinngedichtes das „acumen“, der Gedanke, die Wendung, die das Gedicht krönen. Lessings eigene Sinngedichte stimmen nun mit seinen theoretischen Darlegungen in weitem Umfange überein. Als Musterbeispiel diene:

Die Ewigkeit gewisser Gedichte.

Verse, wie sie Bassus schreibt,
Werden unvergänglich bleiben —
Weil dergleichen Zeug zu schreiben,
Stets ein Stümper übrig bleibt.

Die ersten zwei Zeilen drücken hier die Erwartung aus, die dritte und vierte geben den Aufschluß.

Lessings Sinngedichte und seine theoretischen Anschauungen über das Epigramm sind jedoch nicht nur ein bedeutsamer und reizvoller Beitrag zur Geschichte dieser Gattung, sondern sie öffnen darüber hinaus einen willkommenen Zugang zum Menschen und Dichter, zu Lessings Geisteshaltung und Weltanschauung. Schon das Epigramm als solches weist auf eine bestimmte Geistesart seines Dichters: da es Erfahrungen gibt, setzt es Verstand und Wissen, nicht dichterische Phantasie und nicht schöpferische Kraft voraus; Lessings klarer Verstand, seine sichtende, wägende kritische Fähigkeit wird hier sichtbar. Wenn er fordert, daß jedes Sinngedicht einen „Aufschluß“ haben müsse, der eine Nuankwendung, eine Lehre für den Leser enthalten solle, so tritt darin zutage, wie sehr Lessing sich als Lehrer, als Pädagoge fühlte. Und er war es auch, freilich kein kleinlich moralisierender, sondern ein freier, großzügiger, selbständiger Pädagoge. Das Ganze der moralischen Welt war Lessings Gesichtskreis, unter den ihm auch die Religionen, auch das Christentum fielen. Auch in seinen Epigrammen kämpfte er für Wahrheit und Klarheit, für die Freiheit des Geistes, die Würde der Sittlichkeit; gegen Heuchelei, Frömmelei, Selbstsucht, Eitelkeit und innere Unfreiheit. Die Wucht und Höhe des Kämpfers Lessing

wird nirgends auf so knappem Raume lebendig, wie in seinen Sinngedichten, der kürzesten aller Dichtungsformen.

Es ist nun reizvoll zu untersuchen, wie sich zu Lessings theoretischen Forderungen und seinen praktisch verwirklichten Sinngedichten die umfangreiche Gruppe von Sinngedichten verhält, die wie keine zweite zu ihrer Zeit das gebildete Deutschland in Aufruhr brachte: die Goethe-Schillerschen Xenien. Nicht bewußt freilich haben Goethe und Schiller an Lessing angeknüpft, sicherlich aber kannten sie seine Epigramme und haben sich auch an ihnen geschult. Die Form ist durchweg das altklassische Distichon. Durch seinen Bau hat es Voraussetzungen an sich, die der Erfüllung der Theorie Lessings günstig sind:

„Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab“.

Das „Steigen“ des Hexameters ist geeignet, Erwartung hervorzurufen, während das „Fallen“ des Pentameters die Spannung lösen kann; wenn die beiden metrischen Teile des Distichons mit den von Lessing geforderten beiden inhaltlichen („Erwartung“ und „Aufschluß“) zusammenfallen — und in den Xenien ist das meist der Fall — so kommt ein in Lessing'schen Sinne vorbildliches Sinngedicht zustande. Auch Lessings Forderung, daß das Sinngedicht eine besondere, greifbare Veranlassung haben müsse, wird von den Xenien in hohem Maße erfüllt. Einmal waren sie als Ganzes aus bestimmten Anlässen entstanden: aus Anlaß der geringen Teilnahme der Leservwelt an der Literatur, des Überflusses an Mittelmäßigkeit und Seichtheit auf dem literarischen Markte, aus Anlaß besonders der einseitigen Beurteilung Goethescher und Schillerscher Dichtungen und der Schillerschen Zeitschrift „Die Horen“. Zum anderen zielten sie ganz überwiegend auf einzelne Personen und Verhältnisse und waren so sehr für ihre Zeit berechnet, daß viele ihrer Anspielungen uns Heutigen nicht ohne Erläuterung verständlich sind. Hier wurde also Lessings Forderung auf die Spitze getrieben. Es ist ungemein bezeichnend für die Geisteshaltung der Xenienmacher zum Unterschied von der Lessings, daß sie sich gegen die Anschauung vom moralischen Zwecke der Dichtkunst wenden und ihre Sinngedichte demgemäß ganz auf die literarische Satire abstellen; während Lessings Epigramme vorwiegend eine moralische Satire geben, allgemeiner und darum allgemeingültiger, von überzeitlicher Dauer sind. Schließlich: die Xenien sind trotz höchster Vereiztheit der Dichter im Ganzen milder ausgefallen als Lessings Sinngedichte. Goethe widerstrebte im Grunde jeder Streit, und auch Schiller sagte: „Die Mäusen sind keine Scharfrichter“. In Lessings Sinngedichten hingegen herrscht nicht leichter Spott, sondern schneidende Schärfe, sie sind streitbar wie ihr Meister. Und das war gut so; der eiserne Beß eines Lessing mußte zuvor Veraltetes und Erstarrtes ausgekehrt haben, damit die Bahn frei wurde auch für den Genius Goethes und Schillers. Beide haben das dankbar anerkannt; ist doch auch eines ihrer Xenien Lessing gewidmet:

„Vormals im Leben ehrten wir dich wie einen der Götter;
Nun du tot bist, so herrscht über die Geister dein Geist“.

Wilhelm Willige: „Der Kämpfer des Geistes*).

Von Hellmuth Weiß.

Wilhelm Willige hat sich die Aufgabe gestellt Gotthold Lessings Erdengang in einem zweibändigen biographischen Roman darzustellen, von dem bisher das erste Buch unter dem Titel „Angriff“ erschienen ist. Es schildert den Entwicklungsgang des jungen Lessing. Mit der Studentenzeit beginnend führt der Verfasser uns durch alle Etappen im Leben des werdenden Dichters bis zum kritischen Jahre 1759, das dem sich so schwer Erschließenden den kaum gewonnenen Freund, Ewald von Kleist, jäh wieder entreißt. Es ist ein Lebenskampf im wahren Sinne des Wortes, der sich vor uns abspielt, ein Kampf mit der Beschränktheit der Menschen wie der Verhältnisse überhaupt. Mögen die Widerstände auch noch so groß sein, nie verliert Lessing sein Ziel aus den Augen, immer der Angreifende bahnt er sich unermüdlichen Geistes den Weg. So zeigt sich schon früh das werdende Genie: hervorragende Begabung gepaart mit rastlosem Tatendrang. Mit überzeugender Kraft und folgerichtig bis ins einzelne weiß Willige uns den Werdegang des Menschen Lessing zu schildern, weniger durch intuitives Erfassen, als durch minutiöses Zusammensetzen vieler wohlverbundener Einzelheiten zu einem großen lebenden Bilde. Auf Grund langjähriger Vorarbeiten beherrscht der Verfasser das biographische und das kulturhistorische Detail nahezu vollkommen, daher tritt auch das Romanhafte bei ihm stark zurück zu Gunsten des Biographischen und Kulturhistorischen. So wird das Lebensbild Lessings zugleich zu einem Bilde seiner Zeit; in seinem tragischen Schicksal offenbart sich das Schicksal seines Volkes. Ein ganzer Zeitabschnitt wird uns lebendig, wir spüren seinen Geist und lernen es verstehen, warum gerade aus diesem Geiste heraus ein Lessing geboren werden mußte. So gewinnt das Willige'sche Buch einen eminent pädagogischen Wert, freilich ein wenig auf Kosten der künstlerischen Geltung. Die Darstellung wirkt hier und da etwas eintönig, entbehrt jedoch an anderer Stelle keineswegs dramatischen Schwunges, so besonders am Schluß, der von der Freundschaft mit Kleist und ihrem tragischen Ausgang handelt. Mit psychologischer Feinheit ist das Werden und Wachsen dieser Freundschaft geschildert, die für Lessings Leben von entscheidender Bedeutung wurde. Ein klarer, dabei ausdrucksvoller Stil bildet einen weiteren Vorzug des Buches, das unter den Publikationen des Lessingjahres 1929 einen ehrenvollen Platz behaupten wird.

*) Wilhelm Willige: „Der Kämpfer des Geistes“, Gotthold Lessings Erdengang. Erstes Buch: „Angriff“. W. Klotz, Bittau in Sachsen. 1928. Vorzüglich in der Wanderbücherei.

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosenstranzstr. 2, Tel. 29-56. • Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmarl.
Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing, Direktor Alfred Walter. • Bezugspreis: für ein Vierteljahr 1.50 Mk. (mit Zust. 1.60 Mk.); Deutschl. 2 Binf.; Zeitl. 2.25 Mk. Einzelnummer 0.25 Mk. • Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten“, Reval, Naderstr. 10. Postfach 51. • Zahlstellen (laut Konto „Ehrl. Verlagsgesellschaft Boib. Kenimann & Co.“) — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postkassentonto Berlin 122602

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Halbmonatsschrift für wissenschaftliche
und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Reval

Nr. 8

Freitag, den 26. April 1929

5. Jahrgang

Die gegenwärtige Weltlage und die Schwierigkeiten der Erziehung.

3 Vorträge von Prof. Dr. Aloys Fischer
während des 8. deutsch-baltischen Lehrertages in Dorpat.

Die vielfachen Schwierigkeiten, mit denen die Erziehung heute zu kämpfen hat, hängen eng zusammen mit der durch den Weltkrieg geschaffenen Weltlage. Die Teilnehmer dieses Völkerringens haben wohl von der geradezu epochalen Bedeutung des Krieges keine Ahnung gehabt; er wurde von allen zunächst ähnlich früheren Kriegen als Episode aufgefaßt, denn niemand ahnte, daß als der einzige Besiegte aus diesem Kriege Europa hervorgehen werde.

Im Bewußtsein der Beteiligten sollte durch den Krieg entschieden werden, ob Europa die Hegemonie in der Welt behalten sollte, diese Frage ist überhaupt nicht diskutabel gewesen, sondern nur, welchen Exponenten Europas diese Hegemonie gebühre. Noch im Friedensdiktat von Versailles hat diese Auffassung ihren Ausdruck gefunden. Erst später wurde es klar, daß infolge der politischen, wirtschaftlichen, moralischen Entrechtung der europäischen Mitte ganz Europa zum Besiegten in diesem Kriege geworden ist. Auch bei den Völkern der Entente dämmert die Erkenntnis auf, daß der eigentliche Sieger eben die Vereinigten Staaten und, in einer nicht allzu fernen Zukunft, die nicht-weißen Völker der Welt sein werden. Der frühere Begriff „Welt“ war eine europäische Perspektive der Welt; jetzt kann man dagegen von einer planetarischen Perspektive Europas sprechen.

Seit der Schlacht von Salamis ist Europa das Subjekt der Weltgeschichte gewesen: Hellenismus, Römisches Weltreich, die Universalkirche und das Universalkaisertum des Mittelalters — sie alle sind Weltgeschichte, von Europa gemacht. Auch als die Einheit Europas sich aufzulösen begann,

als die Kirche sich spaltete, als nationale Kulturen und Staatsweisen entstanden und erstarkten, waren die Völker Europas durchdrungen von der Auserwählung des christlichen Europa zur Beherrschung der Welt, zur Durchdringung der Erde durch den weißen Mann: die Weltgeschichte war eben die Geschichte der Welt sub specie Europas, denn der Europäer verhalf auch außereuropäischen Völkern erst zu weltgeschichtlichem Dasein (China, Japan).

Es gab allerdings in der Geschichte zwei Momente, in denen die Herrschaft Europas kritisch war: zuerst beim Zusammenstoß des persischen Reiches mit dem Griechentum; dieses hat den Stoß abgewehrt und dadurch nicht nur die Orientalisierung Europas verhindert, sondern auch die Europäisierung des Orients begonnen; dann beim Kampf des Islams gegen Europa im Bunde mit der mongolischen Nomadenwelt. Beide Angriffe zerbrachen an europäischen Energien, der erste am griechischen Gedanken, der zweite am Christentum, das aus einer kleinen orientalischen Sekte zur Weltreligion geworden war.

Gewiß hat Europa während seiner mehrtausendjährigen Geschichte viel Außereuropäisches in sich aufgenommen, aber dieses hat ihm infolge völliger Assimilierung nur zur Bereicherung gedient.

Schon während des Weltkrieges machten sich Anzeichen dafür bemerkbar, daß diese Hegemonie Europas bedroht war: entscheidende Schauplätze des Krieges lagen oft weitab von Europa, der eigentliche Kriegsschauplatz war die ganze Welt, militärische Energien Außereuropas waren in den Kampf mit einbezogen (z. B. die Kolonialtruppen), ja die letzte Entscheidung ist eigentlich durch das Eingreifen einer außereuropäischen Macht, der Ver. Staaten, herbeigeführt worden. Auch die europäische Politik verlor während des Krieges die freie Hand: man mußte fremde Hilfen annehmen, ohne zu ahnen, daß man sie später nicht mehr werde abschütteln können. Das Schlimmste aber ist, daß Europa der farbigen Welt gegenüber sein Prestige verloren hat: die Farbigen haben die Schwäche des bisher herrschenden Erdteils selbst miterlebt, die magische Furcht vor dem weißen Manne verloren.

Europa hat der Welt nichts mehr zu lehren: die Schüler Europas haben viel von ihm gelernt und es besteht durchaus die Möglichkeit, daß sie das Gelernte gegen ihren Lehrmeister anwenden werden. Vielleicht wird Europa einmal selbst zum Objekt der Weltgeschichte werden; heute ist es zwar noch nicht so weit, aber in aller geschehenden Geschichte steckt die Zukunft: Europa kann leicht in die Rolle des Zauberlehrlings kommen, der die Geister, die er rief, nicht mehr loszuwerden vermag.

Eine Abhängigkeit anderer Völker von Europa ist nicht mehr möglich, weil die bisherigen Abhängigen das Vertrauen zu Europa verloren haben; bisher ist von seiten Europas noch nichts geschehen, um es wieder zurückzugewinnen. Vor allem wäre dazu eine neue Solidarisierung Europas nötig, denn ein Staat oder Volk kann heute nicht mehr Weltpolitik treiben. Erschienen aber ist nur ein Völkerbund, eine Internationale der Regierungen, in der das Europäertum nicht mehr die allein bestimmende Macht ist. Der Völkerbund ist ein handgreifliches Symbol für den

heutigen Zustand: ein Nebeneinander aller Völker und Farben ohne gestaltende Vormacht. Deutlich erkennbar ist aber schon die Spannung Europa — Amerika. Amerika hat den Weltkrieg ohne wirtschaftliche Störung durchgemacht, im Gegenteil, es hat durch ihn ungeheuer gewonnen, indem gerade die Kriegszeit die endgültige Rationalisierung der Technik herbeigeführt hat. Europa, sowohl die Besiegten als auch die Sieger, ist in ein finanzielles Vasallenverhältnis zu Amerika getreten; die kolossale Expansionskraft der amerikanischen Wirtschaft ist noch jetzt im raschen Wachsen. Die Folge davon ist, daß Europa allmählich all seine Auslandsmärkte an Amerika verliert, damit aber auch Arbeitsmöglichkeiten für seine Bevölkerung. Das Gespenst der Arbeitslosigkeit, der Unfähigkeit, den Menschenüberschuß Europas zu ernähren, nimmt immer unheimlichere Gestalt an. Die Welt wird sich in Zukunft nicht mehr dazu hergeben, die Arbeitslosen Europas zu ernähren.

Man könnte meinen, daß ein Übergang der Führung an die Vereinigten Staaten für die Kultur der weißen Bevölkerung keine Gefahr bedeute, da Amerika ja ethnologisch mit Europa nah verwandt sei und daher in allen wesentlichen Fragen sich mit diesem solidarisieren fühlen, ihm helfen und seine Kulturmission fortsetzen werde. Es kann so kommen, braucht es aber nicht; wenn Amerikas Interesse eine Stellungnahme gegen Europa fordern sollte, wird es sie sicher einnehmen. Und die Folge einer antieuropäischen Politik Amerikas kann die völlige Niederwerfung Europas sein, ganz ohne Krieg, nur mit wirtschaftlichen Mitteln.

Bei der Erörterung der Frage, was eine Welt hegemonie Amerikas kulturpolitisch bedeuten würde, stößt man zunächst auf die Schwierigkeit, daß die heutige geistige Gestalt der Vereinigten Staaten wegen ihrer verhältnismäßigen Jugend sehr schwer zu umreißen ist. Das amerikanische Bildungswesen ist nicht so äußerlich und wirtschaftlich eingestellt, wie man es oft annimmt, die praktische Brauchbarkeit des Gelernten ist durchaus nicht der einzige Wertmaßstab, besonders nach dem Kriege ist das rein kulturelle Interesse sehr stark geworden. Es scheint in dieser Hinsicht also eine Art geistiger Europäisierung Amerikas stattzufinden, aber demgegenüber ist auch eine Amerikanisierung Europas zu beobachten, und zwar in einem schlimmen Sinne: Europa nimmt oft solche Seiten amerikanischen Wesens an, die Amerika bereits überwunden hat, wie z. B. den Technizismus, der dem Amerikaner bereits zweifelhaft zu werden beginnt, während es in Europa zur Massenreligion zu werden droht; ferner — den Spezialisismus, der sich in Europa im Lauf der letzten 20 Jahre auf allen Gebieten durchgesetzt hat (Bildungswesen, Wirtschaft usw.). Das Resultat dieses Spezialisismus ist der Teilmensch in voller Einseitigkeit, ein Mensch, der keine geistige Heimat mehr hat, ein hochzivilisierter Barbar. Was den Amerikanern als einem noch jungen Volke nicht schadet, kann der europäischen Kultur leicht gefährlich werden: der Spezialisismus wird dazu führen, daß das Schöpferische der Kultur aufhören wird, die gestaltende Energie ist Europa dann jedenfalls entwunden.

Aber hinter der verhältnismäßig harmlosen Spannung Europa-Amerika steht eine viel gefährlichere: die zwischen den weißen und den far-

higen Völkern. Europa hat zwar gezeigt, daß es zur Kolonisation in weitestem Maße fähig ist; es hat sich außerdem der farbigen Welt gegenüber bisher immer solidarisch gefühlt, während auf der anderen Seite eine solche Solidarität fehlte; nur so ist es zu verstehen, daß 1200 Millionen Farbiger sich der Hegemonie von 500 Millionen Weißer gebeugt haben. Jetzt ist die magische Furcht des Farbigen vor dem Weißen verloren: der Europäer wird in der farbigen Welt bald nicht mehr als Herrscher oder Gast existieren, sondern mit ihr nur auf dem Boden völliger Gleichberechtigung verkehren können. Eben ist noch kein Gesamtbewußtsein der nichtweißen Völker vorhanden, bei der immer mehr zunehmenden Technisierung des weltumspannenden Verkehrs kann ein solches Bewußtsein aber leicht entstehen, dann kann die farbige Welt zu einem Werkzeug antieuropäischer Politik werden. Also: das Ergebnis des Weltkrieges ist vor allem die *Abdankung des Europäertums zugunsten Amerikas und der farbigen Welt*. Aus dieser Feststellung ergibt sich eine ungeheure Verantwortung für die Pädagogik, denn die nächste Generation wird alle diese Probleme, zu denen unsere Zeit den Keim gelegt hat, zu lösen haben; und unsere Pflicht ist es, sie nach Möglichkeit dazu auszurüsten. Daher kann man auch in allen Staaten nach dem Weltkriege eine ungeheuer intensive *Schulgesetzgebung* beobachten.

Die größte Schwierigkeit, mit der die Pädagogik der Gegenwart zu kämpfen hat, liegt in ihrer inneren *Unsicherheit*: wir wissen vielfach nicht mehr, was wir wollen können und wollen sollen. Diese Unsicherheit entspricht der Tatsache, daß wir nicht wissen, ob Entscheidungen, die wir heute fällen, morgen noch gültig sein werden. Die Linie der europäischen Entwicklung ist abgerissen: ein Symbol dafür ist der *Bolschewismus* (als Stimmung, nicht als wirtschaftliches oder politisches System), in ihm ist die vollendete *Geschichtslosigkeit* zum Prinzip erhoben, der Wille zur Auslöschung der Erinnerung an das Vorkriegssystem. Der geschichtslose Mensch kann nur vorwärts schauen, daher ist Utopismus immer eine Konsequenz der Geschichtslosigkeit. Die Folgen dieser Verneinung aller bisherigen Entwicklung äußern sich auch in dem sehr starken Ansturm außereuropäischer geistiger Mächte gegen den europäischen Geist. Das ist die Fortsetzung der Selbstauflösung Europas. Einige Beispiele dafür: bisher lebte Europa doch im ganzen auf dem metaphysischen Untergrunde des Christentums. Die Selbstzerstörung des europäischen Geistes beginnt an der Schwelle zwischen Mittelalter und Neuzeit durch Auflösung besonderer geistiger Bildungen von dem Universalgeist des Mittelalters; es bleibt aber noch das Bewußtsein geistiger Zusammengehörigkeit erhalten, daher konnte Europa auch noch missionierend vorgehen. Jetzt missionieren in Europa der Buddhismus, chinesische Philosophie und andere geistige Bewegungen, zu denen Europa keinen historischen Zugang hat. Die Menschen, die solchen Strömungen zugänglich sind, haben die eigene metaphysische Substanz verloren, daher wirken diese fremde Mächte anziehend. Ähnlich geht es auch fremden Kunstidealen; in Europa herrscht heute in jeder Hinsicht ein *entsetzlicher Polymorphismus*, wodurch die Unsicherheit im Wollen und Sollen noch verstärkt wird.

Deshalb ist jede Erziehung heute so ungeheuer schwierig, denn erzogen werden kann der Mensch nur durch etwas *Absolutes*. Dieses fehlt jetzt; die *Autorität* (im unpersönlichen Sinne eines undisputablen Richtungspunktes) ist heute gefallen. Auch die sittliche Beurteilung hat durch das Fehlen objektiver Wertemaßstäbe eine völlige Erweichung erfahren.

Bisher hat die Entente noch am stärksten das Gefühl für Europas Einheit gehabt: sie faßt den Völkerbund auf als Machtinstrument europäischer Hegemonie. Die Entwicklung drängt aber unaufhaltsam dahin, daß der als Bundesgenosse gerufene Außereuropäer zum gleichberechtigten Partner werden muß. Wenn Außereuropa erst genügend gerüstet in geistigem und wirtschaftlichen Sinne ist, wird es sich gegen Europa wenden können. Die technische Zivilisation ist, anders als die Kultur, grundsätzlich verallgemeinerungsfähig. Die Farbigen bilden sich heute noch durch technische Anleihen aus Europa und Amerika: bald können sie aber den Europäern zivilisatorisch ebenbürtig werden. Die europäische Bildung bedeutet für den Farbigen nur eine Waffe, nicht aber Wesensänderung. Eben ist die europäische Technik noch besser, das braucht aber nicht immer so zu bleiben. Für uns kommt es also jetzt vor allem darauf an, daß wir folgendes in unseren Willen aufnehmen: wir müssen vor allem *Europa* bleiben wollen und an den geschichtlichen Grundlagen unseres Geistes festhalten: am *Christentum*, das noch längst nicht erledigt ist, ja vielleicht seine größten Kräfte noch entfalten wird; an der *Antike*, der geistigen Heimat der europäischen Kultur; an unserer geschichtlichen Entwicklung. Wir müssen den Willen haben, den *historischen Menschen* zu retten, dann wird man nicht quietistischen Stimmungen anheimfallen, gegen das Fremdartige, nicht zu unserem Wesen Passende müssen wir uns verschließen.

Außer der Bejahung Europas müssen wir uns aber auch zur *nationalen Variante* der Idee „Europa“ bekennen: zum eigenen *Volkstum*, zwar sich nicht gegen andere Völker isolieren, aber nicht zuviel auf andere Völker hören.

Endlich muß man zur allgemeinen Einsicht kommen, daß die Weltherrschaft eines Volkes jetzt endgültig nicht mehr möglich ist; daher ist es Pflicht, jedem Imperialismus, eigenem wie fremdem, entschlossen entgegenzutreten.

Neben der inneren Unsicherheit leidet die heutige Erziehung aber noch an einem anderen Übelstande: an der *Kontaklosigkeit* der Generationen. Ein Gegensatz der Generationen ist notwendig, aber in normalen Zeiten war es doch ein mehr allmähliches Hinübergleiten aus einer Generation in die andere; jetzt dagegen ist die Generationsspannung durch die Zeitereignisse besonders kompliziert geworden. Die Luft ist eine tief tiefere, und zwar ohne Schuld der Älteren und der Jüngeren. Dieser Umstand erklärt sich folgendermaßen: die etwa um 1900 geborene Generation, die noch etwa 13-jährig das alte Europa erlebt hat, ist entweder durch den Krieg vernichtet, verstümmelt, oder steht der Nachkriegszeit völlig ablehnend gegenüber, entweder in reaktionärer oder radikaler Denkungsart; für die Generation, die noch im frühen Kindesalter die Vorkriegszeit erlebt hat, ist

diese aber durch die furchtbare Realität der Kriegsjahre zu einer fast irrealen Erinnerung geworden: ihr erstes *Erlebnis* sind die Zustände der Kriegszeit, daher ist hier ein absoluter Skeptizismus unserer Ideale gegenüber, die im Alten wurzeln, vorhanden. Die in der Kriegszeit geborene Generation ist schwach und belastet und hat ihre ersten Lebensjahre in einer graufigen Unsicherheit des Lebens verbracht.

Daher die Kontaktlosigkeit zwischen uns und der Jugend; diese versteht uns nicht, wenn wir das Land der Verheißung in der Vergangenheit sehen; wir müssen der Jugend unsere Ideale als Zukunftsmöglichkeiten nahezubringen suchen, und dabei muß der Kontakt mit jeder Generation differenziert gepflegt werden. Diese Aufgabe fällt vor allem der Schule zu, welche objektiver als die Elternhäuser die neue Generation aus den Einzelnen formen und dadurch den Grund zu einer Neugestaltung des Volkes legen kann. —

Unter den innenpolitischen Folgen des Weltkrieges ist die Erschütterung des Schichtungsgefüges der alten Gesellschaft, der Zusammenbruch der bürgerlichen Weltordnung, wohl die wichtigste. Welches sind die Gründe dieser Erscheinung? Waren die Fundamente der bürgerlichen Weltordnung locker geworden oder ist sie von außen her zerstört worden?

Der bürgerliche Mensch war das Ergebnis einer Umbildung aus der Welt des Feudalismus. Die Französische Revolution hat ihn geschaffen, die nachrevolutionäre Vertiefungsperiode in Wirtschaft, Staat und Kultur des 19. Jahrh. hat ihn weiterentwickelt. In dieser bürgerlichen Welt herrschte der Liberalismus; es waren allerdings im Bürgertum sehr heterogene Elemente vorhanden, es hatte sich in den Schichten gespalten, eine Aristokratie des Besitzes, ein Mittelstand und das Proletariat. Die Frage, ob das Bürgertum als Ganzes bankrott gemacht hat, ist zu verneinen; aber unter der bürgerlichen Decke ist die neue Klasse, das Proletariat herangewachsen. Das Bürgertum hat wohl einige schwere innere Schäden aufzuweisen: eine starke, dem Vorbilde des Adels nachgeahmte Exklusivität, die Herbeiführung schwerer außenpolitischer Konflikte und sozialer Kämpfe infolge des wirtschaftlichen Expansionsdranges; doch kann man (mit Ausnahme Rußlands) keineswegs von einem Zusammenbruch der bürgerlichen Weltordnung sprechen. Keines der wesentlichen geistigen Gebiete der bürgerlichen Kultur ist zusammengebrochen, besonders in der Wissenschaft; eher kann man eine Desorientierung in Kunst und Literatur und ein exzentrisches Versuchertum auf diesem Gebiete feststellen.

Jetzt ist die Forderung einer proletarischen Kultur aufgetaucht, eine Verheißung, die auf ihre Erfüllbarkeit noch zu prüfen ist. Es ist vor allem noch die Frage, ob der Weg wirklich zu einer Proletarisierung der bürgerlichen Kultur oder eher zu einer Verbürgerlichung des Proletariats führen wird.

Es ist dem Bürgertum immer wieder zum Vorwurf gemacht worden, daß es eine tiefe Kluft zwischen Besitz und Geist, Arbeit und Bildung geschaffen habe. Im Ganzen sind diese Vorwürfe nicht zutreffend, denn im Besitz steckt viel Arbeit drin, viele der führenden Männer sind durch Auf-

stieg aus den arbeitenden Schichten, allerdings durch einen langjamen organischen Aufstieg, oft durch Generationen, emporgekommen. In der Katastrophenstimmung nach dem Kriege erscheint trotzdem der Wunsch nach Vervollständigung der Strukturierung der Gesellschaft: es beginnt z. B. eine wahre Völkerwanderung der Massen zu den Bildungsanstalten.

Überall wird die Erziehung als Mittel zur Lösung von Tagesfragen benutzt: die Schulpolitik ist eine Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln, besonders die Siegerstaaten wollen ihre Jugend seelisch und militärisch wehrhaft machen, um ihre politische Suprematie zu erhalten. Deutschland zeigt dieselbe Erscheinung, nur von der umgekehrten Seite: überall erscheint die Schulpolitik eng mit der Tagespolitik verbunden, was natürlich die schwere Gefahr einer ständigen Kursänderung der Schulpolitik in sich birgt: die notwendigsten Voraussetzungen einer normalen Erziehung, Konstanz und Konsequenz fehlen. Segensreicher wäre eine Bildungspolitik auf lange Sicht. Die zweite deutsche Schulreform beginnt nach dem Scheitern der ersten sich in diesem Sinn einzustellen: ihr Ziel ist — der deutsche Mensch, der in allen möglichen zukünftigen Situationen seinem Volke zu dienen vermag. Unter den zahllosen pädagogischen Experimenten der ersten Nachkriegsjahre hat die junge Generation sehr gelitten; man findet bei ihr oft fabelhafte Spezialkenntnisse neben fabelhafter Unkenntnis, der solide Durchschnitt ist erschüttert infolge der Inkonsistenz und der organisatorischen Unruhe. Wir brauchen konsolidierte Bildungsbahnen; in Deutschland scheint diese Einsicht durchgedrungen zu sein, das Stadium der Versuche ist abgeschlossen, es ist als eine Folge allerdings eine zu weitgehende Differenzierung der Schultypen nachgeblieben. Auch im inneren Schulbetrieb hat es dieselbe Unruhe gegeben; wie in der Schulpolitik: nicht nur im ständigen Wechsel der Methoden, was allerdings auch als Zeichen didaktischer Lebendigkeit bewertet werden kann, sondern noch mehr in der Unsicherheit der Zielsetzung (Kenntnisschule oder Arbeitsschule), der Führung (Selbstbestimmung oder Fremdführung), der Beziehung der Bildungsarbeit auf das Individuum oder die Gemeinschaft.

An die Stelle des individualistischen Humanismus früherer Zeiten ist immer stärker der soziale Humanismus getreten: die Bildung soll grundsätzlich allen zugänglich sein. Daraus darf aber nicht, wie es vielfach geschieht, gefolgert werden, daß allen die gleiche Bildung zugänglich sein soll, sonst ist eine Inflation des höheren Bildungswezens unvermeidlich. Das Berechtigungswezen als rein mechanisches Auslesemittel kann nicht günstig wirken; jede Erziehung soll durch ihr Wesen eine Auslese sein, aber nicht im mechanischen Sinne von Berechtigungsprüfungen, sondern im Sinne Platons, der die Auslese der Besten durch den Erziehungsprozeß fordert.

W. Stillmark.

Die Krisis des Staatsgedankens in der Gegenwart.

Vortrag von Prof. Dr. Aloys Fischer in Reval.

In allen Staaten der Nachkriegszeit läßt sich eine Krisis des Staatsgedankens beobachten: die Einstellung des Menschen zum Staat scheint sich gewandelt zu haben.

Es gibt eine Periodizität des geistigen Geschehens, nicht im Sinne einer mechanischen Gesetzmäßigkeit, aber im Sinne einer psychischen Ermüdung durch solche Formen des Geistes, die lange Zeit hindurch herrschend gewesen sind. Alle Revolutionen und Reaktionen lassen sich aus diesem Ermüdungsgesetz erklären, auch die heutige Krisis des Staatsgedankens.

Ein Rückblick auf die Entwicklung des Staatsgedankens im Abendlande zeigt uns am Anfang des Staatsgedankens die Staatstheorie *Platon's*, die sich allerdings nicht, wie sie später in der römischen und Renaissance-Philosophie aufgefaßt wurde, ausschließlich auf den Staat bezieht, sondern auf die natürliche Gemeinschaft der Menschen überhaupt. Platon ist sich der Schwäche der ausschließlich natürlichen Bindungen bewußt und will aus dieser Erkenntnis heraus die natürliche Gemeinschaft metaphysisch-religiös unterbauen. Gott hat der Seele verschiedene Eigenschaften gegeben, die von der Vernunft einheitlich gelenkt werden müssen, wie ein Gespann mit zwei ungleichen Rossen vom Lenker. Ebenso ist die menschliche Gemeinschaft strukturiert: sie ist nicht eine Summe gleichartiger Wesen, sondern eine gottgewollte Verschiedenheit, einständliches Gefüge, das sich selbst freiwillig zu einer Einheit umbildet. Platon unterscheidet drei Kategorien von Menschen: die wirtschaftlich Eingestellten, die nach Macht Strebenden und die Weisheit Liebenden. Gerechtigkeit besteht dann, wenn nicht alle dasselbe tun, sondern jeder das Seine, alle sich aber gemeinsam der Vernunft unterordnen. So ist die Gemeinschaft gewissermaßen ein Mensch im Großen, der Mensch — eine Gemeinschaft im Kleinen. Gelenkt werden soll die Gemeinschaft von den Vertretern der Weisheit, denn die Vernunft besitzt rechtschöpferische Kraft. Platons Gedanken über die Gemeinschaft sind also durchaus *organisch*, seine politischen Anschauungen vollkommen *aristokratisch*.

Die Entwicklung des Staatslebens ging allerdings nicht den Weg, den Platon gezeigt hatte: sie ging den Weg der realen *Macht*, die sich am deutlichsten im *Römischen Reich* verkörperte, das nicht auf der Gleichheit der Sprache oder des Schicksals, sondern auf dem Erfolg der römischen Waffen und des römischen Rechts beruhte. Staat im römischen Sinne bedeutet nicht organische Gemeinschaft, sondern Teilnahme vieler an gleichem Recht und gleicher Regierung. Diese Staatsauffassung kann das Gemeinschaftsbedürfnis nicht befriedigen, sie läßt sogar im Einzelnen ein ungeheures Einsamkeitsgefühl entstehen. Daher ist im Schoße dieses stärksten Machtstaatsgebildes das *Christentum* entstanden, eine Gemeinschaft der *Liebe* ohne Ansehn der Person, ohne Anerkennung von Unterschieden. Die innere Bindung dieser Gemeinschaftsform ist der organischen Gemein-

schaft und dem Machtstaat weit überlegen: daher hat sie zu einer Auflösung des Römischen Reiches geführt. (Ähnlich hat auch schon die Stoa gewirkt: auch sie hat eine Zurückziehung des Einzelnen aus dem Staat bewirkt). Seitdem rivalisieren Staat und Kirche: der Gegensatz beider fordert von jedem die Stellungnahme zwischen natürlicher Verbundenheit (Staat) oder Verbundenheit auf Grund des gleichen metaphysischen Bedürfnisses (Kirche).

Die große Auseinandersetzung zwischen der Universalkirche und dem Universalstaat erfüllt die ganze Geschichte des Mittelalters, wobei allerdings die Kirche auch viele staatsmäßige Züge angenommen hat; im europäischen Orient hat die Kirche überhaupt über den Staat gesiegt.

In der Gegenwart spielen alle drei Formen der Gemeinschaftsidee in unserem Denken und Fühlen noch eine Rolle: Plato, Cäsar, Christus sind auch jetzt unsere „unsichtbaren“ Zeitgenossen, mit denen wir uns auseinanderzusetzen haben.

Im allgemeinen läßt sich fast überall eine gewisse Staatsverdrossenheit bemerken: man zieht sich soviel als möglich vom staatlichen Leben zurück, verhält sich trotz demokratischer Verantwortungsnotwendigkeit gleichgültig gegen die Gesetzgebung und sieht im Staat nur eine Zivilversorgungsanstalt oder eine Ausbeutungsanstalt. Die Gründe für diese Erscheinung sind mannigfacher Art: Krisis der Staatsformen, des Parlamentarismus usw., vor allem aber wohl eine aus dem psychischen Ermüdungsgesetz erklärbare Abkehr vom Staatsgedanken.

In die Lücke, die dadurch im Gefühlsleben entsteht, treten andere Gefühlsobjekte: Die Heimat, das Volk, der Stand oder die Klasse. Auch für zwischenstaatliche Beziehungen ist kein allgemeines Interesse mehr vorhanden: weder Völkerbund noch Weltstaatsgedanke vermögen eine allgemeine innere Ergreifenheit auszulösen; man glaubt nicht mehr an die absolute Ehrlichkeit dieser Dinge.

Daher erwacht wieder, wie in der untergehenden Alten Welt, die Sehnsucht nach einer Weltverbrüderung über alle Staaten hinweg, ähnlich einer religiösen Verbindung (daher wohl auch der Erfolg des Bolschewismus als Lehre). Alle Gemeinschaftsbewegungen kirchlicher Art zeigen eine starke Intensivierung, nicht nur innerhalb der großen Kirchen, sondern auch in den Sekten, den anthropo- und theosophischen Bewegungen. Auch große Unionsbestrebungen über die Konfessionen und Völker hinweg machen sich überall bemerkbar.

Demgegenüber muß betont werden, daß der Mensch kein Recht hat, sich dem Staat zu verjagen; die menschliche Verbundenheitssehnsucht kann sich nicht in religiöser Gemeinschaft allein erschöpfen. Viele Gebiete unseres Lebens sind auf nichtkirchlichen Boden erwachsen; daher ist es die Pflicht des Menschen, den Staat zu bejahen, auch wenn man annehmen muß, daß es tiefere Gemeinschaften als der Staat gibt. Besonders gilt das für solche Zeiten, wo der Staat schwer um sein Dasein zu ringen hat: er hat ein Recht auf die Hingabe seiner Glieder.

III. Stillmarf.

Das Wandern der Kontinente.

Prof. Dr. O. B a s c h i n — Berlin.

Das rastlose Tempo, in welchem heutzutage Fortschritte auf allen Gebieten der Wissenschaft und der Technik erzielt werden, die für das Erwerbsleben von Bedeutung sind, verführt leicht zu der Annahme, daß neue Wahrheiten sich in der Gegenwart schneller durchsetzen, als es früher der Fall war. Diese Auffassung mag wohl auch für wirtschaftlich ausnukzbare Erfindungen gelten, sie trifft jedoch nicht zu für neue Ideen, welche sich mit den, seit Jahrhunderten überlieferten Traditionen in Widerspruch setzen, zumal wenn sie von einem Genie verfochten werden, das ohne Anlehnung an anerkannte Autoritäten seine eigenen, abweichenden Wege geht. Derartige umstürzlerische Lehren brauchen in der Regel geraume Zeit, um sich durchzusetzen. Aber auch wenn der Beweis für ihre Richtigkeit erbracht ist, pflegt doch der Widerstand ihrer Gegner nur sehr allmählich nachzulassen. Ein typisches Beispiel dafür bietet die Kontinent- Verschiebungstheorie.

Es sind jetzt mehr als 17 Jahre her, daß Alfred Wegener in der geologischen Vereinigung zu Frankfurt seinen Vortrag über eines der wichtigsten geographischen Probleme, die Entstehung der Kontinente und der Ozeane hielt, wobei er die Anschauung vertrat, daß die Kontinente ihre Lage auf der Erdoberfläche nicht unverändert beibehielten, sondern daß sie eine Verschiebung in horizontalem Sinne erfahren hätten, die z. T. noch jetzt fort-dauere. Diese Kontinent-Verschiebungstheorie hat Wegener dann gegen Angriffe von den verschiedensten Seiten mit großem Erfolg verteidigt und sie unter Heranziehung von Beweismaterial aus zahlreichen Naturwissenschaften zu einem überaus harmonischen Lehrgebäude ausgestaltet, über welches bereits eine umfangreiche Literatur in den wichtigsten europäischen Sprachen vorliegt *). Freilich läßt sich nicht verkennen, daß seine Lehre so sehr von den landläufigen Betrachtungsweisen abweicht und so viele, als feststehende Dogmen überlieferte Anschauungen über den Haufen wirft, daß man den Widerstand der alten Schule gegen die neue umstürzlerische Lehre wohl begreiflich finden kann. Die alte Schule betrachtet alle Kontinente als massive Gesteinsblöcke, die fest in der Erdkruste verankert und unverrückbar an ihren Plaz gebannt sind. Wegener dagegen sieht in den einzelnen Erdteilen nur große Bruchstücke einer ehemals zusammenhängenden Festlandsmasse, welche durch Abspaltung in einzelne Stücke zerlegt wurde. Diese Stücke, die feste Gesteinschollen von vielen Kilometern Dicke bilden, schwimmen gewissermaßen auf einem schwereren Tiefengestein, das nicht so starr und zerbrechlich ist wie die obere Kruste, sondern eine gewisse Weichheit und Plastizität besitzt, ähnlich wie wir sie, freilich in viel höherem Grade, etwa beim Pech und Siegellack finden. Der Schwimm-

*) A. Wegeners Werk „Die Entstehung der Kontinente und Ozeane“ ist jedoch in 4. Auflage neu erschienen (Braunschweig 1929, Vieweg & Sohn).

zustand nun ermöglicht es den Kontinenten, ihre Lage auf der Erdoberfläche zu verändern, und die Wegener'sche Verschiebungstheorie nimmt an, daß die Kontinentalsschollen in früheren geologischen Epochen durch tiefgehende Spalten von dem ursprünglichen Mutterkontinent abgetrennt wurden und von ihm wegschwammen, wie die Bruchstücke einer im Wasser treibenden Eisscholle es zu tun pflegen. Nach der Verschiebungstheorie hat z. B. Südamerika ursprünglich, vor mehr als 100 Millionen Jahren nicht nur unmittelbar neben dem afrikanischen Kontinent gelegen, sondern sogar mit diesem ein zusammenhängendes Stück der Erdrinde gebildet, das erst im Tertiär, vor etwa 25 Millionen Jahren, in zwei Teile zerriß, die dann allmählich immer weiter voneinander weggeschwommen sind. Ebenso hat auch Nordamerika früher dicht neben Europa gelegen und mit diesem und Grönland zusammengehungen. Die Abspaltung durch einen, sich bei Grönland gabelnden Riß erfolgte hier beträchtlich später, in der jüngeren Tertiärzeit, im Norden sogar erst im Quartär. Nach dieser Auffassung füllt der Atlantische Ozean eigentlich nur eine Spalte im Felsgerüst der Erdkruste aus, eine klaffende Lücke, die sich im Laufe der jüngeren Periode der Erdgeschichte zuerst im Süden öffnete und sich dann immer weiter nach Norden fortsetzte, während das Wasser des Meeres in die Lücke eindrang.

Die ehemalige Zusammengehörigkeit von Afrika und Süd-Amerika läßt sich noch heute daran erkennen, daß den Vorsprüngen des einen Teils Einbuchtungen des anderen Teils entsprechen, in welche jene Vorsprünge genau hineinpasse. Der große Knick, welchen die Ostküste Süd-Amerikas aufweist, findet sein getreues Spiegelbild in der Einbuchtung der Westküste Afrikas bei Kamerun. Aber auch weiter südlich entspricht jedem Vorsprung auf amerikanischer Seite eine dazu passende Bucht an der afrikanischen Küste, und umgekehrt, jeder amerikanischen Bucht ein afrikanischer Vorsprung.

Um jedoch die Anschauung von der Entstehung des Atlantischen Ozeans durch eine ins Riesenhafte verbreiterte Spalte der Erdkruste wissenschaftlich zu begründen, reicht die Feststellung des parallelen Verlaufs der Küstenumrisse an beiden Seiten des Ozeans nicht aus, sondern es sind noch andere Beweise nötig, zu deren Verständnis wir ein Beispiel aus dem täglichen Leben heranziehen wollen.

Wenn man eine dünne Druckschrift durch einen zickzackförmigen Riß von oben nach unten in zwei Teile zerreißt, so kann man die abgerissenen Seitenteile in falscher Reihenfolge ordnen, und sie werden trotzdem in ihren äußeren Umrissen wieder zu der anderen Hälfte passen. Prüfen wir aber jetzt den gedruckten Text, so werden wir schnell erkennen, welche Seitenhälften früher zusammenhingen und welche nicht, da nur bei richtiger Zusammensetzung die gedruckten Zeilen des einen Teiles ihre Fortsetzung auf dem anderen Teile finden. Ähnlich läßt sich die frühere Zusammengehörigkeit der nunmehr weit voneinander entfernten Kontinentalsschollen in der Weise prüfen, daß man die Art der Gesteine und den geologischen Bau auf beiden Seiten der Trennungslinie miteinander vergleicht. Nun hat sich gezeigt, daß Gebirgsfaltungen und andere Einzelheiten der Struktur, die

vor der Trennung der Teile vorhanden waren, jetzt beiderseits des Ozeans so gelegen sind, daß ihre Enden als unmittelbare Verlängerungen aneinander passen würden, wenn sie wieder zusammengeschoben werden könnten. Man hat auf süd-amerikanischer Seite in den Gebirgen der Provinz Buenos Aires eine Folge von Gesteinsschichten gefunden, die den süd-afrikanischen Gebirgen des Kaplandes sehr ähnlich sind, und es gibt noch zahlreiche gleiche Beispiele früherer Zusammengehörigkeit der Ost- und Westküsten des Atlantischen Ozeans. So findet z. B. das alte, sogenannte Kaledonische Faltengebirge Norwegens und Nordenglands seine Fortsetzung in dem nord-amerikanischen Appalachen-Gebirge, und selbst jene großen, langgestreckten Endmoränen-Wälle aus Sand, Lehm und Steinen, welche von den Inland-eismassen angehäuft worden sind, die zur Eiszeit die nördlichen Teile Europas wie Nord-Amerikas bedeckten, passen lückenlos aneinander. Auch die Kohlenlager Nordamerikas können als unmittelbare Fortsetzung der europäischen betrachtet werden.

Neben den geologischen sprechen dann noch biologische Gründe für die Theorie, wobei es sich namentlich um Pflanzen oder Tiere handelt, welche in gleicher Ausbildung zu beiden Seiten des Atlantischen Ozeans leben oder lebten. Um diese auffällige Übereinstimmung zu erklären, nahm man früher und vielfach wohl auch noch heute an, daß Landbrücken zwischen beiden Kontinenten bestanden hätten, die später in die Tiefe sanken. Solche Annahmen sind aber mit unserer heutigen Kenntnis von der Mechanik der Erdkrustenbewegung nicht mehr vereinbar, während die Verschiebungstheorie derartige Schwierigkeiten in einfacher und überzeugender Weise zu beseitigen vermag.

Unter den Argumenten, welche den Klimaten der geologischen Vergangenheit entnommen sind, spielen die Eiszeit Spuren der südlichen Halbkugel aus der Permokarbonperiode eine wichtige Rolle, weil sie bisher ein ungeöstes Rätsel bildeten, das allen Erklärungen gespottet hatte. Diese Spuren finden sich nämlich über sehr weit auseinanderliegende Gebiete zerstreut, denn man hat sie in Brasilien, Südafrika, Indien und Australien nachgewiesen. Nun ist es schwer denkbar, daß in jeder dieser Gegenden eine selbständige Vereisung eingetreten war. Man muß vielmehr ein gemeinsames Zentrum als Ausgangsgebiet für die Vereisung suchen, was bisher nicht gelang. Die Verschiebungstheorie beseitigt diese Schwierigkeit, denn nach ihr bildete damals der heutige Südpolkontinent die südliche Fortsetzung Afrikas, und im Westen lagerte sich Südamerika, im Osten Indien und Australien diesem Mutterkontinent an, so daß die auch aus anderen Gründen gefolgerte Annahme eines Vereisungszentrums in Südafrika, welches die erwähnten Nachbargebiete ebenfalls unter Eis setzte, die jetzige weite Verbreitung der Eiszeit Spuren einwandfrei erklärt. Eiszeiten großen Maßstabes sind immer an die Umgebung des Nord- oder Südpols gebunden, und die Verschiebungstheorie erklärt daher solches Vorkommen früherer Eiszeiten in jetzt eisfreien Gebieten durch Wanderung der Pole. Diese Anschauung von einer Verlagerung der Pole auf der Erde stand von jeher in großem Mißkredit, weil sich immer Unstimmigkeiten ergaben, sobald man versuchte, aus der Verbreitung von alten Eiszeit Spuren die Lage der

Pole für frühere geologische Epochen zu konstruieren. Schuld daran aber trug lediglich der Umstand, daß stets von dem heutigen Bilde der Erdoberfläche ausgegangen, und die Möglichkeit einer anderen Verteilung der Kontinente überhaupt nicht in Erwägung gezogen wurde. Wenn man jedoch die bisherige Ansicht von der Unveränderlichkeit der Kontinente aufgibt und ihre Entwicklung aus dem zusammenhängenden Mutterkontinent annimmt, lösen sich die Rätsel in überraschend einfacher Weise.

Die Neuartigkeit der hier dargelegten Gedankengänge, die einen völligen Bruch mit den hergebrachten Überlieferungen bedeuten, erfordert eine ziemlich weitgehende Umstellung der landläufigen Auffassung von geologischen Vorgängen. Hat man sich aber erst einmal von den schulmäßigen Vorstellungen freigemacht, so wirkt die Verschiebungstheorie gerade durch ihre Natürlichkeit und Klarheit durchaus überzeugend, vor allem aus dem Grunde, weil sie mit einem Schlage eine ganze Anzahl von Schwierigkeiten, viel mehr als hier angedeutet werden können, endgültig beseitigt und eine einheitliche Auffassung von der Entstehung des Erdbildes begründet.

Die ganze Verschiebungstheorie stellt ein überaus originelles Lehrgebäude dar, das eine Fülle neuer Gedanken in die Diskussion wirft und eine ganze Reihe von Rätseln der Erdgeschichte in verblüffend einfacher Weise mit einem Schlage erklärt. Aber die Position ihrer Gegner ist so mächtig, daß ein Streit um die Gültigkeit der Theorie von unabsehbarer Dauer wäre, weil uns positive Beweise über Vorgänge in jenen weit zurückliegenden Epochen fehlen. Nach Wegeners Berechnungen dauern jedoch die Verschiebungen noch in der Gegenwart an, und hier nun bietet sich die Möglichkeit einer exakten Nachprüfung. Schon 1912 hatte Wegener berechnet, daß Grönland, bei dem die Verschiebung am schnellsten erfolgt, sich nach Westen bewege, und seine Entfernung von Europa alljährlich um 14 bis 28 Meter größer werden müsse. Da eine Änderung der geographischen Längen um solche Beträge durch astronomische Ortsbestimmungen ermittelt werden kann, so hat man alte und neue Messungen der geographischen Längen miteinander verglichen und in der Tat eine Westwanderung um 30 bis 32 Meter jährlich festgestellt. Die Gegner der Theorie zweifelten nun die Zuverlässigkeit der astronomischen Beobachtungen an. Um auch diesen Einwand zu entkräften, hat deshalb die dänische Gradmessung in den Jahren 1922 und 1927 in Westgrönland an genau derselben Stelle astronomische Längenbestimmungen ausführen lassen, bei welchen die Zeit auf funktentelegraphischem Wege übertragen wurde, so daß die Genauigkeit allen Anforderungen entspricht. Diese Messungen sind jetzt berechnet worden und haben das Resultat ergeben, daß in den letzten 5 Jahren wiederum eine Verschiebung Grönlands nach Westen um 180 Meter, oder 36 Meter pro Jahr stattgefunden hat. Damit dürfte der schlüssige Beweis erbracht sein, daß wirklich Wanderungen großer Kontinentalsschollen auch heute noch fort dauern. Aber nur ein Optimist darf hoffen, daß die Gegner der Theorie diese nunmehr anerkennen werden.

Die Psychologie des Verbrechers.

Von Dr. Ludwig Klages — Zürich.

Nur sofern wir Grund haben, einen Gang zum Verbrechen anzusehen, (Gewohnheitsverbrecher, Berufsverbrecher), ist der Verbrecher ein psychologisches Faktum. Nach ihrem inneren Werdegang betrachtet, verfallend die verbrecherischen Persönlichkeiten in zwei Hauptgruppen: Solche, die es wurden und sind aus einem Mangel an Halt gegen „Versuchungen“ und solche, die es sind *tr o g* ausreichender Widerstandskraft. Nur von den letzteren, als den mit positiv verbrecherischen Eigenschaften ausgerüsteten soll hier die Rede sein.

Wir suchen den seelenkundlichen Tatbestand des verbrecherischen Charakters festzustellen durch Vergleichung mit äußerlich möglichst ähnlichen Typen, deren jeder schon einmal mit ihm verwechselt wurde und zwar insbesondere dem immoralischen, dem schlechten und dem bösen Charakter.

Immoralismus ist in erster Linie Gefinnungsache, die sich recht wohl verträgt mit Moralität des Handelns. Gesezt aber, er führt zur „Propaganda der Tat“, so bleibt das unmittelbare Motiv auch immer die *Maxime*, der allgemeine Begriff, die „Idee“. Wer einen Einbruchsdiebstahl begeht, wird dabei jedenfalls nicht von einer Idee geleitet.

Das führt uns sofort zu einem wesentlichen Zuge des echten Verbrechers: Er ist subjektiv und konkret, anders ausgedrückt, er ermangelt weitgehend der Allgemeingefühle. Er hat keine von ihrem Gegenstande lösbare Schönheitsfreude, keine Erkenntnislust, und entbehrt darum auch der abstrakten Hemmtriebsfedern, wie des Rechtsgefühls und der Billigkeit, mittels deren allererst als „Stimme des Gewissens“ die moralische Vernunft zur Wirkung kommt. Das ist aber der wahre Kern des unklaren Glaubens an ein „moralisches Irresein“.

Der Sinn des Begriffes „Schlechtigkeit“ im heutigen Sprachgebrauch darf als endgültig fixiert gelten seit *Nießsche*. Schlecht ist nach ihm das „*Ressentiment*“, d. h. derjenige Zustand, auf Grund dessen der Mensch an den Glücksmöglichkeiten anderer leidet. Da im Glück irgendwelcher Art sich das Leben selbst bekundet und im Wissen um seinen Besitz jedes Wertgefühl des Menschen wurzelt, so ist der Lebensneid gegen die Selbstachtung gerichtet, und müßte in seinen Konsequenzen zur Selbstverneinung führen. Alles *Ressentiment* ist daher uneingeständlich, verbirgt sich vor sich selbst, erzeugt Illusionen: nach *Nießsche* insbesondere die moralischen Illusionen. Sicherlich begegnet es uns auf Schritt und Tritt *i n n e r h a l b* der Gefittung, wo jeder Erfolg mit den Verkleinerungstendenzen des Lebensneides zu kämpfen hat. Das verbrecherische Herausstreten aus dem sozialen Organismus wird daher nicht auf Grundlage der *Ressentiments* erfolgen.

Vergleichen wir unseren Gefühlston gegen das Schlechte mit demjenigen gegen das Böse, so finden wir in jenem Verachtung, in diesem aber Furcht. Alles Böse ist aktiv, alles Gute mehr oder minder passiv, das

zeigen die gegensätzlichen Wörterpaare böse, bösartig, boshaft und gut, gutartig, gutmütig. Tiefere Analyse überzeugt uns, daß der Wille selber böse ist. Daran ändert nichts der mögliche Altruismus des Zieles. Sofern wir es nicht nur als wünschbar erleben, sondern es wollen, es durch Taten zu verwirklichen trachten, zielt unsere innere Tätigkeit in erster Linie auf Beseitigung dessen, was uns von seiner Erreichung trennt. Der Wille gleicht einem Instrument, das, wie der Hammer, nur zum Zerstören dient; mag auch unter den Splintern in den Händen des Meisters die Bildsäule übrig bleiben! Dann aber ist der böse Mensch von überwiegender Willensarbeit, zumal der habituelle Täter. Böse waren, sofern sie Tatnaturen, die Hannibal, Caesar, Napoleon; aber sie waren keine Verbrecher, denn hinter ihrem Willen stand befeuernd ein Lebenspathos, standen große Gefühle und Begeisterungen. Lassen wir aber diese ärmer und ärmer werden, bis schließlich der nackte Wille zurückbleibt, so haben wir in der späten Antike, der Renaissance und noch im 18. Jahrhundert öfter als heute vorkommende Verbrecherspielart aus Willenswahnsinn. Der nackte Wille, angewiesen einzig auf den Genuß der Übermacht, fristet sein Dasein vom Foltern und Schmerzbereiten und begründet die Grausamkeit des „Großen Bösewichts“, wie ihn Shakespeare geschildert hat in Richard III.

Wir fassen zusammen: Verbrecher ist man nicht aus Lebensneid, nicht aus bloßer Stärke der Triebe und des Willens, auch nicht aus antisozialer Gefinnung. Vielmehr erweist sich der gewohnheitsmäßige Schwerverbrecher als zur Auffassung begrifflicher Direktiven seines Handelns unfähig.

Nehmen wir als einen Beweggrund des schweren Einbrechers hochgradige Gabeucht an, so hätte ihn solche Interessenrichtung auch zum merkwürdigen Genie machen können. Von diesem unterscheidet ihn außer dem schon erwogenen Mangel an Rechtsgefühl aber noch etwas anderes. Vergewärtigen wir uns, daß er bei Gelegenheit seines Einbruches eine ihn hindernde Person töte, die Leiche in einen Koffer packe, und sich hernach des gelungenen Streiches rühme. Hier pflegt das normale Bewußtsein zurückzuschauern, denn es vermißt ein ganz ursprüngliches Moment des Innenlebens. Das Mitgefühl. Es genügt nun zur Lösung unseres Problems der Hinweis auf die Tatsache, daß im Mitgefühl und zumal im Mitleid immer Liebe steckt. Als Trieb gefaßt ist die Liebe ein Drang zu bejahen, zu schenken, zu opfern, und führt zur Minderung, ja in höchster Steigerung zur Auflösung des Ich-Gefühls, an dessen Stelle das Weltgefühl tritt. Sie kann mit dem Geschlechtstrieb verschmelzen, — auf der Stufe der Zivilisation der glückliche Ausnahmefall, aber sie kann sich niemals aus ihm entwickeln, wie uns psychologietreibende Ärzte überreden möchten. Als der von den Alten „pathisch“ genannte, nach unserem Sprachgebrauch spezifisch seelische Zustand bildet sie zu allen Trieben den substantiellen Gegensatz. Auf ihr aber beruht auch jede Begeisterung und aus ihr entspringen, obgleich als ein Abweg, die abstrakten Gefühle. Die Wurzel des verbrecherischen Charakters ist der Mangel an Liebe, will sagen an Eingebungskraft, an „Seele“, an „Pathos“, bei verhältnismäßig unangebrochenen und meist selbst kräftigen Trieben.

Preußische Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der philosophisch-historischen Klasse vom 10. Januar 1929 sprach Prof. Dr. Eduard Spranger über: den Sinn der Voraussetzungslosigkeit in den Geisteswissenschaften.

Während noch 1919 Max Weber eine technologisch-positivistische Auffassung von den Geisteswissenschaften verfocht, ist in ihrer jüngsten Entwicklung an zahllosen Stellen der Gedanke emporgeschossen, daß jeder geisteswissenschaftliche Standpunkt notwendig weltanschauliche Voraussetzungen habe. Als gemäßigte Beispiele hierfür können Rothacker (die methodischen Korrelate der Diltheyschen Weltanschauungstypen), Litt (Perspektivismus der Weltbilder) und Scheler (drei Wissensarten von verschiedener Weltanschauungsfättigung) gelten. Die Bewegung selbst ist viel breiter; sie droht zuletzt in die Forderung einer spezifisch katholischen und protestantischen, einer humanistisch-bürgerlichen und einer proletarischen Wissenschaft auszumünden. Sie ist daher für die Organisation der Forschungs- und Lehranstalten von ungemeiner Tragweite. — Tatsächlich ist die Mannigfaltigkeit geisteswissenschaftlicher Sehweisen nicht zu leugnen; sie hat immer bestanden. Vor allem sind drei Momente hervorzuheben, die die sog. Voraussetzungslosigkeit einschränken: Singularität der historischen Geisteslage, aus der sich die Wissenschaft entfaltet, Weite und Reife der verstehenden Forscherpersönlichkeit, Beteiligung wertsetzender, normativer Funktionen schon am Prozeß verstehender Sinndeutung. Soll demgegenüber der Sinn der Wissenschaft gerettet werden, so ist erforderlich: 1. Festhaltung der Wahrheitsidee, mit der ein gemeinsamer Boden der Verständigung gesetzt ist; 2. Selbstkritik der Wissenschaft bis in die weltanschaulichen Voraussetzungen hinein, deren Eigenart selbst noch zu wissenschaftlichem Bewußtsein erhoben werden muß; 3. Überwindung des Relativismus der Standpunkte durch Erneuerung des dialektischen Verfahrens, das allein über der Zersplitterung der Auffassungen noch eine höhere Einheit, gleichsam eine Wissenschaft höherer Potenz, zu retten vermag. Die Lage der Wissenschaft wird hoffnungslos, wenn man im Anschluß an Kierkegaard, wie heute viele protestantische Theologen und Philosophen, die Dialektik als resultatlos ansieht. Gegenüber der Gefahr einer Auflösung der Wissenschaft in Weltanschauungshochschulen muß an der Idee und Stätte der Wissenschaft selbst (Akademie und Universität) festgehalten werden. Aber da die Wissenschaft in der Tat nicht voraussetzungslos ist und der Glaube an ihre Autonomie weithin erschüttert ist, so erweitert sich die Aufgabe der Wissenschaft heute dahin, daß sie auch die Auseinandersetzung der Weltanschauungen selbst in ihren Bereich aufzunehmen hat. Denn keine Weltanschauungsgruppe kann für sich selbst den modernen Wissenschaftsgedanken entbehren oder ignorieren.

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosenkranzstr. 2, Tel. 29-56. • **Verantwortlicher Schriftleiter:** Direktor B. Stillmarz.
Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Rasing, Direktor Alfred Walter. • **Bezugspreis:** für ein Vierteljahr 1.50 Rr. (mit Zust. 1.60 Rr.); Deutschl. 2 Rml.; Zeitl. 2.25 Rl. Einzelnummer 0.25 Rr. • **Best. empfängt:** die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten“, Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. • **Abholstellen (laut Konto „Ertl. Verlagsgesellschaft Wob. Kentmann & Co.“)** — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postfachkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Halbmonatsschrift für wissenschaftliche
und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Reval

Nr. 9

Freitag, den 10. Mai 1929

5. Jahrgang

Gedanken und Studien zum Problem des Tragischen.

Von Martin Kaubisch — Dresden.

I.

Unzweifelhaft ist das Tragische ein Urphänomen des Lebens. Unter welchen besonderen Aspekten man dieses auch immer betrachtet, wie verschieden man es in seinem Wesen auch auffassen mag, niemals ist es zu denken ohne Spannung und Kampf, ohne Steigerung und Polarität. Das heißt aber: im Lebensprozeß selbst sind schon tragische Momente gegeben; vielleicht schon im einfachsten Lebensvorgang in der Natur. Wenn wir daher zuweilen auf der Höhe des menschlichen Daseins den erschütternden Eindruck empfangen, als sei das Leben durch und durch tragisch, so mag dies dem deutenden Blicke des Denkers als die letzte Zusammenballung und Exposition eben jener tragischen Momente erscheinen, die schon den Lebensprozeß als solchen in seinem Grundcharakter bestimmen. So unentrinnbar ist mit dem Schöpfertum alles Lebens auch das Tragische schon gesetzt.

Indessen: Tragik im strengen Sinn dieses Wortes erscheint doch erst auf der Stufe des Menschen. Denn Tragik im Vollsinn ist nicht zu denken ohne die immer neu sich erhebende, in den verschiedensten Formen zum Ausbruch und Ausdruck kommende dualistische Spannung zwischen einem Höchst-Persönlichen, einem Persönlich-Bestimmten und Mächten, die entweder außer- und überpersönlich — als Schicksal und Gottheit — oder als aus dem menschlichen Inneren selber erstehende Gewalten die Einheit dieses persönlichen Wesens und Wollens zerreißen und so jenen währenden Zwiespalt erzeugen, den wir eben als „tragisch“ bezeichnen. In einer absolut unpersönlichen Welt — wie in der streng

determinierten Welt der Natur — oder in der Welt einer vollendet gedachten d. h. alles Organische, restlos mechanisierenden Zivilisation ist das Tragische genau so unmöglich wie in einer völlig erlösten oder göttlichen Welt (einer Welt der Freiheit und Gnade).

Erst die eigentümliche Zwitter- und Zwischenstellung des Menschen, sein Ringen zwischen: Tier und Gott, Chaos und Kosmos, Schicksal und Freiheit ist die Voraussetzung für die Geburt des Tragischen. „Dieser Kampfesraum ist gleichsam der geometrische Ort für das, was man im menschlichen Leben Tragik nennt.“ *) Oder — anders gesagt —: es ist der eigentümliche Grenz- und Übergangscharakter aller menschlichen Existenz, von welchem letzten Endes auch jede Einzeltragik zeugt; es ist das Problem des Menschen überhaupt, das hinter jeder echten Tragik sich erhebt. —

In ganz besonderer Gestalt und Bedeutung aber erscheint das Tragische natürlich im Reiche der Kunst, vor allem im Reiche der Dichtung. Nicht in der Tragödie allein, auch in anderen Formen dichterischer Gestaltung. Doch bleibt die Tragödie die höchste Offenbarung des Tragischen in der Kunst und damit die Norm. Kommt doch in ihr auch das Tragische als unmittelbare Erfahrung des Lebens zu seiner höchsten Gestaltwerdung und Vollendung. Denn das ist ja schließlich die hohe, erlösende Aufgabe allen künstlerischen Gestaltens: das, was im Leben oft nur bruchstückhaft und unvollkommen erscheint, zu voller Ausreifung und Verklärung zu bringen. Schon deshalb hängt das Tragische in der Kunst natürlich unlösbar zusammen mit dem Tragischen als Urerrscheinung des Lebens. Wie sehr es daher auch nach dem Vorangehe bedeutender Forscher und Denker aus sachlichen und methodischen Gründen geboten erscheint, zwischen dem Tragischen als unmittelbarer Erfahrung des Lebens und der Gestaltwerdung dieses Erlebens im Reiche der Kunst sorgsam zu scheiden, niemals darf man des tiefen metaphysischen Zusammenhanges beider vergessen. —

Was nun hier in diesen aphoristischen Studien zuerst erörtert und geklärt werden soll, ist nicht das Problem des Tragischen als einer unmittelbaren Erfahrung des Lebens, sondern das Wesen des Tragischen im Reiche der Kunst, wie es vor allem in der Tragödie emporsteigt und durch die Tragödie erzeugt wird.

Vier Hauptfaktoren aber sind es, die für eine solche Wesensbestimmung des Tragischen besonders bedeutsam erscheinen: Leiden, Größe, Schicksalsnotwendigkeit und Kampf. Und zwar Kampf — erwachsend aus dem unentrinnbaren Zwiespalt im Wesen oder im Schicksal des tragischen Menschen. Denn ohne diese Gespaltenheit ist das Tragische überhaupt nicht zu denken. Von diesen vier Hauptfaktoren (oder auch Grundzügen, Grundelementen) sei auf den folgenden Blättern in Kürze die Rede.

*) Vgl. hierzu Paul Friedländer: „Die griechische Tragödie und das Tragische“ in der von Werner Jaeger herausgeg. Zeitschrift: „Die Antike“ (Bd. 1, Heft S. 6).

II.

Eine Welt der Leidenschaft und des Leidens — das ist der erste erschütternde Eindruck, den wir empfangen, wenn wir der Welt der Tragödie uns nähern. Auch die Tragödie ist somit eine der großen, schöpferischen Auseinandersetzungen mit der gewaltigen, nicht nur menschlichen, sondern kosmischen Urgegebenheit: Leid. Auch sie versucht, mit diesem ewigen Geheimnis und Rätsel irgendwie fertig zu werden. Nicht in der Weise freilich, wie etwa die Mystik und besonders die Religion, in deren Reiche das Leiden ja auch immer eine entscheidende Rolle gespielt hat. Denn während diese die große und unentrinnbare Erfahrung des Leidens vor allem durch ethische Läuterung und Selbstüberwindung, durch seelische Wiedergeburt und Verwandlung oder auch durch völlige Lebensabkehr und Transzendierung zu bewältigen sucht, will die Tragödie der Leiden und Schrecken des Daseins, der Stürme des Chaos und der Dämonen Herr werden durch die Macht der künstlerischen Gestaltung, durch die Bannung und Formung in Wort und Sprache, in Gebärde und Bild.

Unzweifelhaft, daß auch dieses Ringen und diese „Beschwörung“ einen Sieg und eine Überwindung d. h. auch eine schöpferische Erschließung des Leidens *in* *es* bedeutet, die in ihrer typischen, menschheitlichen Bedeutung oft hart an die religiösen Lösungsversuche heranreicht, ja oft ganz unmittelbar im Religiösen und Übertragischen gipfelt (wie ja auch die Entstehung und Geburt der Tragödie auf religiöse Ursprünge und Motive zurückweist und das Tragische überhaupt, in seiner Totalität, sowohl als eine Manifestation des Dämonischen wie auch des Religiösen begriffen und gedeutet werden kann.)

Dennoch bleibt es ein anderer Weg — diese Überwindung des Leidens durch höchste künstlerische Gestaltung — als der Weg der großen prophetischen Menschen und Künster. Freilich auch ein Weg der Erlösung. Vielleicht der der Selbstlösung des tragischen Künstlers. Seines erbitterten, leidenschaftlichen Ringens um Herrschaft und Sinn — todfeindlich jenem schicksallosen Ästhetizismus, der den vitalen Erlösungscharakter großer Kunst ebensowenig begreift wie die dämonische Beseffenheit ihrer Schöpfer. Sind doch in jedem Kunstwerke, vor allem aber in jeder echten Tragödie, „Umweltkräfte lebendig“, die ihr Erzeuger „mit Mühe gebändigt hat.“*) Und wenn solche Bändigung chaotischer Gewalten und Mächte — in welchen Formen auch immer — Kultur heißt, so ist die Entstehung und Schöpfung der Tragödie ein Kulturphänomen ersten Ranges und auch in diesem Sinne ein Sieg.

Indessen: in seiner ganzen Bedeutung und Schwere wird man den ersten Grundzug im Wesen des Tragischen und mit ihm das Pathos der Tragödie dann erst erfassen, wenn man erkennt, daß hinter dieser Welt der Leidenschaft und des Leidens ein noch Gebietenderes, Größeres steht: der Tod. Erst durch ihn erhält das Leiden seine „tragische“ Wucht, seine

*) Vgl. Goethe über Kleist: „In diesem Menschen sind Umweltkräfte lebendig, die wir mit Mühe gebändigt haben.“ (1)

metaphysische Tiefe und — im Verein mit dem Schicksal — jenen Charakter der Unentrinnbarkeit, auf den wir als auf einen weiteren Grundzug im Erlebnis des Tragischen noch zurückkommen werden. — Nicht nur eine Auseinandersetzung mit der Urgegebenheit Leid ist die Tragödie also, sondern ebenso eine Auseinandersetzung mit der allmenschlichen und kosmischen Gegebenheit: Tod. Und zugleich — auch hier — ein Versuch, durch Gestaltung und Formung des Todeschicksals die Dämonie des Todes zu überwinden — obwohl der äußere Verlauf der Tragödie dem scheinbar ganz widerspricht. Denn dieser Verlauf vollendet sich ja gerade in Tod und Vernichtung, wenn nicht in äußerer, so doch in innerer Vernichtung. (Tasso).

Und doch bezeugt jede echte Tragödie und ihr Erlebnis, daß in allem Untergang und aller Vernichtung irgend ein Letztes und Innerstes überdauert und triumphiert. Wie wäre sonst jene innere — „tragische“ — Erhebung erklärlich, mit der uns — wenn auch nicht jede — so doch die höchste Tragödie entläßt, diese Erhebung, in welcher das Erlebnis des Tragischen doch zweifellos gipfelt? In dieser Erhebung steckt das Geheimnis: der Kampf des tragischen Künstlers um die Möglichkeit der Todüberwindung, der Wille zur Verewigung, der selbst die Dämonen des Todes — wie die des Chaos — noch überwältigt. Wenn also, um nur ein Beispiel zu nennen, gerade die jüngste Forschung zur Entstehung der attischen Tragödie *) gezeigt hat, daß diese Entstehung wahrscheinlich aufs engste mit dem Totenkulte verknüpft ist und daß auch der tragische Dichter in der dionysischen Ekstase des Schaffens die Schatten der toten Helden „kultisch beschwört“, um ihnen, durch den Trank von dem Blut seines Herzens und durch die verewigende Macht seiner dichterischen Gestaltung von neuem das Leben zu schenken — so bezeugt auch dies wiederum, wie tief in dem Erlebnis des Tragischen die Mythen des Leidens, des Todes und der Todüberwindung miteinander verschmelzen.

(Schluß folgt.)

Die „Gedanken und Studien zum Problem des Tragischen“ stehen im engsten Zusammenhang mit den nachfolgenden z. T. aphoristischen Aufsätzen über das Problem des Lebens. Diese Frage ist nun einmal der „heimliche König“ (Simmel) unserer geistigen Epoche und sie ist es keineswegs nur als naturwissenschaftliche, biologische im engeren Sinn, sondern ebenso sehr als geisteswissenschaftliche, in letzter Hinsicht als philosophisch-religiöse. Ist „das Tragische ein Urphänomen des Lebens“, so ist der Mensch in allererster Linie unter das Gesetz des Tragischen gestellt in seiner „Zwitterstellung“ zwischen Tier und Gott, Chaos und Kosmos, Schicksal und Freiheit — oder religiös ausgedrückt, zwischen „Schuld und Erlösung“. Diese Gegensätze bedingen einander ebenso wie belebte und unbelebte Natur, wie Leben und Tod, es liegt in jedem einzelnen jene Spannung oder Polarität, die zur Steigerung führt. Hörte diese Spannung und Gegensätzlichkeit auf, würden wir erkennen, wie Leben aus unbelebtem Stoff entsteht (vergl. den Aufsatz von Volterred) oder umgekehrt, daß auch der Stein „lebt“, so würde die Frage

*) Vgl. vor allem Alfred Bäumler in der Einleitung zu: „Der Mythos von Orient und Okzident“ (Bachofen), eine der bedeutendsten Auseinandersetzungen mit dem Problem „Mythos u. Tragödie“, die wir seit Nietzsche besitzen. (Erschienen bei Beck, München, 1925).

nach dem Lebendigen nur auf eine höhere Stufe gehoben, es würde sich um die Herkunft von Geist, Seele handeln und wir ständen wiederum vor dem gleichen Rätsel.

Dieser Zwiespalt liegt tief im Wesen des Lebendigen begründet. Wir könnten uns auch kein geistiges Leben denken, wenn wir das Lebensrätsel restlos gelöst hätten. Das bedeutet aber keineswegs, daß wir einem relativistischen Skeptizismus verfallen, sondern daß wir uns nicht anmaßen, jemals einen Gipfel der Erkenntnis zu erklimmen, der uns alle Widersprüche löst. Das wäre Allwissenheit, die uns nicht zusteht. Uns ist als wertvollster Gut die Ehrfurcht vor dem Geheimnis gegeben.

R. v. E.

Über das Leben.

Durch die Zeitschriften macht eben ein Bild die Kunde: zwei russische Gelehrte beobachten einen auf einer Schüssel liegenden Hundekopf. Sie haben dem Hunde in der Markhöhle den Kopf vom Körper abgetrennt, die Verbindung mit dem Herzen bis zuletzt aufrecht erhalten, dann aber auch das Herz durch eine „Herzmachine“ ersetzt, welche nicht gerinnbar gemachtes und genügend durchlüftetes Hundeblut durch den Kopf pumpt. Nach 20 Minuten erwacht der Kopf aus der Markhöhle, die Augen öffnen sich und reagieren normal auf Licht; die Ohrmuscheln zucken wie üblich bei leichter Berührung; der Kopf frißt, gerät in Aufregung und muß auf der Schüssel festgehalten werden, allmählich tritt typische Agonie ein, und nach $3\frac{1}{2}$ Stunden ist der Kopf tot.

Dieses Experiment regt zum Nachdenken über das Problem des Lebens und die Grenzen unserer Erkenntnis an. Der Kopf hat zweifellos $3\frac{1}{2}$ Stunden lang sein vom Körper isoliertes Leben geführt, nachweisbar durch unwillkürliche Reflexbewegungen, Reaktion der Pupillen auf Licht, aber auch durch aktive Handlungen, Nahrungsaufnahme. Man darf aus diesem Experiment schließen, daß die Abtrennung des Kopfes von Herz und Lunge an sich noch nicht gleichbedeutend mit Tod ist, sondern daß erst der fehlende Zustrom von Blut zum Gehirn dessen Tod herbeiführt.

Es ist nun bemerkenswert, daß der Mensch sein Leben zwar für sein höchstes Gut hält, der Einsatz des Lebens für ideale Zwecke daher stets Bewunderung und Anerkennung findet, und daß er doch nicht weiß, was dieses Leben eigentlich ist.

Drei Ansichten liegen miteinander im Streit: 1. der Monismus, welcher das Leben aus der gleichen Energetik ableiten will, wie jeden anorganischen physikalisch-chemischen Prozeß. 2. Die vitalistische Anschauung, welche das Leben als eine besondere Funktion der organischen Substanz auffaßt, die von der anorganisch-atomistischen wesentlich verschieden ist. 3. Die religiöse Anschauung, welche ein Leben, eine Seele, anerkennt, der eine Existenz zukommt, auch unabhängig vom Stoff, von der Materie.

Wenden wir uns der ersten Anschauung zu, der Annahme, daß das Leben seinen Ursprung dem sinnlosen Zusammenprall von anorganischen Atomen verdankt. Die Chemie wird vom Gesetz der Erhaltung der Materie beherrscht. Es können z. B. Wasserstoff und Sauerstoff getrennt

vorkommen; sie können sich auch zu Wasser vereinigen, welches als Dampf, Flüssigkeit oder Eis auftritt; dieses kann wieder in Wasserstoff und Sauerstoff zerfallen; aber diese Grundsubstanzen sind in ihrer Gesamtmenge unveränderlich.

In der Physik herrscht das Gesetz der Erhaltung der Energie: Wärme z. B. wird in der Dampfmaschine in Kraft umgesetzt; umgekehrt wird der mechanische Stoß im Feuerzeug z. B. in einen glühenden Funken verwandelt; die Energie kann also wohl andere Formen annehmen, diese bilden aber immer unveränderliche Äquivalente, d. h. es findet nur ein Umfaß der Energiemengen statt.

Wäre das Leben nun eine der anorganischen Substanz zugeeignete Form der „Energie“, so müßte man auch vom Leben konsequenter Weise erwarten, daß es wohl andere Formen annehmen, nicht aber sich quantitativ vermehren oder vermindern könne. Es findet aber genau das Umgekehrte statt: minimale Keimzellen verbleiben sich immer neue Mengen von Substanz ein und wachsen zu gewaltigen Organismen heran. Diese bilden wiederum Lebenskeime, die durch ihre Kleinheit keineswegs Äquivalente zur Größe des sie produzierenden Organismus sind; und der Tod des Organismus tritt ein, ohne daß sein entschwindendes Leben sich irgendwie in neues Leben umsetzte und auch unabhängig davon, ob die zu seinen Lebzeiten ausgestreuten Keime sich entwickelt haben oder zu Grunde gegangen sind.

Sollte der Monist es ablehnen anzuerkennen, daß in konsequentem Verfolg seiner Lehre von der „Erhaltung der Energie“ auch ein Gesetz der „Erhaltung der Lebensenergie“ gefolgert werden müßte, so gäbe er damit zu, daß das Leben anderen Gesetzen gehorcht als die anorganische Substanz, und das allein sollte hier auch nur nachgewiesen werden.

Die vitalistische Anschauung nimmt das Vorhandensein einer spezifischen „Lebenskraft“ an. Diese Annahme deckt sich mit den in der organischen Welt augenscheinlich vorhandenen Verhältnissen viel ungezwungener als das gewaltsame Hineinpressen des „Lebens“ in die anorganischen Molekulargeetze. Die Vitalisten erkennen dem lebenden Organismus die Fähigkeit der Anpassung an die Umwelt zu, ja auch eine Zielstrebigkeit, welche schon in unbordenklichen Zeiten der ersten lebenden Zelle alle die Eigenschaften als vererbbares Gut mit auf den Weg gegeben hat, welchen erst nach Jahrtausenden hervorzutreten beschieden war.

In einer wesentlichen Beziehung unterscheidet sich aber die vitalistische Anschauung nicht von der monistischen: beide lassen die Frage, wie aus anorganischer Substanz die erste lebende Zelle und aus dieser der über seinen Ursprung und sein Ziel sinnende Mensch entstehen konnte, ganz offen.

Die Frage des Sinnes des Lebens, des „Woher“ und „Wohin“ läßt aber den Menschen von Unbeginn der Zeiten nicht zur Ruhe kommen; so hat er sich wohl allüberall die Lehre einer Schöpfung des Weltalls und seiner Bewohner durch den Willensakt eines persönlichen Gottes zu eigen gemacht. Gott haucht der Substanz seinen Odem ein und ruft die Seele wieder ab, wenn ihre Zeit um ist. Die Seele kann dann in der alles

durchflutenden Weltenseele, der Gottheit, aufgehen, oder sie kann persönlich fortbestehen, sei es in ewiger Seligkeit oder ewiger Qual, oder sie muß in Seelenwanderung immer und immer wieder den irdischen Lauf in wechselnder Gestalt durchschreiten.

Aber auch diese als Hypothese, scheinbar einwandfreie, da alles erklärende Jahrtausende alte Anschauung verliert mehr und mehr an Anhänger-schaft; ihre Fundamente zerbröckeln; Teleskop und Astronomie, Mikroskop und Atomlehre haben uns das Weltall ins Unendliche vergrößert und ins Unendliche verkleinert. Der Mensch erkennt sich nun als das kurzlebige, schwache Wesen auf der Oberfläche eines nichtigen Weltkörpers und kann sich nicht mehr die Wichtigkeit beimessen, daß der Allmächtige Schöpfer des Weltalls für jeden seiner Schritte Sorge trage. Es ist richtig zu sagen „die Gottheit fängt dort an, wo das Wissen aufhört“, und so rückt die rapide Vermehrung unseres Wissens die Gottheit immer weiter von uns ab. Auch am Ewigkeitswert der Seele zweifelt der jetzige Mensch: er findet, daß die Tugenden der Menschen nicht groß genug und auch ihre Laster nicht derart ungeheuerlich sind, daß sie mit ewiger Seligkeit oder ewiger Qual gelohnt werden müßten; ihm scheint, daß ihnen allen die Ruhe in der kühlen Muttererde am angemessensten sei.

Wieviel näher steht der Gott dem Naturkinde, dort wo jeder kleine Volkstamm seinen eigenen Schutzgeist hat, der, wie in mythologischen griechischen und altjüdischen Zeiten mit den Göttern der Nachbarvölker ringt, im persönlichen Verkehr mit seinen Königen und Priestern steht und sich dem Volk in Donner und Blitz zeigt.

Jetzt aber eine paradox anmutende Frage: gibt es überhaupt „Leben“?

Zur Erklärung hole ich etwas weit zu einem Beispiel aus: wir können sagen: „der Stahl ist rostig“ oder „der Stahl ist mit Rost bedeckt“; der Sinn dieser beiden Sätze ist der gleiche. Ebenso können wir sagen: „der Stahl ist „sehr hart“ oder „die Härte des Stahls ist bedeutend“; auch diese beiden Sätze sind gleichbedeutend. Und doch besteht zwischen der ersten und zweiten Gruppe ein prinzipieller Unterschied: „Rost“ ist eine konkrete, vom Stahl abtrennbare Masse, und „rostig“ ist ein vom Substantivum „Rost“ abgeleitetes Eigenschaftswort. In zweiten Satzepaar ist aber umgekehrt das Primäre das Eigenschaftswort „hart“, und „Härte“ ist bloß eine Abstraktion davon in substantivischer Form, welche auch als Hauptwort bloß eine von ihrem Träger nicht abtrennbare Eigenschaft bedeutet.

So können wir auch die Sätze aufstellen: „Der Organismus ist lebend“ oder „es ist Leben im Organismus“, und jetzt wird die obige Frage verständlich: ist „Leben“ ein Koncretum, welches von außen in den Organismus eintritt und es wieder verläßt, oder ist „Leben“ bloß eine zum Substantivum formulierte Eigenschaft des „lebenden“ Körpers?

Das Eingangs erwähnte Experiment deutet wohl eindeutig auf das letztere, daß das Leben eine Eigenschaft der organisierten Substanz ist, die in unserem Fall durch die Reizwirkung eines frischen Blutstroms auf das noch intakte Gehirn des abgechnittenen Kopfes in Erscheinung tritt*).

*) Ich spreche hier von offenkundigen „Lebens“-Äußerungen, ohne auf

Metaphysisch fördert uns aber diese Erkenntnis um keinen Schritt, denn der Physiolog kann das erstmalige Auftreten von Leben im Embryo ebenso wenig erklären wie etwa das Wiedererscheinen desselben im Körper eines durch künstliche Atmung wiederbelebten Ertrunkenen, dessen Herzschlag und Atem schon aufgehört hatten, dessen Tod also schon eingetreten war.

Keine der drei Auffassungen macht uns also das Wunder des Lebens verständlich. Sollen wir nun daraus schließen, daß Leben und Weltall in ihrer herrlichen Gesetzmäßigkeit ein an sich unlösbares Rätsel bilden und bilden werden? Mir scheint es, daß wir die Lösung in einer ganz anderen Richtung als bisher suchen müssen: Der Mensch ist nun einmal körperlich dem Geschlecht der Wirbeltiere zugehörig und hat als dessen Glied nur die Sinne als Mitgift erhalten, die ihn befähigen sein individuelles Leben zu führen und seinen Stamm fortzupflanzen.

Die Frage nach dem Ursprung der Weltschöpfung und des Lebens greift aber weit über die Grenzen hinaus, welche seinen nur zur Erhaltung des Lebens bestimmten Sinnen gesetzt sind.

Der Mensch sollte sich also zu diesen letzten Rätseln dem analog stellen, wie etwa jeder Taube sich zur Schallwirkung stellt, über deren allgemeines Vorhandensein ihn der Augenschein belehrt, über deren Wesen er sich aber keine Vorstellung machen kann, weil ihm der entsprechende Sinn zum Erfassen des Schalls fehlt. Wir wissen ja auch, daß unsere Augen ultraviolette und ultrarote Lichtstrahlen nicht wahrnehmen, welche wir photographieren können, und daß unser Nervensystem die elektrischen Wellen nicht empfindet, die wir drahtlos um den Erdball senden und empfangen können. Es dürfte daher unser Schluß nur lauten: da es für unseren Verstand absurd ist anzunehmen, daß das wunderbare Sinecuregreifen der Natur durch sinnloses Wirbeln von anorganischen Atomen „von selbst“ entstanden ist; da es andererseits unserem in Zeit und Raum befangenen Verstande ebenso unmöglich ist, sich eine Vorstellung von einem das ganze Weltall mit seinen Himmelskörpern und seinen Atomen, dem Infusor und dem Menschen, persönlich mit festen Zwecken und Zielen regierenden und von Fall zu Fall eingreifenden Gott zu machen, so können wir nur schließen, daß unser Verstand nicht das Organ ist, um alle diese Zusammenhänge zu erfassen.

Das Leben hat in wunderbarer Weise die Fähigkeit der Organismen erwiesen sich die Organe zu schaffen, welche für sie erforderlich sind, um die Verbindung mit der ihnen notwendigen Umwelt herzustellen.

Wenn nun das Wissen um den Urgrund alles Seins das der Menschheit gesetzte Ziel wäre, — sollte das Drängen dahin nicht dereinst im Menschen auch das Organ für dessen Erfassen bilden können? Besitzen wir vielleicht schon jetzt die Ansätze dazu, in dem religiösen Glauben, der dem Menschen Gewißheit über das U und das O aller Dinge gibt auch wider alles Denken und Verstehen?

A. v. A.

das schwierige Thema der Abgrenzung von Leben—Scheintod—Tod oder von anorganischer Substanz und Organismus eingehen zu wollen.

Gibt es Grenzen zwischen „belebter“ und „unbelebter“ Materie?

Neue Forschungs-Ergebnisse.

In den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft sind heute zahlreiche, namhafte Gelehrte mit der Aufklärung der uralten Rätselfrage, „Was ist Leben“? beschäftigt, und einige in jüngster Zeit gewonnene Ergebnisse machen es sehr wahrscheinlich, daß man endlich der Lösung des Problems auf der Spur ist. Unser Mitarbeiter gibt nachstehend an der Hand der neuesten Forschungsberichte einen Überblick über den derzeitigen Stand der Frage.

Es gibt kaum ein Problem, das heute so gleichmäßig die verschiedensten Zweige der Wissenschaft beschäftigt, wie die Frage nach dem Unterschied zwischen lebender und toter Materie. Die Biologen, Mediziner und Chemiker, die Physiker und die Mineralogen, sie alle arbeiten, jede Wissenschaft auf ihrem Gebiet, fieberhaft an der Lösung des Lebensrätsels, und es hat ganz den Anschein, als ob wenigstens dieses Problem in absehbarer Zeit annähernd gelöst sein wird. Und wie wird die Antwort lauten? Wir wollen sie jetzt schon verraten: immer mehr kommt die moderne Wissenschaft zu der Überzeugung, daß die alte Ansicht von einer völligen Trennung zwischen den Gebieten des „Lebens“ und „Unbelebten“ falsch ist, daß vielmehr ganz langsame Übergänge von der einfachsten, uns als tot erscheinenden Form des Lebens bis zu seinen kompliziertesten Erscheinungen existieren, die wir nur bisher infolge ungenügender Beobachtungsmöglichkeit nicht erkennen konnten. Um diese Behauptung zu beweisen, wollen wir mit etwas anfangen, das zunächst als unter allen Umständen „tot“ erscheint, den Steinen und den Kristallen. Nun, Steine und Kristalle sind aber doch bestimmt nicht lebendig, wird der Leser sagen. Gemach, die Wissenschaft ist keineswegs mehr unbedingt dieser Ansicht, im Gegenteil verdanken wir gerade der Mineralogie in letzter Zeit wertvolle Aufschlüsse über die Frage, die durchaus in der angegebenen Richtung zu liegen scheinen. Der bekannte Mineraloge, Geheimrat Prof. N i n n e, wies kürzlich in einem sehr interessanten Vortrage während der letzten Sitzung der sächsischen Akademie der Wissenschaften darauf hin, daß wir sowohl bei den Steinen, wie besonders in der Welt der Kristalle, immer mehr sonderbare Erscheinungen antreffen, die zum mindesten eine auffällige Ähnlichkeit mit Vorgängen zeigen, die wir sonst nur lebenden Stoffen zuzuordnen gewohnt sind. Man ist diesen Dingen deshalb erst neuerdings auf die Spur gekommen, weil es sich teilweise um so winzig kleine Objekte handelt, daß selbst die besten Mikroskope zur Beobachtung nicht genügen. Erst die Einführung des sogenannten Ultramikroskopes und vor allem die Verwendung der Röntgenstrahlen hat es ermöglicht, hier der Natur einige

ihrer Geheimnisse abzuläutchen. Da konnte man dann feststellen, daß etwa Erscheinungen, die wir als Atmung, Ernährung, Fortpflanzung, Alter, Tod usw. in der Welt des Lebenden kennen, bei den toten Kristallen wieder auszutauschen scheinen, zum mindest gibt es weitgehende Analogien zu den genannten Vorgängen. So kann man bei namhaften Kristallen beobachten, wie sie Wasserdampf oder Kohlenäure in sich aufnehmen und wieder abgeben; sie tun also etwas ganz Ähnliches, wie wenn der Mensch atmet. Ferner kann man feststellen, daß z. B. unser so unverwüßlich anmutender Granit nach Ablauf einer bestimmten Zeit anfängt, sozusagen „Alterserscheinungen“ zu zeigen, die Kristalle beginnen zu verschwinden und undeutlich zu werden, schließlich löst sich der Stein völlig auf und wird Sand. Er ist gewissermaßen gestorben. Ganz ähnlich steht es mit noch zahlreichen weiteren Erscheinungen, — wie Reizbarkeit, Feinbau der Kristalle, ihrem Werden und Vergehen — überall treffen wir weitgehende Ähnlichkeit mit entsprechenden Vorgängen in der belebten Natur an. Natürlich darf man daraus noch nicht schließen, daß es in beiden Fällen genau die gleichen Erscheinungen seien, — aber sie sind eben sehr ähnlich und deshalb erscheint die Annahme, daß wir in der „unbelebten“ Natur nur eine andere, primitivere Form des Lebens vor uns haben, keineswegs mehr abwegig.

Gewiß können wir auch heute diese Frage noch nicht eindeutig lösen, aber es sieht so aus, als ob wir der Lösung doch bedeutend näher gerückt sind. Professor Rinne gab in dem erwähnten Vortrag sogar der Ansicht Ausdruck, daß es nach dem heutigen Stande der Wissenschaft keineswegs mehr phantastisch sei, die Herstellung lebender Substanz im Laboratorium für möglich, ja sogar in absehbarer Zeit für wahrscheinlich zu halten, wenn auch wohl nur der primitivsten Formen des Lebens.

Wenn also sogar die Mineralogie, die Wissenschaft von der „toten“ Materie, zu derartigen Annahmen kommt, so kann es nicht wundernehmen, daß auch die Biologie, die Lehre vom Leben also, von ihrem Standpunkt aus zu ganz ähnlichen Resultaten gelangt. Gewiß gibt es heute noch manche biologischen Forscher, die zwischen den Begriffen „Lebendig“ und „tot“ einen scharfen Unterschied gemacht sehen wollen, — aber es mehrten sich die Stimmen, die mit guten Gründen für eine gegenteilige Auffassung plädieren. Man hat vielleicht bei der Beurteilung dieser Frage allzusehr die Extreme, — also etwa einen hoch komplizierten Organismus und einen Stein — verglichen und sich lange Zeit zu wenig um die Grenzgebiete gekümmert. In letzter Zeit sind nun gerade diese Grenzgebiete besonders eingehend bearbeitet worden, so von der immer wichtiger werdenden Kolloidforschung (unter Kolloid versteht man eine bestimmte, sehr feine Verteilungsform eines Stoffes, die in der belebten und unbelebten Natur vorkommt), auf der einen, und der Untersuchung der einfachsten Träger des Lebens, der sogenannten Mikroben und Einzeller auf der anderen Seite. Man ist übrigens auf die Kolloide schon einmal sehr hereingefallen, als man den sogenannten „Urschlamm“, aus dem sich das Leben entwickelt haben sollte, vom Grunde der Tiefsee heraufgeholt hatte. Man nannte diese Substanz *Batybius Häkeli*, und hielt sie damals für die einfachste Form

lebender Substanz, bis sich herausstellte, daß es ganz gewöhnliche Salze waren, die nur in einer besonderen Form, eben der des Kolloides, vorlagen. Der Leser ersieht aus diesem Beispiel, wie fließend hier schon die Übergänge sind — lange Zeit hielt man z. B. die kolloide Form des sogenannten Protoplasmas für eine nur dem Leben eigentümliche Erscheinung, bis sich herausstellte, daß auch zahlreiche anorganische Stoffe in dieser Form auftreten können. Der Kolloidforschung ist es in letzter Zeit schon bei verschiedenen „Lebenswundern“ gelungen, sie auf bekannte Gesetze zurückzuführen, — gerade diese relativ junge Wissenschaft scheint berufen, ihrerseits manchen „Fabrikationsgeheimnissen“ des Lebens auf die Spur zu kommen.

Die vorhin erwähnte Mikrobeforschung andererseits hat neuerdings eine auf die Lösung unserer Frage sehr wichtige Entdeckung zu verzeichnen. Es handelt sich um eine Erfindung des Frankfurter Professors *Bechhold*, mit deren Hilfe es möglich sein wird, die sogenannten „subvisiblen“ Gebilde sichtbar zu machen. Diese unterhalb der Sichtbarkeitsgrenze des Mikroskops liegenden Gebilde stellen den Übergang zwischen den kleinsten überhaupt möglichen Lebewesen auf der einen, und den chemischen Molekülen auf der anderen Seite dar. Wenn es also überhaupt einen lückenlosen Übergang zwischen belebtem und unbelebtem Stoff gibt, dann muß er hier zu finden sein, an der untersten Grenze des Lebens und des Unbelebten. Bisher war der Wissenschaft der Einblick in diese letzte Zone versagt, die neue Methode soll diesem Übelstande abhelfen, und zwar drückt sie die Grenze der Sichtbarkeit organisierter Gebilde (bisher 200 Millionstel Millimeter) auf das noch hundertfach Kleinere, also auf 2 Millionstel mm herab. Auf die Resultate der Arbeit mit der neuen Methode darf man gespannt sein, — der Entdecker vermutet, daß es ihm mit ihrer Hilfe gelingen wird, seine Vermutung (die übrigens von zahlreichen Forschern geteilt wird), eines lückenlosen Überganges von der belebten zur unbelebten Materie experimentell als richtig zu erweisen. Damit wäre auch das berühmte Problem der Urzeugung, d. h. der selbsttätigen Entstehung von Leben aus unbelebter Materie in ein ganz neues Stadium getreten, wenn es nämlich so etwas wie eine Urzeugung gibt, so konnten wir sie bisher gar nicht beobachten, da sie sich in einem für uns unsichtbaren Gebiet abspielen mußte, in das uns erst die neue Methode Einblick verschaffen kann. Auf die Einzelheiten des Verfahrens einzugehen, ist hier nicht der Ort, erwähnt sei nur, daß es sich darum handelt, den zu prüfenden Gebilden eine Goldverbindung anzulagern, und sie auf diese Weise leichter sichtbar zu machen.

Zum Schluß nur noch ein paar Worte über die Stellung der Physik und Chemie zu unserer Frage: Die moderne Atomphysik hat uns darüber aufgeklärt, daß alle — also lebende und tote — Substanz aus den gleichen letzten Bausteinen, den Atomkernen und Elektronen besteht, der Chemie ihrerseits gelingt es mehr und mehr, aus anorganischen Stoffen organische aufzubauen. Wir können heute zahllose Stoffe, die im Körper lebender Wesen vorkommen, und ihn aufbauen, auf künstlichem Wege herstellen. Erwähnt sei ferner noch der letzte große Erfolg in dieser Richtung, die

Aufklärung des chemischen Aufbaues eines der bekannten Vitamine durch den Göttinger Professor Windaus.

Mehr und mehr gelingt es der Wissenschaft, dem Leben seine Geheimnisse abzulauschen und sie nachzuahmen. Gewiß wäre es noch möglich, daß es so etwas wie eine „Lebenskraft“ geben könnte, — aber immer mehr ernst zu nehmende Gelehrte der verschiedenen Wissenschaften kommen zu der Überzeugung, daß es eine solche, nur dem „lebenden“ eigentümliche Kraft nicht gibt. Noch ist das Lebensrätsel verschleiert, — aber der Schleier beginnt anscheinend durchsichtig zu werden; je feiner und genauer die Instrumente der Wissenschaft werden, desto weniger Argumente lassen sich noch zu Gunsten einer völligen Trennung der Gebiete „Leben“ und „unbelebt“ aufrechterhalten. Immermehr bricht sich die Ansicht Bahn, daß wir in der gesamten Natur eine unendliche Kette von Leben vor uns haben, von den primitivsten bis zu den höchsten Formen, aber immer ist es Leben.

Dr. Heinz Woltereck — Leipzig.

Wärmetod des Universums?

Von Adolf Koelsch.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts haben die Physiker der Welt und zwar dem Universum als Ganzem den Wärmetod prophezeit.

Zu dieser lästerlichen Prophezeiung, die — wie alles Düstere — natürlich auch in die Zeitungen kam und bald zur Zerknirschung und Weltabwendung, bald zur Erleuchtung der Seelen eifrig erörtert wurde, fühlten sich die damaligen Gelehrten inspiriert durch den zweiten Hauptsatz der Wärmelehre und das etwas ältere, sogenannte Carnotsche Prinzip. Der zweite Hauptsatz der mechanischen Wärmelehre besagt in der Fassung von Clausius, daß Wärme „von selbst“ nur von höherer zu tieferer Temperatur übergehe, das Carnotsche Prinzip, daß in der Natur kein Vorgang möglich sei, der in seiner Gesamtwirkung nicht mit Wärmezeugung abschließe, drückt mehr in der Sprache des Technikers das nämliche aus. Sind diese Aussagen richtig, so ist die unausweichliche Folge, daß die Wärme im Weltall auf Kosten der anderen Energiearten immer mehr zunehmen muß: Zunahme nicht gemeint im Sinne einer beständigen Erhöhung der Temperatur, sondern im Sinn einer Vermehrung des neutralen Wärmehaushalts. Denn alle andern Energiearten, die es in der Welt sonst noch gibt, also jene Kräfte, die wir als Druck, Stoß, Licht, Magnetismus, Elektrizität usw. empfinden, müssen sich, weil bei jedem Arbeitsprozeß ein nicht mehr rückverwandelter Rest von Wärme entsteht, im Laufe sehr langer Zeit vollständig transformieren in Wärme. Alle Bewegungen würden dadurch zum Stillstand gebracht: — die Welt hätte einen Zustand gleichmäßiger und spannungsloser Wärmeverteilung erreicht, und in diesem Zustand schließe sie ein. Das war gemeint mit der Prophezeiung vom Wärmetode.

Odgleich der Satz von der allmählichen und unaufhaltjamen Entartung aller Energieformen in Wärme der Erfahrung entstant und jeder maschinelle Arbeitsprozeß seine Nichtigkeit aufs neue bestätigt, hielten es doch mit der Zeit eine Anzahl denkender Köpfe, darunter Physiker mit bedeutenden Namen, für rasjam und zugleich sogar für geboten, von der Wärmehodprophazeiung der Welt ernstlich abzuriicken.

Ihre ablehnende Stellungnahme begründen sie mit dem Sinnweis darauf, daß die Erfahrungstatsachen, welche vom zweiten Hauptsatz der Wärmelehre unrschrieben werden, an den Phänomenen jener Alltagswelt gesammelt sind, in der wir uns gewohnheitsmäßig bewegen. Es bestehe jedoch keine Berechtigung, die Gültigkeit jener Erfahrungen auch für den Mikrokosmos der Molekülbereiche oder für die unermeßlich großen Ausdehnung des Univerjsums vorauszusetzen.

Bege ich ein Porzellanei, also ein Gebilde unserer makrokosmischen Alltagswelt, in heißes Wasser, so geht die Wärme auf das Ei über; es verliert seine Zimmertemperatur und wird schließlich ebenfalls heiß. Niemals ist beobachtet worden, daß das Ei die Wärme, die es schon mitbringt, oder einen Teil von ihr abgäbe an das heiße Wasser, so daß dieses noch heißer würde! Aber odgleich sich Porzellanei und Wasser immer in dieser Weise verhalten, ist damit noch durchaus nicht gesagt, daß auch die unübersehbar vielen einzelnen Molekülindividuen, aus denen selbst noch die kleinste makrokosmische Wassermenge und das kleinste Porzellanei bestehen, ihre gegenseitigen Wärmewirtschaftsbeziehungen nach dem Lehrsatz von Carnot-Clausius ordnen. Wer das behaupten wolle: wer sagen wolle, jene Regelmäßigkeit in den Wanderbewegungen der Wärme, die für makrokosmische Gebilde unter allen Umständen gültig ist, bestehe auch noch, wenn wir in die diminutive Massen- und Raumwelt der Moleküle, Atome und Elektronen hinuntersteigen, — wer sich einer derartigen Meinung verpflichten wolle, ginge weit über alle Erfahrung hinaus.

Es könnte sehr gut der Fall sein, daß innerhalb der molekularen Gebiete immer wieder einmal und an beliebigen Stellen Wärme „von selbst“ vom Ort dieser Temperatur zu dem höherer übergeht — ja es wäre sogar möglich, daß jedes der unermeßlich vielen Molekülindividuen der aufeinanderwirkenden Körper bei Erledigung des Wärmeübertragungsprozesses sich ganz unregelmäßig und — während der aufeinanderfolgenden Phasen des Vorgangs — sogar recht willkürlich verhielte: nämlich zeitweise nach der Clausiusregel, zeitweise ihr gerade entgegen. Trotzdem würden wir von dieser Unregelmäßigkeit und Willkür, die im einzelnen herrscht, gar nichts merken, weil für unser Wahrnehmungsvermögen ja nur das makrokosmische Vielheitsverhalten zum Vorschein kommt. Wir erfahren daher — unter allen Umständen — nur, nach welchen Regeln die Wärmeverteilung unter allen in den Prozeß verwickelten Molekülen im Durchschnitt von statten geht, nicht aber würden wir damit auch schon erfahren haben, daß jedes einzelne Molekül am Zustandekommen jener Durchschnittsregelmäßigkeit in der gleichen Weise teilnimmt.

Es wäre wie beim Würfelspiel, wo ja auch die Ziffernfolge ganz willkürlich ist und jedenfalls nicht die Rede davon sein kann, daß zwischen dem

Wurfergebnis von eben und dem Wurfergebnis von nachher irgendeine sinnvolle Verknüpfung besteht. Nichtsdestoweniger sind auch beim Würfeln die zahllosen Einzelereignisse (Würfe) durch höchst merkwürdige Beziehungen von Regelmäßigkeit miteinander verbunden. Beim Arbeiten mit zwei Würfeln, von denen jeder die Zahlen 1 bis 6 trägt, stellt sich beispielsweise heraus, daß in allen Serien, sobald sie nur zahlreiche bis sehr zahlreiche Würfe umfassen, die Zahl sieben am häufigsten vorkommt. Es handelt sich hier um Feststellung einer typischen statistischen oder Durchschnittsregelmäßigkeit, die sich erstreckt auf die Art, in welcher viele, in keiner Weise innerlich miteinander verbundene Einzelereignisse derselben Kategorie sich uns in ihrer Gesamtheit darbieten, und zwar zu jeder Zeit und an jedem Ort dieser Erde.

Genau so eine statistische Durchschnittsaussage über ein Gesamtverhalten könnte nun auch der zweite Hauptsatz der Wärmelehre, ja schließlich jedes Naturgesetz sein. Denn die Hauptforderung zum Zustandekommen oder Bemerkbarwerden können von Regelmäßigkeiten: daß man nämlich eine „Vielfheit“ von Vorgängen derselben Kategorie (oder sogenannte Serienereignisse) zur Untersuchung vor sich habe, ist überall da erfüllt, wo ein makrokosmisches Geschehen der Beurteilung unterliegt.

In der Tat gibt es heute wohl kaum noch Physiker, wenigstens nicht unter den Spitzenmännern, die glauben, daß im zweiten Hauptsatz der Wärmelehre ein allverbindliches und allgemein gültiges Naturgesetz vorliege. Die Meinung, in jenem Satz einem gebotenen Urphänomen begegnet zu sein, das die Materie beherrscht, ist — wenigstens für die mikrokosmischen Bereiche — sehr berechtigterweise enttront zu Gunsten der Auffassung, daß der zweite Satz der Wärmelehre nur die Aussage über ein Mittelwertverhalten sei, das wir einzig darum als „Gesetz“ ablesen, weil es unserer im Makrokosmos sich abspielenden Tätigkeit gegenüber diese Rolle behauptet.

Aber auch für die unermesslich großen Ausdehnungs- und Massenverhältnisse des Universums wird die Gültigkeit des zweiten Hauptsatzes der Wärmelehre, ja überhaupt die aller irdischen Naturgesetze, sehr ernsthaft in Frage gestellt. Schon Knopf hat darauf hingewiesen, daß überall, wo sich im Weltraum draußen glühende Gassterne befinden — und solcher Stellen gibt es sehr viele — die mechanischen Voraussetzungen dafür gegeben sind, daß ein kühleres Gas Wärme „von selbst“ an ein wärmeres abgibt, um dessen Temperatur zu erhöhen; es sind auch die Voraussetzungen dafür vorhanden, daß dieser, dem Clausius'schen Gesetz gerade entgegenlaufende Vorgang, sich in großem Umfang abspielt. Die Welt arbeitete also hier dem im irdischen Makrokosmos gültigen Gesetz von der Entartung aller Energie in Wärme gerade entgegen und ließe damit eben jene Zustände nicht auskommen, die früheren Physikern den Anlaß zur Prophezeiung vom Wärmetod des Universums geliefert haben.

Neuerdings werden außerdem jene rätselhaften kosmischen Strahlen, deren Existenz und vermutlicher Ursprung durch die physikalische Höhenstation auf dem Gipfel des Mönch im schweizerischen Jungfraugebiet festgestellt worden sind, zur Bekämpfung der Wärmetodlehre verwendet. Man kann in den jüngsten Arbeiten der Spezialforscher dieses Gebietes lesen, daß

man nicht mehr an der Meinung der Kosmogonie des 19. Jahrhunderts feithalten könne, es schreite das Universum „von selbst“ aus weniger geordneten Zuständen zu immer geordneteren fort und nähere sich dabei einer Gleichgewichtsverfassung, in der alles Geschehen zum Stillstand kommt. Vielmehr arbeiteten überall den zum Ausgleich hintreibenden Prozessen andere entgegen, entweder beständig oder in periodischen Phasen, und hoben die früheren Zustandsbildungen, deren Fertigstellung eine Zeitlang Ziel des mechanischen Getriebes gewesen war, wiederum auf; wie auf unserer Erde der Winter aufgehoben wird durch den Frühling, dieser durch den Sommer und dieser durch den Herbst.

Wie man leicht bemerkt, kommt durch diesen Wandel der Anschauungen, der sich in den physikalischen Theorien vom Weltgeschehen unaufhaltsam vollzieht, ein Zug von Pulsation oder Lebendigkeit in das kosmogonische Bild, der den Beschauer gerade in den Gegenpol des bisherigen Urteilsstandpunktes drängt und ihm völlig neue Empfindungen gegenüber dem Weltganzen zumutet.

Deutschland, die natürlichen Grundlagen seiner Kultur*).

Über die Aufgaben und Ziele des Buches gibt einen klaren Überblick das Geleitwort, das vom Präsidenten der Kaiserlich Leopold. Deutschen Akademie der Naturforscher, Prof. Dr. Johannes Walther, dem Werk vorangestellt ist und das wir im Wortlaut folgen lassen:

„Der Lebensgang und die Weltgeltung eines Volkes werden dadurch bestimmt, wie es die natürlichen Bedingungen seines Lebensraumes auszunützen versteht und dem Wechsel seiner Umwelt im Laufe der Geschichte Rechnung zu tragen vermag.

Auch seine Führer sind Kinder derselben geographisch bedingten Rasse und können nur dann dauernden Einfluß auf seine Schicksale haben, sofern ihre Zielgebung im Volke den rechten Widerhall findet und soweit solche Ziele im Rahmen der natürlichen Umwelt erreichbar sind.

Der anthropozentrische Standpunkt einer älteren Geschichtsauffassung, die alle Leistungen einer Nation nur ihren Führern zugute schrieb, war ebenso einseitig, wie die heute verbreitete Vorstellung, daß nur der natürliche Vorrat an Rohstoffen oder die Geburtenziffer und die Gunst der Lage die Zukunft eines Volkes bestimmen könnten. Denn Blüte und Niedergang, politische Schwäche und Weltgeltung sind die wirtschaftlichen Folgen der wechselnden Umwelt auf die Lebenskraft eines Volkes im Laufe seiner Geschichte.

In einer Zeit, wo die Zukunft des deutschen Volkes schwer bedroht und von dunklen Wolken beschattet wird, erscheint es uns wertvoll, einmal

*) Herausgegeben von der Kaiserlich Leopold. Deutschen Akademie der Naturforscher zu Halle. Quelle und Meier, Leipzig 1928.

die natürlichen Wurzeln aufzudecken, auf denen sich die deutsche Kultur im Laufe von Jahrtausenden entfaltet hat, um zu prüfen, welcher Anteil an seiner früheren Blüte durch die Hilfsquellen des Landes bedingt war und was die Eigenkraft der Nation auf dieser Grundlage geleistet hat.

Die Deutsche Akademie der Naturforscher betrachtet es als eine ernste Aufgabe, einen kritischen Beitrag zur Lösung dieser Schicksalsfrage unseres Volkes zu bieten, und veröffentlicht in vorliegendem Buche eine Reihe von Aufsätzen ihrer Mitglieder und Freunde, welche geeignet erscheinen, diese Probleme aufzuhellen.

Der Herausgeber dankt den ausgezeichneten Männern, die in selbstloser Weise an diesem Buche mitgearbeitet haben, und hofft, dessen Inhalt in der Folge noch weiter ausbauen zu können."

Die einzelnen Abhandlungen des Buches lauten:

Deutschland als geographische Gestalt. Von Albrecht Penck, Geh. Rat, Professor der Geographie in Berlin. — Der geologische Unterbau von Deutschland. Von Johannes Walter, Geh. Rat, Professor der Geologie und Paläontologie in Halle. — Das Klima Deutschlands. Von Wilhelm Schmidt, Professor der Meteorologie in Wien. — Deutschlands Flüsse, Kanäle und Küsten. Von Karl Sapper, Geh. Rat, Professor der Geographie in Würzburg. — Die stehenden Gewässer Deutschlands. Von Wilhelm Salbfuß, Professor in Jena. — Die Bodenschätze Deutschland als Kulturgut seiner Bewohner. Von Johannes Weigelt, Professor der Geologie in Halle. — Die deutsche Landschaft in ihrem pflanzengeographischen Wesen. Von Walther Wangerin, Professor der Botanik in Danzig-Langfuhr. — Die Urbewohner Deutschlands. Von Ferdinand Virkner, Geh. Rat, Professor der Anthropologie in München. — Die Besiedlung Deutschlands. Von Otto Schlüter, Professor der Geographie in Halle. — Die Kultur des deutschen Bodens. Von Theodor Noemer, Professor der Pflanzenbaukunde in Halle. — Die Wege der deutschen Geschichte, entwickelt aus dem Boden- und Wasserverhältnissen Mitteleuropas. Von Albert von Hofmann, Professor der Geschichte in Marburg.

W. Stapel schreibt im „Deutsch. Volkstum“ zum Thema „Nationalismus“: „Die letzten Ursachen des Interessantseins sind biologischer Art: innerhalb eines zusammengehörenden Kreises von Menschen ist ein geistiger Zustand herangereift, der nur in einer darauf abgestimmten Weise angesprochen werden kann. Dieser reaktionsbereite Zustand wird durch bestimmte Wendungen, Gedanken berührt. Die journalistische Kunst besteht darin, aus der seelischen Witterung für den derzeitigen reaktionswachen Zustand den „interessanten“ Stoff oder das „interessante“ Wort zu treffen.“

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosenkranzstr. 2. Tel. 29-56. • Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmarz
Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Rastig. Direktor Alfred Balter. • Bezugspreis: für ein Vierteljahr
1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmt.; Zeitl. 2.25 Rst. Einzelnummer 0.25 Kr. • Best. empfängt: die Geschäfts-
stelle d. „Revaler Boten“, Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. • Zahlstellen (laut Konto „Esl. Verlagsgesellschaft
Wolb. Rentmann & Co.“) — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postcheckkonto Berlin 122602

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Halbmonatsschrift für wissenschaftliche
und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Reval

Nr. 10

Freitag, den 31. Mai 1929

5. Jahrgang

Urentwicklung des Menschen.

Tatsachen und Gedanken von D. Arthur Neuberg *).

Genes ironische Wort eines isländischen Politikers „es ist nicht immer ein Unglück, wenn Richter Juristen sind“ könnte man auf das obengenannte Wort in positivem Sinne abgewandelt, etwa so übersetzen: „es ist ein Glück, wenn die Fachwissenschaft von Zeit zu Zeit vom Nichtfachmann dargestellt und behandelt wird.“

Ein Theologe, wenn wir nicht irren, Superintendent in Meissen hat sich an die große Aufgabe gewagt, den Stand der heutigen Anthropologie in gemeinverständlicher Weise zu beleuchten und in sorgfältiger Kritik erwiesene Tatsachen von hypothetischen Deutungen und Gedanken zu scheiden.

Im Vorwort bekennet sich der Verfasser zum klugen Worte des Berliner Anthropologen Hans Friedenthal, die Naturwissenschaft sei anthropozentrisch, d. h. — richtig verstanden — der Mensch sei Ausgangspunkt und Endpunkt aller Naturerforschung. Ausgangspunkt insofern, als wir die Erscheinungswelt nicht anders sehen können, als mit menschlichen Augen, sie nicht anders deuten können, als vom menschlichen Geiste aus, Endpunkt insofern, als die Stellung des Menschen in der Natur und zugleich über ihr, der Sinn und die Aufgabe des Menschenlebens, sein Woher und Wohin letzten Endes doch das Ziel aller Naturwissenschaft bleibt.

„Ich habe es daher unternommen“, sagt der Verfasser, „langjährige Studien auf diesem Gebiete, dem biologisch-anthropologischen, wie dem prähistorisch-kulturellen, zusammenzufassen und übersichtlich denen zugänglich zu machen, die gewillt und berufen sind, unanfechtbare Ergebnisse sich anzueignen und mit ihren Überzeugungen gründlich in Einklang zu setzen. Es war dabei unerlässlich, auch die großen Linien der biologischen Entwick-

*) E. Bertelsmann. Gütersloh. 1928. 426 S. In der Wanderbücherei.

Lungslehre auf den Menschen hin und die moderne Vererbungslehre herein-zuziehen.“ „Daß dies ein Theolog unternimmt, soll niemanden zu der Mei-nung bringen, als ob das Buch von vornherein „apologetisch“ eingestimmt, also tendenziös sein müßte. Ich habe mich redlich bemüht, objektiv und unbefangen darzustellen, was ich für sicher erarbeitet halte. Erst gegen Ende hin habe ich mehr an die weltanschaulichen Probleme gedacht. Auf k a t h o l i s c h e r Seite gibt es schon lange eine Reihe vortrefflicher Ge-lehrter, die prähistorisch und anthropologisch Hervorragendes geleistet und sich vor der Fachwissenschaft Ansehen erworben haben. Wir e v a n g e - l i s c h e Theologen arbeiten mit etwas anderer Einstellung und weniger gebundener Marschroute, aber jedenfalls haben Männer, wie Obermaier und Breuil in der Prähistorie, Birkner und Bumüller in der Anthropologie, Wilhelm Schmidt und sein Schüler in der Ethnologie, Wasmann und Rahm in der Biologie, Muckermann in der Rassenhygiene den Beweis ge-liefert, daß man sehr ernst und tüchtig naturwissenschaftlich mitarbeiten kann, selbst wenn man „unter Voraussetzungen“ arbeitet. Und wer arbeitet im letzten Grunde voraussetzungslos?“

Der Verfasser weist dann auf M. Titius umfassendes Werk „Natur und Gott“ hin und fährt fort „wir sind längst von beiden Seiten zur richtigen Neutralitätserklärung gelangt, mit welcher die früher üblichen, auf den Höhen der Wissenschaft jetzt ganz verstummten Angriffe für immer erledigt sind. Hier gelte das Geheiß: Gebet der Wissenschaft, was der Wissenschaft ist, und Gott, was Gottes ist.“

„Der philosophisch und theologisch Interessierte wird entdecken, wie interessant das ganze Gebiet ist und wie es sich vielfach im Grunde um die-selben Probleme bewegt, die ihn selbst beschäftigen. Ich erinnere an das Problem: Angeboren oder erworben, Erbgut oder Umwelt? Also Au-gustinus oder Pelagius? Die Waagschale der Wissenschaft neigt sich be-kanntlich jetzt tief nach der ersteren Seite.“

Aus diesen einleitenden Worten ist es ersichtlich, daß es sich bei diesem Werk um weit mehr handelt, als eine Biologie des Menschen, d. h. eine Anthropologie oder Entwicklungs-geschichte. Hier wird bemerkenswerter-weise von t h e o l o g i s c h e r Seite her der Versuch gemacht eine Brücke zu bauen zwischen Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft, zwischen Naturgeschichte und Menschheits- d. h. Kulturgeschichte, zwischen Natur und Religion. Und in überzeugender Weise kann der Verfasser zeigen, daß wir bei diesem Brückenbau längst über die erste Grundsteinlegung hinaus sind, daß Baumeister überall am Werke sind, denen der Grundplan ahnungs-voll vor sich weht, während die Menge noch verständnislos diesen Bauanfän-gen gegenübersteht und wohl nicht früher daran glauben wird, daß das Transzendente auch vom realen Erdgrund des Naturhaften erreicht, die Luft überspannt werden kann, als bis sie mit eigenen Augen diesen über-spannenden, zum andern Ufer „transzendenten“ Weg sieht.

Man darf mit gutem Recht behaupten, daß alle großen Probleme, die heute den denkenden Menschen bewegen, wenn auch erst auf geschichtlichem Boden entstanden, doch im engsten Zusammenhang mit den Gedanken und

Ideen stehen, die sich aus der Erforschung der Urentwicklungsgegeschichte des Menschen ergeben, mag es sich um die düstere Prophezeiung vom „Untergang des Abendlandes“ handeln, um den Kampf zwischen Intellekt und Intuition, die Ost-Westspannung oder um die Erziehungsfrage im weitesten Sinn, um das Verhältnis von Individuum und Gemeinschaft, um unsere Bildungsaufgabe, um Ehereform und v. a.

Alle diese entscheidenden Fragen können ohne Kenntnis biologischer Zusammenhänge immer nur einseitig beleuchtet und gelöst werden und daß sich heute die Zeichen dafür von Tag zu Tage mehren, daß auch von kirchlicher Seite diese Zusammenhänge begriffen und ihrem Werte nach gebührend geschätzt werden, ist freudig zu begrüßen. Die protestantische Kirche hat leider in der Hinsicht der katholischen einen weiten Vorsprung gelassen und es ist hohe Zeit, das Versäumte nachzuholen.

Eine Führung durch die „Mensch“-ausstellung des Deutschen Hygienemuseums, die der Verfasser dieser Zeilen, in Danzig speziell für Vertreter der protestantischen und katholischen Kirche veranstaltete, gehört mit zu seinen erfreulichsten Erinnerungen, denn aus den Schlußworten des hochverehrten und bedeutenden Danziger Generalsuperintendenten D. Dr. Kalweit klang deutlich jenes freudige Erstaunen über die vielfachen Berührungspunkte zwischen der heutigen Biologie und der christlichen Religion heraus.

Biologie und Religion, unter diesem Zeichen steht D. Neuberg's „Urentwicklung des Menschen“.

Die Einteilung des ganzen Werkes ist originell und geistvoll. I. Weltentwicklung (Kosmogenezis). II. Erdentwicklung (Geogenezis). III. Entwicklung des Lebens (Biogenezis). IV. Einzelentwicklung (Ontogenezis). V. Stammesentwicklung (Phylogenezis). VI. Erbentwicklung (Phänogenezis). VII. Entwicklung des Menschen (Anthropogenezis). VIII. Kulturentwicklung (Kulturelle Anthropographie, Technogenezis). IX. Seelentum und Geisteskultur (Psychogenezis). X. Weltanschauungsfragen und XI. Der Hochtweig des Menschen (Teleogenezis).

Ein 34 Seiten umfassendes ausgezeichnetes Literaturverzeichnis für alle einschlägigen Fragen beschließt das Werk. Die bunte Reihe der Autorennamen wie Goethe, K. E. v. Baer, Görbiger, Wegener, Abel, Dacqué, Bend, O. Hertwig, Bunge, Hegküll*), Driesch, Litius, Klaatsch, Gausser, Reinke, Bland, Einstein, Kernst, Niebische, Muckermann, Montelius, Mendel, Lenz, Baur, Kretschmer, Frobenius, Eucken, Chamberlain u. v. a. zeigt von dem umfassenden Wissen des Verfassers und der kritischen Umsicht, mit der er den gewaltigen Stoff nach allen Richtungen hin geprüft und gestaltet hat.

Eine ganze Reihe dieser Namen sind bereits häufig dem Leser unseres Blattes begegnet und wiederum eine nicht geringe Anzahl der genannten Forscher haben wir in den Vortragskursen persönlich kennen gelernt. Damit

*) Warum der Verfasser unseren Landsmann v. Hegküll zum „Holländer“ (p. 35) macht, ist nicht recht ersichtlich.

soll nur gesagt werden, daß der Leser unseres Blattes sich nicht auf fremden Boden begibt, wenn er nach dem Buche Neubergs greift.

Es gibt gewiß zahlreiche auch dem Laien verständliche Werke über Einzelfragen des umfassenden Gebietes der Menschheitsentwicklung, aber kaum eines, das so weitsehend in wohl alle Probleme hineinführt, die irgendwie mit diesem Gebiet zusammenhängen.

Das Buch steht in seiner kritischen Besonnenheit und seinem idealistischen Standpunkt so recht eigentlich unter dem Zeichen R. E. v. Baers, ja auch Uexkülls. Aber die geistesgeschichtliche Lage ist seit den Zeiten Baers eine wesentlich andere geworden. Aufstark sind in letzter Zeit die scheinbar unumstößlichen Gesetze der Physik und Chemie, auf denen sich doch alle Versuche einer rein materialistischen Lebenserklärung aufbauten, erschüttert worden. 1921 sagt der berühmte Physiker Nernst: „Es gibt kein Naturgesetz, das das, was es erklären möchte, restlos erklären kann, und keines, das auf einen Ewigkeitswert Anspruch machen darf: alle sind *provisorischen* Charakters. Die Hauptsache ist, daß ein von den Zeitgenossen als richtig erkanntes und anerkanntes Naturgesetz fruchtbar ist und die Erkenntnis fördert.“ Ganz ähnlich äußern sich andere führende Physiker. „Heute ist das metaphysische Bedürfnis schon so an der Tagesordnung, daß es auch von großen Physikern, wie Max Planck, Wilhelm Nernst und Heinrich Herz ungeschont ausgesprochen werden kann (Neuberg).“ „Ist das Geistige in uns wirklich etwas Selbständiges? Ist es nicht ein Spiel der Nervenfasern, das wir aus Vorurteil für selbständig und für unser eigentliches Ich halten? So hört man wohl fragen, weniger von Naturforschern, als von Dilettanten, die sich für weise halten“ (W. Gaacke).

Heute leuchten wieder über der Eingangspforte zu diesen tiefsten Fragen die Worte R. E. v. Baers auf: „Eine vierfache Sehnsucht, die den Tieren ver sagt ist, wohnt in der Brust des Menschen als Zeichen seiner Bestimmung: die Sehnsucht nach dem Heiligen, die wir Glauben nennen, die Forderung der Pflicht, die wir Gewissen nennen, die Lust an der Erkenntnis, die wir Wißbegierde nennen, die Freude am Schönen, die wir Kunst Sinn nennen. Diese vierfache Sehnsucht legt Zeugnis davon ab, daß der Mensch Gottes Ebenbild ist: sie ist der Magnet, der den Menschen nach oben weist: du bist göttlichen Geschlechts.“

Hier kann nur flüchtig darauf hingewiesen werden, daß in der Frage nach der physischen Entwicklung des Menschen in phylogenetischem Sinn der Verfasser den Anschauungen Dacqué's und Würzburg's, somit Meißner's zuneigt, (auch Bergson in gewissem Sinn), und daß das Leib-Seeleproblem, das heute von der Mageschule (Prinzhorn u. a.) in den Vordergrund des Interesses gerückt wird, auch vom Verfasser ausführlich behandelt wird, ohne sich in allzu spekulative Tiefen zu verirren. Auch hier begegnen wir Anschauungen, die in unserem Blatt öfters vertreten wurden: „entsprechend der heutigen Neigung zur Ganzheitsbetrachtung des Organismus . . . wird die Seele nicht bloß als eine zufällige Summe einzelnen psychischer Funktionen, sondern als eine Einheit genommen, . . .“ „Die neuere Psychologie unter Führung Karl Bühler's ist auf Ganzheit und Einheit gestimmt.

William Stern nennt das neue System Personalismus.“ Von dem Leiter des Berliner Kaiser-Wilhelm-Instituts für Gehirnforschung Oskar Vogt sagt der Verfasser: „Er ist weit davon entfernt, in materialistischer Weise die seelischen Funktionen als bloße Produktionen der Gehirngorgane zu fassen. Das Seelenleben ist ihm etwas total Wesensanders, und wer danach frage, wo im Gehirn die Seele zu finden sei, der gleiche einem Menschen, der ein Klavier zerlege, um die „Musik“ zu finden. Das Gehirn gilt also mehr als ein wunderbar gebautes Schaltwerk, nicht als eine mechanische Werkstätte.“ (Ähnlich auch Bergson.)

In den Schlußkapiteln kommen „Urstand, Paradies, Sündenfall“ zur Sprache, Abschnitte von höchster Bedeutung, Fragen nach dem Auf- oder Abstieg der Menschheit, in denen auch die Wissenschaft uns keine eindeutige Antwort gibt, die aber doch wohl durch die Deutungsversuche des Verfassers zum Nachdenken anregen.

Es weht die gesunde Luft des klassischen Idealismus und des protestantischen Geistes durch das Buch und öffnet den ehrlichen Naturerforschern die Tore zu einer Gemeinschaft des Geistes, die heute dringender ist, denn je. Und es ist kein geringes Ehrenzeugnis für uns Valtin, wenn der Verfasser sein großes Werk mit den Worten unseres verstorbenen Landsmannes Karl Girgensohn abschließt:

„Nirgends strahlt die Welt des Glaubens heller und reiner, als wenn sich trotz aller Schärfe und Kritik, trotz allen Eifers der Reduktionsversuche wieder einmal erwiesen hat, daß die Glaubenswelt eine Welt für sich ist, innerhalb und doch außerhalb und überhalb der ganzen irdischen Welt, kurz gänzlich unabhängig von dem, was in allen anderen Wissenschaften betrieben wird, und dennoch den wissenschaftlich gesicherten Erkenntnissen der anderen Stufen nicht widersprechend, sondern nur ganz anders als sie.“

* * *

Wir haben allen Grund auf das oben besprochene Werk die Aufmerksamkeit unserer Leser zu richten, enthält es doch in allem Wesentlichen dieselben Grundgedanken, die wir in unserem Blatt seit dem Beginn seines Erscheinens bis heute verfolgt haben. Der Weg, den wir eingeschlagen haben war der vom Menschen und dem Boden, dem er entwachsen, d. h. seiner naturhaften und kulturhaften Verbundenheit mit der Heimat aus in das Reich der Ideen, der unserer Ansicht nach der naturgegebene, mithin der organische Weg ist. Es ist ein Irrtum, der immer wieder von seiten der Geisteswissenschaften begangen wird, daß man glaubt, die Natur fände das Ende ihres Reiches in der Welt der äußeren Erscheinungen, der naturhaften Umwelt.

Sobald wir auch nur den leisesten Versuch machen die Sinnzusammenhänge dieser Erscheinungswelt zu deuten und zu erkennen, finden wir in diesen Zusammenhängen Ideen, die uns immer höher hinauf in das Reich des Geistigen und Transzendenten führen.

Daß dieser Weg nun auch von der evangelischen Kirche in Deutschland betreten wird, um uns aus der Kompaßlosigkeit und der Wirrnis dieser Zeit auf eine zielsichere Bahn zu stellen, ist freudig zu begrüßen und ein Beleg mehr dafür, daß dieser Bildungsweg, der einmal für uns Valten Tradition war und auch heute bleiben sollte auch in Deutschland von immer weiteren Kreisen als einer der wesentlichsten, vielleicht der wesentlichste, erkannt wird.

Sind nicht die Aussprachen zwischen Ärzten und Seelsorgern, die von dem Leiter des apologetischen Seminars in Spandau, Pfarrer Schweizer, geleitet werden und die eine gemeinsame Basis für Seelsorge und Krankenbehandlung schaffen wollen, die die schwierigen Probleme Schuld oder Schicksal, Krankheit des Leibes oder der Seele von einer gemeinsamen Grundanschauung aus klären wollen, Beweis genug, daß es sich hier nicht um Fragen handelt, die einige philosophische Köpfe interessieren können, sondern um Lebensfragen der heutigen ratlosen Menschheit?

Und weiter: weshalb darf die von uns herausgegebene Festschrift „Baltisches Geistesleben“ Anspruch erheben, nicht nur in unseren Heimatkreisen die Erinnerung an vergangene reichere Zeiten zu wecken und nach Möglichkeit auch den kommenden Generationen die Pflicht zur Erhaltung unseres Kulturerbes ans Herz zu legen, sondern auch in den Kreisen unserer Stammesgenossen draußen in Deutschland gelesen und beachtet zu werden? Weil sich hier bei uns ein deutscher Stamm durch seine Totalverbundenheit mit der Natur seines Heimatbodens eine Kultur geschaffen hat, die bodenständig ist, d. h. aus der Natur und Geschichte der Heimat herausgewachsen ist! Ist es bloß ein Spiel des Zufalls oder sollte nicht vielmehr ein tiefer Sinn darin zu suchen sein, daß sogar innerhalb der drei früheren Ostseeprovinzen, Liv-, Est- und Kurland, trotz ihrer geopolitischen Zusammengehörigkeit eine gewisse Besonderheit der kulturellen Atmosphäre jede Einzelprovinz charakterisierte, wenngleich sie das gemeinsame geistige Zentrum der Dorpater Universtität verband?

Es herrscht nämlich ein eigenartiges Verhältnis zwischen den Wissenschaftlern livländischer und estländischer Provenienz. Bei letzteren gehört die überwiegende Mehrheit der bedeutenderen zu irgendeinem Gebiet der Naturwissenschaft, bei den Livländern dagegen zu dem der Geisteswissenschaften, und zwar neben den Theologen vorzugsweise zu politischen Historikern und Kulturhistorikern. So scheint auch hier das Interesse an der wissenschaftlichen Erforschung der Umwelt bedingt durch die Art des Heimatbodens: in Estland erwuchs dieses Interesse vielleicht auf dem geologisch alten Boden des Silur's und forderte das Studium der Geologie und Prähistorie, der Entwicklungsgeschichte (R. G. v. Baer, der Geologe Schmidt, Pahlen, Uexküll und in jüngster Zeit noch Mag. Petersen, Friedenthal, Dr. Thomson) in Livland dagegen wandte sich die Forschung vorzugsweise historischen und kulturellen Problemen zu (Victor Gahn, Schirren, A. v. Dettingen, J. Eckardt, L. v. Schroeder, Ad. Harnack, G. v. Bruiningk u. A.), während die Zahl der Naturwissenschaftler auffallend gering ist. Nun lag es aber wiederum an der durch Dorpat bestimmten geistigen Atmo-

sphäre der Heimat, daß diese verschiedenen Interessengebiete keineswegs ohne Beziehung zu anderen waren, daß also der Naturwissenschaftler in beständigem Zusammenhang mit der Geisteswissenschaft lebte und arbeitete, wie auch umgekehrt, so daß wir keinen baltischen Gelehrten nennen können, der als Naturwissenschaftler reinster Mechanist, oder als Geisteswissenschaftler nicht auch zugleich in einem gewissen Sinne Evolutionist war *).

Die Repräsentanten baltischen Geistes, die bisher in den Hefen „Baltisches Geistesleben“ zu Worte gekommen sind — R. E. v. Baer, M. Graf Rehjerling, Adolf u. H. Garnaß, G. Bunge, L. v. Schröder, Julius Eckardt sind durch und durch typische Vertreter jener innigen Verbindung von Natur und Geist, es gab für sie ebensowenig eine geistlose atomistische Natur, wie einen von der Natur gelösten Menscheng Geist.

Und dieses innige Wechselverhältnis ist es, das uns nicht nur in vergangenen Zeiten den geistigen Stempel aufdrückte, sondern das allein uns noch heute davor bewahren kann, uns allzusehr von den rein praktischen, wirtschaftlichen Sorgen gefangen nehmen zu lassen oder andererseits weltfernen utopischen Idealen nachzujagen. Es ist unwissende Halbbildung, wenn davon geredet wird, daß die geistige Kultur dem in den Schoß falle, der durch Arbeit und Sparen wirtschaftlich stark geworden sei und als Kronzeuge für diese Behauptung Amerika angeführt wird. Amerika beweist das Gegenteil: wo über Erwerb und Arbeitsrazerei die eigentliche tragende Idee der Arbeit vergessen wird, stellt sie sich nicht als Frucht der Arbeit „von selbst“ ein, sondern wird von dem rollenden Rad der Zivilisation eingestampft. Aber es gibt ja noch überall Jagen. „gebildete Leute“, die bis heute den Unterschied von Kultur und Zivilisation, von Bildung und Wirtschaft nicht begriffen haben und beides beständig verwechseln! Kein Wunder, wenn Kultur und Bildung dabei zu kurz kommen **).

*) Vergl. hierzu die Einleitung zu Heft 2. Balt. Geistesleben.

**) Als Beispiel dafür, wie verworren und unklar, wie widerspruchsvoll noch heute die Männer denken, die ein Stück Führerverantwortung tragen sollten, seien aus einem Aufsatz der „Lat“, die, seitdem Niederichs die Schriftleitung in andere Hände gab, stark nach links abgescwenkt ist, folgende Sätze wiedergegeben (R. Gardon, Geistige Strömungen der Nachkriegszeit. Mai 1929). „Unser Schicksal ist zunächst und unausweichlich: die Wirtschaft. Der Versuch der letzten Generation, neben der unreinen Welt der gemeinen Wirklichkeit eine unberührte Gegenwart aufzubauen, muß endgültig hinter uns liegen. Unsere Zeit wird spürbar männlicher“. „Die folgenschwere Umstellung von einer überwiegend mechanistisch-kausalen Geistigkeit zu biologisch-polarem Denken hat sich in den letzten Jahren entscheidend durchgesetzt.“ „Dieses Hineinzerren (sc. bei Freud's Psychoanalyse) in die kalte Abtastung eines geschlossenen Intellekts zerstört mehr, als es schafft. Besonders Freud's letzte Schriften enthüllen immer deutlicher eine Besessenheit des reinen Intellekts, der seine Grenzen überspringt; es fehlt ihm die behutsame Ehrfurcht. . . .“ „Kunst wird wieder Glied, Dienst, Funktion, sie besteht nicht mehr als isolierte Selbstgenügsamkeit. Am deutlichsten wird das in der neuen Baukunst sichtbar. . . .“ „In der Dichtung tritt die Lyrik auffallend zurück“, dagegen „Werke, wie „Urwelt, Sage und Menschheit“ von Dacqué oder „der Aufgang der Menschheit“ von Hermann Wirth sind nur als Schöpfungen innerer Schau, als Dichtung beherrschter Phantasie zu verstehen“. „Goethes Mahnung, das Unerforschliche ruhig zu verehren, wurde stets zitiert und nie befolgt. . . . Ein überhebliches Gemengsel von Rationalismus und Mystik, wie Steiners Anthropo-

Was hat nun das Alles mit der „Ur-Entwicklung des Menschen“ zu tun, von der oben die Rede war? Sehr viel. Sind wir ein Geschlecht, das mit tiefer Befriedigung auf den zurückgelegten viel tausendjährigen geschichtlichen Weg zurückblicken kann, das in der zivilisatorischen Breite und Bequemlichkeit unseres Lebenszuschnittes bereits die deutlichen Zeichen unseres stetigen geistigen Fortschrittes erkennen darf, oder haben wir uns von einem zwar primitiven aber doch paradiesischeren Urzustand durch die Frucht vom Baum der Erkenntnis auf einen Irrweg verleiten lassen, uns mit Schuld beladen? Ist es S c h i c k s a l oder S c h u l d, daß unsere Kulturarbeit bald zu zivilisatorischer Mache erstarrt und wir anstatt Herren der Situation und Gestalter zu bleiben, deren Sklaven werden? Liegt in dem Evangelium der Massen, welches den sichtbaren Erfolg für das untrügliche Zeichen des Fortschritts hält, auch nur die geringste Gewähr für dessen inneren Gehalt? Hat die demokratische Parole, die den guten Rechner und wirtschaftlich Star-ken zum Führer bestellt uns den Glauben wiedergegeben, daß das durch die Kriegs- und Nachkriegsjahre aus dem Gleichgewicht gebrachte Europa wieder zur Vernunft kommen werde? Ist der Kampf der Minoritäten um ihr Selbstbestimmungsrecht in ihrem kulturellen Aufgabenkreise nur ein wirtschaftlicher, oder geht es um höhere nicht berechenbare Werte?

Alle diese Fragen und ungezählte andere, die uns in unserem täglichen Leben entgegentreten, liegen in der einen großen Frage beschlossen: wohin hat uns der Menschheitsweg geführt, von woher kommen wir und wohin gehen wir und vor allem w o h i n s o l l e n wir gehen?

Wenn auch Geologie, Paläontologie, Urgeschichte der Menschheit uns auch noch keineswegs eine eindeutige Antwort auf diese Fragen geben, ja nicht einmal die Geschichte das vermag, so ist es doch immerhin von höchster Bedeutung, daß ein Theologe mit anerkannter Objektivität uns den Widerstreit der Meinungen im naturwissenschaftlichen Lager selbst zeigt und zugleich darauf hinweist, wie stark diese Wissenschaften heute dazu gedrängt

sofie fand Tausende von Anhängern“. „Will man für die neue Geistigkeit nach einem zusammenfassenden Wort suchen, so nennt man sie am besten Realismus (cf. Freyer in Heft 5. uns. Bl.)“. „Die Fragen nach der Struktur der Welt ist zugleich die Frage nach der Struktur des Menschen. Zwischen ihnen besteht Polarität. Unser Weltbild kann nur ein Spiegelbild unseres zentralen Wollens sein“. „Die Verwirklichung der neuen Gesellschaft ist nur möglich mit Hilfe des hochentwickelten Individualismus (also doch? d. Schriftl.) gegen die Folgen des Individualismus (?? die Schriftl.)“. „Die Entfaltung der neuen Seelenkräfte, welche den verdorrten Boden einer intellektualisierten Zeit überströmen sollen, ist nur möglich mit Anspannung der am besten ausgebildeten europäischen Kraft, des Intellekts (?? d. Schriftl.)“. „Vor allem ist die glühende Behendigkeit des Intellekts wertvoll und drängt immer wieder von festen eindeutigen Bindungen ab“, d. h. der Intellekt relativisiert und rechnet, aber trotz dem soll er der Retter in der Not sein, denn „der Mensch ist heute Entscheidung. Entscheidung im Glauben und ohne Widerruf“. Ist das nicht banalster Aufklärungsglauben, daß die „Entscheidung aus dem Glauben“ vom Intellekt geschaffen werden soll?

Wie zuträglich wäre es diesen Herren Kulturphilosophen, wenn sie den Gedankengängen Fr. Würzbach's in seinem Vortrag „der Günstling der Natur und der große Kopf“ nachdächten“.

R. v. E.

werden, ihren bisher verhüllten ideellen, ja metaphysischen Gehalt zu bekennen. Und dieser Umstand ist es, der sie nicht nur den Geisteswissenschaften überhaupt, sondern insbesondere der Religion und ihrer historischen Entwicklung nähert *).

Wir wünschen diesem Buch viele Leser, insbesondere unter den theologisch Gebildeten und den kirchlichen Kreisen.

R. v. E.

Fortschritte der Wettervorhersage.

Kurz- und Langfrist-Prognose. — Die Polarfronttheorie.

Von Prof. Dr. L. Weichmann,

Direktor des Geophysikalischen Instituts der Universität Leipzig.

Seit einiger Zeit kann man die Wahrnehmung machen, daß die früher so beliebte Witzerei über die Wetterprognose mehr und mehr verstummt und einer beständig an Ausdehnung zunehmenden Verwendung derselben Platz macht, nicht bloß von seiten derer, für die das Wetter nur eine Sonn- und Feiertagsfrage ist, sondern besonders von seiten der Industrie und Handelskreise, die in ihren Unternehmungen mehr oder weniger vom Wetter abhängig sind. Denn das ist zweifellos: Das Wetter ist einer der wichtigsten wirtschaftlichen Faktoren des menschlichen Lebens, sei es, daß seine verhängnisvollen Einwirkungen menschliches Hab und Gut gefährden, sei es als fördernder Faktor für unsere Arbeit.

Von besonderem Interesse ist nun die Frage nach dem zukünftigen Wetter. Sie verlangt eine Prognose, und zwar entweder auf kurze Frist, oder auf mehrere Tage und selbst Wochen. Welches sind nun die Anhaltspunkte um die Gestaltung des Wetters vorherzusagen zu können? Seit es Wetterkarten gibt, weiß man, daß eine Witterungserscheinung, die wir zu einer bestimmten Zeit, z. B. in Leipzig beobachten können, sich einige Zeit früher an einer anderen Stelle befunden hat, z. B. eine Stunde früher in Halle aufgetreten war, oder drei Stunden früher im Harz beobachtet wurde und noch früher an der Weser und am Rhein. Man hat aber auch gesehen, daß die Wettererscheinungen durchaus nicht immer vom Westen kommen, sondern auch häufig aus dem Norden oder Osten, und man entdeckte auch solche Vorgänge, die sich erst an Ort und Stelle gebildet hatten, kurz, man gelangte zu dem, was man Diagnose des Wetters nennen kann.

*) Um den Unterschied zwischen der heutigen geistigen Lage und der vor zwei Jahrzehnten scharf zu formulieren, könnte man einen Ausspruch Diltheys zitieren: „Die Natur erklären wir, das Seelenleben verstehen wir.“ Das war für die damalige Zeit richtig. Heute würden wir sagen „die Naturerklärung genügt uns nicht mehr, wir wollen auch die Geheimnisse der Natur nacherlebend verstehen“ d. h. wir stellen uns zu ihr heute ähnlich wie zu den Fragen des Seelenlebens, d. h. auf den psychologischen Standpunkt.

Eine wesentliche Verbesserung auf diesem Gebiete brachte zunächst die Funkentelegraphie, besonders auch auf Schiffen. Im Gegensatz zu früher ist nun das Meer nicht mehr das unbekannte Gebiet der Wetterkarte, sondern wir wissen genau, was in der Atmosphäre über den Ozeanen sich abspielt.

Und nicht allein vom Meere, sondern auch aus den weit entfernten, früher für den Wettertelegrammverkehr nicht erreichbaren Gebieten bringt uns heute die elektrische Welle Kunde: Rußland, Japan, Amerika usw. senden ihre Wetternachrichten, hören die unsrigen, so daß nunmehr ein Ziel erreicht ist, das noch vor 10 Jahren den kühnsten Traum der Meteorologen gebildet hat.

Aber nicht allein die Ausdehnung des Nachrichtenmaterials, sondern auch dessen Qualität wurde verbessert. Hier haben bekanntlich auch die Erfahrungen des Krieges einen starken Einfluß ausgeübt. Besonders die Methoden, Nachrichten aus der Höhe zu erhalten, wurden ausgebaut, denn alle Witterungsänderungen kündigen sich zuerst in den großen Höhen der Atmosphäre an, ehe sie in den bodennahen Schichten bemerkbar werden. Die Nachrichten aus der Höhe bringt uns neuerdings neben dem bereits vor dem Kriege gebräuchlichen Pilotballonen und Drachenaufstiegen das Flugzeug, das jetzt von einer ganzen Reihe von aerologischen Stationen regelmäßig benutzt wird.

Außer dieser Ausdehnung der Beobachtungen auf die höheren Luftschichten wird aber auch jetzt von den Bodenstationen viel mehr als früher gemeldet, wo in den Telegrammen viel mehr an Worten gespart werden mußte, als heute beim Funkverkehr. Die Telegramme der früheren Zeit kommen uns jetzt sehr ärmlich vor. Wir verfügen heute über ein ganz genaues Bild des Wetters an irgend einem Orte fast der ganzen Nordhemisphäre. Es versteht sich von selbst, daß so inhaltreiche Nachrichten zu umfangreich wären für die Übermittlung im Wortlaut, die Telegramme sind alle verschlüsselt, und zwar auf Grund internationaler Vereinbarung.

Das sind die wesentlichsten Neuerungen und Verbesserungen in der Art und Ausdehnung des Beobachtungsmaterials, auf Grund deren an eine Verbesserung der Wettervorherjage gegangen werden konnte.

Es waren aber nicht nur Erweiterungen des Materials, sondern auch vor allem Erweiterungen unserer Kenntnisse, da ja das umfangreichste Material nichts nützen würde, wenn wir es nicht entsprechend verwerten könnten. Eine der wichtigsten neueren Methoden der Wettervorherjage ist die vom Norweger S. Vernees stammende sogen. Polarfronttheorie, die jetzt fast an allen Wetterdienststellen der Erde Eingang gefunden hat. Diese Theorie ist auf dem Boden des verdichteten Beobachtungsnetzes erwachsen. Es zeigte sich nämlich, daß alle Wettererscheinungen sich anschniegen an gewisse Linien, längs deren kalte und warme Luftmassen aneinandergrenzen. Man unterscheidet die trockenen und kalten Luftmassen polaren Charakters und die wärmeren und feuchten von äquatorialem Charakter. Die ersteren bilden die unteren Schichten der Atmosphäre, sie schieben sich unter die

wärmeren, die an ihnen in die Höhe gleiten und dabei in die kälteren Höhenschichten des Luftmeeres gelangen. Durch diese Abkühlung entsteht dann eine ganze Reihe der bekannten Witterungserscheinungen: Wolkenbildungen, Regen und Schnee. Diese Erscheinungen heften sich naturgemäß an jede Trennungslinie der beiden Luftmassen, die demnach die größte Rolle bei der Prognose spielt. Wenn ihre Lage und die Gesetze ihrer Bewegung bestimmt sind, dann kann der Zeitpunkt des Eintreffens dieser Linie an bestimmten Orten genau vorhergesagt werden, und mit ihm die Reihenfolge der Wettervorgänge. Es ist einer der vom Publikum am meisten beobachteten Fortschritte der Wetterprognose, daß sie jetzt derartige zeitlich zuverlässige Angaben zu machen vermag, und dieser Fortschritt ist also zu danken der genaueren Analyse des gesamten Zustandes der Atmosphäre auf Grund der Polarfronttheorie, die übrigens auch sehr wichtige Anhaltspunkte zur Beurteilung der Lebensdauer von atmosphärischen Störungen geliefert hat.

Das bisher Gesagte bezieht sich hauptsächlich auf solche Prognosen, die mit Gültigkeit für einen Tag von den Wetterdienststellen ausgegeben werden. Aber das Interesse der Allgemeinheit liegt vielmehr bei der jogen. Langfristprognose. Der Landwirt möchte wissen, wie er seine Arbeit einteilen soll, der Sommerfrischler, wann er am besten auf Urlaub geht, usw. Dieses große Bedürfnis ist der Grund, für die Beliebtheit von Wetterpropheten, wie dem hundertjährigen Kalender u. a., obgleich jeder bei einigermaßen sorgfältiger Prüfung sich davon überzeugen kann, daß er diese Entscheidung ebenso gut bei den Knöpfen seiner Weste holen kann.

Es gibt im wesentlichen zwei Methoden, die versuchen, dem Problem der Langfristmethoden näher zu kommen: die statistische und die physikalische. Beide gehen von der Annahme aus, daß die scheinbar so willkürlichen Änderungen der Witterung im innersten doch durch ein mächtiges Gesetz beherrscht seien, — sie fahnden nach den „verbrecherischen Periodizitäten“. Die Statistiker sind dabei der Meinung, daß ein und dieselbe Periode sich in der Atmosphäre durch beliebig lange Zeiträume erhalte, während die Physiker nur verhältnismäßig kurze Zeiträume zugrunde legen. Daß es sich lange Zeit erhaltende Periodizitäten gibt, kann nicht geleugnet werden, wir brauchen nur an die Sonnenfleckenperiode von 13 Jahren zu erinnern, die sich in der Temperatur, und, wie Weinkenner wissen, auch in den „Wein Jahren“ verrät. Es scheint auch noch andere Perioden zu geben, doch muß gesagt werden, daß die bisher auf Grund dieser Perioden aufgestellten Prognosen recht wenig befriedigt haben. Die „physikalische“ Methode sucht aus dem Verlaufe des Luftdruckes die gerade in der Atmosphäre wirkenden Wellen herauszufinden, und berechnet dann den kommenden Luftdruck unter der Annahme, daß sich die gefundenen Wellen noch einige Zeit durchsetzen werden. Mit diesem hauptsächlich in Italien von den Professoren *Verelli* und *Matauzzi* angewendeten Verfahren sind bemerkenswerte Erfolge erzielt worden. Auch in Rußland wurde eine derartige Methode von dem ukrainischen Gelehrten *Danilow* angewandt, und auch dieser scheint insbesondere in landwirtschaftlichen Kreisen große Anerkennung zu finden.

Wobon wir durchdrungen sind nach diesen Erkenntnissen ist, daß die Erforschung der inneren Zusammenhänge der Luftmassen und ihrer Bewegung z. Bt. eines der wichtigsten Probleme der Meteorologie ist, das uns zweifellos in absehbarer Zeit zu einer befriedigenden Lösung der Aufgabe führen wird, auch für längere Zeit im voraus den Verlauf der Witterung zu bestimmen. Daß dabei mit Wahrscheinlichkeiten gerechnet werden muß, daß wir nie zu einer absolut sicheren Beherrschung der Zukunft kommen werden, ist klar — alles Wissen ist Stückwerk, und wir müssen fast in allen Fragen des menschlichen Lebens uns mit Wahrscheinlichkeiten abfinden: im geschäftlichen Leben, in der Wirtschaft, in gesunden und kranken Tagen ist alles auf diesen Begriff aufgebaut. Das Problem kennen lernen in seiner ganzen Verwickeltheit ist das Ziel. Dann verlangt und versucht niemand mehr Unmögliches, strebt aber um so eifriger dem Erreichbaren nach.

Erlesenes aus dem „Deutschen Volkstum“.

Die Frage nach dem Wesen echter Autorität beantwortet W. Stapel in einem offenen Brief an den Reichsinnenminister Sebering folgendermaßen.

„Sie wollen wie so viele die Staatsbürger zur Republik „erziehen“. Aber Sie dürfen nicht übersehen, daß der gegenwärtigen Republik die erste Vorbedingung aller Erziehung fehlt: die menschliche Autorität. Nicht Ihnen persönlich, aber der Republik. Gewiß, wir dürfen die Korruptionserrscheinungen der ersten Jahre als Kinderkrankheiten ansehen, die überwunden werden. Aber es bleibt peinlich, daß der Barmatprozeß an bestimmten Stellen halt machte. . . . Catonischer Moralismus liegt uns fern, aber — rücksichtslose altrömische Strenge gegen sich selbst würde der Republik eine andere Autorität verschafft haben. . . . auch das „System Becker“ in der Kulturpflege belastet die Republik. Uns klingt noch der Überzeugungsbruchton der untertänigsten Kaiserreden von Becker und Külz in den Ohren — wie sollten wir ihren republikanischen Predigten etwas anders als Gronie entgegen bringen können? . . . Die liberal-demokratische Idee, die seit 1918 obendrein durch ihre Verbindung mit dem Defaitismus depraviert ist, hat heute ebensowenig wie die Republik, die diese Idee „unvollkommen verkörpert“, eine autoritative Macht über die Gemüter. Man liest es mit einer gewissen Mührung, wenn Dr. Simon von der „Frankfurter Zeitung“ . . . seinen Vortrag „Von der formalen zur wirklichen Demokratie“ mit der Forderung schließt: „Das demokratische Gemeinschaftsbewußtsein leidet daran, daß unsere Schulen immer noch zu einer Gemeinschaft an sich erziehen, statt zur Gemeinschaft der demokratischen Republik. Die Aufgabe heißt: die vorhandene Staatsform impulsiv, stürmisch, gerade gewaltfam mit demokratischem Leben zu erfüllen.“

Man kann einen Kontinental-Pneumatik mit Luft, aber nicht eine geschichtlich überalterte Staatsform mit Geist erfüllen. Zwischen Impulsivität

und Reflake, zwischen einem Frühlingssturm und der Warmluft aus einem Föhnapparat, zwischen naturhaft drangvoller Notwendigkeit und propagandistischer Kraftmeierei ist ein Unterschied. Wo nichts ist, hat nicht nur der Kaiser, sondern auch die Republik ihr Recht verloren. Ideen kommen nicht aus dem guten Willen, sondern sind Schicksal. Die Republik krampft an einer kraftlosen Idee herum. . .

Nur durch stolze Taten gewinnt ein Staat die Herzen, die von Natur (und nicht nur um des Vorteils willen) treu sind. Staaten werden im Tiefsten nur durch Taten von geschichtlicher Größe legitimiert, durch nichts anderes. Die deutsche Republik hat sich ihre wahre Legitimation durch ihr Konfubinat mit dem Pazifismus verdorben. Wie kann man politisch groß handeln, wenn man die Moral nur als „Dienst am Glück“ der Individuen auffaßt.

Durch autoritativ-erzieherisches Zureden kann die Republik uns nicht gewinnen, durch Taten will sie uns nicht gewinnen. Unsere politische Heimat liegt in der Zukunft. Was aber tut die Republik mit Menschen, die einen Staat aus neuem Geiste wollen? Sie ist mißtrauisch. Alte Leute sind mißtrauisch. Es ist gut so. — —



Zum Thema „Die Generationen in der Politik“ äußert sich wiederum W. Stapel, nachdem er die Aufstellung eines „klaren Programms“ für verfrüht hält — denn „es ist dumm zu glauben, daß eine geistesgeschichtliche Wandlung, wie sie sich in den politischen und wirtschaftlichen Katastrophen unserer Jahre ankündigt, durch die Aufstellung und Durchführung eines „klaren Programms“ zu einem zusammenfassenden Abschluß gebracht werden könnte. . . Dummköpfe verlangen, gesagt zu bekommen, „was“ sie „tun“ müssen. Ein Bismarck brauchte sich von niemandem sagen zu lassen, „was“ er „tun“ mußte — aber er mußte den ganzen Reichtum seiner Zeit in sich aufgenommen und ausgekämpft haben.

Die heranwachsende Generation wird (falls sie zu wirken berufen ist) nur aus der geistigen Atmosphäre heraus wirken können, die zu erringen die Zwischengeneration (d. h. die deren Weltbild sich während der Kriegszeit gestaltet hat. Die Schriftl.) begonnen hat. Das junge Geschlecht steht in einer zweifachen Gefahr: erstens in der Gefahr der Bequemlichkeit, zweitens in der Gefahr der sinnlosen Aktivität. Es ist bequem zu sagen: „Was soll uns all die „geistige“ Bemühung? Wo steht eine Front? Eingetreten! Und nun . . . drauf losmarschieren! Es wird schon gehn.“ Sowohl, es wird gehen, wie beim Kapp-Putsch und Hitler-Putsch. Man steht plötzlich mit einem langen Gesicht vor der Tatsache, daß man die Macht hat und trotz dem schönen Programm bringt man nichts zustande, weil man — nicht reif ist. Es ist unreif zu sagen: „Was soll uns all die „Metapolitik“? Diese Grübler „können“ ja nichts. Seht die Leute der Vorkriegsgeneration an, die zu Machtpositionen gekommen sind! Das ist doch was: Lassen wir die Geistigkeit Geistigkeit sein und werden wir zu ausführenden Organen

derer, die eine Macht errichtet haben!" Diese Leute werden verbraucht werden für etwas, das nicht von Dauer ist. Der bornierte Wirkungshunger macht ihr Leben unfruchtbar. Sie atmen zu hastig, sie nehmen ihr Lebensmaß zu kurz. Sie wollen ernten, ehe es Sommer und Herbst wurde. Sie können dem Rißel der „Wirkung“ nicht widerstehen, da es ihrem unkritischen Blick nicht auf den Sinn der Wirkung ankommt.

Es gibt für die Nachkriegsgeneration keinen andern Weg als den durch die geistige Welt der Zwischengeneration. (Wir vermeiden das Wort Kriegsgeneration, denn auch die „Alten“ standen „noch“ und manche der Jungen standen „schon“ im Kriege.) Der Wandlungsprozeß muß sich innerlich vollziehen, bevor das Neue von innen nach außen wächst und Gestalt gewinnt.“

Wenn auch die obenangeführten Bruchstücke aus den bemerkenswerten Aufsätzen W. Stapel's in erster Linie politisch gemeint sind, so kann man sie fast ohne irgendeine Änderung auch auf die kulturpolitische Gegenwarts-lage und deren Nöte anwenden.

R. v. E.

Wie urteilen urteilsfähige Männer über das „Deutsche Volkstum“? *).

Professor Dr. phil. Dr. ing. h. e. Felix Krueger, der Leipziger Psychologe: „Mit vielen, die mir nahestehen, bin ich dem „Deutschen Volkstum“ dankbar und zugetan. Es will nichts scheinen, schmeichelt nicht, will niemanden überreden. Es hat Charakter. Es hält sich hoch über bloßen „Interessen“ jeder Art. In seinen Aufsätzen, seinen Glossen wird vieles verkappt Dignierische aufgedeckt, das Gemeine beim rechten Namen genannt.“

Geheimrat Professor D. Dr. jur. Dr. med. Dr. phil. h. e. Reinhold Seeberg, der Berliner Theologe: „Ich habe jedes Heft des Jahrgangs aufmerksam gelesen, und ich kann sagen, daß ich mich immer mehr in den hellen Geist eingelebt habe, der Ihr Unternehmen leitet. Ihre Zeitschrift ist nicht ein Sprechsaal, sondern eine Gesinnungsschule, und das ist gut so. Man lernt hier eine Lebens- und Denkrichtung kennen, wie sie zumal in den jüngeren Kreisen heute vielfach vertreten ist. Daher glaube ich, daß auch Vertreter ganz anderer Richtungen gut täten, Ihr Blatt zu studieren. Was uns immer noch fehlt, ist, daß wir einander wirklich kennenlernen. Man kann aus Ihrer Zeitschrift das Streben unserer besten Jugend vortrefflich kennenlernen, und niemand, der nicht nur die Interessen

*) Wir haben mehrfach auf diese ausgezeichnete, ja vielleicht beste deutsche Zeitschrift Dr. W. Stapel's hingewiesen. Die Monatschrift „Deutsches Volkstum“ erscheint in der Hanseatischen Verlagsanstalt, Hamburg 36 und kostet p. Jahrgang 16 Mf.

R. v. E.

einer Partei oder Clique versicht, wird sich durch die betreffenden Ausführungen verlezt fühlen.“

Dr. Oswald Spengler, München: „Ich halte die Zeitschrift für die beste, die heute in Deutschland erscheint, und sehe nur einige, sagen wir Schönheitsfehler daran, über die sich im Rahmen eines Briefes schwer etwas sagen läßt. So sehr ich mit der glänzenden Kritik des heutigen Literatentums, soweit es sich in Zeitungen und Büchern ausdrückt, einverstanden bin, so sehr habe ich doch meine Bedenken gegen die „völkische“ Note, die sich gelegentlich etwas zu sehr bemerkbar macht.“

Dr. phil. Dr. med. h. c. E. G. Kolbenheyer: „Ich freue mich, da ich zum Zeugnis aufgerufen bin, für die von Dr. Wilhelm Stapel und A. E. Günther geleitete Zeitschrift „Deutsches Volkstum“ ein Wort einlegen zu können. Ich halte die Zeitschrift für eine der wesentlichsten und innerlich reinsten Stimmen der deutschen Gegenwart. Wer mein Werk kennt, weiß, daß dieses Urteil nicht schñöden Dank dafür bedeutet, daß Wilhelm Stapel für mein Werk eingetreten ist. Mag „Deutsches Volkstum“ zuweilen ohne Schonung vorgegangen sein, ich habe nicht bemerken können, daß seine Kritik unwesentlich, geistlos und lärmend geworden wäre, so sehr sie immer von Leidenschaft für das Deutschtum getragen war. Die Zeitschrift „Deutsches Volkstum“ ist offenkundig volksbewußt, ich würde aber Bedenken tragen, sie zur parteipolitischen Publizistik zu zählen; sie hat dem Politisch-Radikalen gegenüber den Kulturstandpunkt zu wahren vermocht. Ein hartbedrängtes, niedergehaltenes Volk bedarf solcher Stimmen, die ohne Demagogie aufrütteln und klären, wachhalten und wegweisen und Wächter sind in einer Zeit, deren Schrifttum vom Lärm des Marktes und der Macht übergeleitet ist.“

Ein Schriftleiter schreibt in einem nicht für uns bestimmten Brief an einen Freund: „Wir haben Proben davon im „Deutschen Volkstum“ gelesen, einer Zeitschrift nebenbei, mit der man nach meiner Meinung den Aufenthalt in der Wüste Gobi noch durchaus erträglich finden müßte. Ich kenne in ihrer Art keine Zeitschrift, die so mannhaft Grundsätze hat, so unverfälscht und so im besten Sinne geistvoll ist.“

Ein Lehrer von internationaler, pazifistischer Einstellung bekam die Zeitschrift durch einen Kollegen. Er wehrte sich innerlich gegen sie. Endlich schrieb er: „Trotz aller vermeintlich gründlichen Auseinandersetzung und Überwindung des „Volkstumsgeistes“ spürte ich, wie er in mir wuchs und den Raum füllte, den ich von meinen internationalen und reformerischen Ansichten und Gedanken umspannt und ausgefüllt wähnte. Ein höchst ungemütlicher Zustand! Schließlich konnte ich mich nicht mehr vor mir halten. Es kam zur Katharsis etwa im Sinne Freuds; die verdrängten Komplexe, die durch Ihre Zeitschrift und meinen Widerstreit auf das höchste komprimiert waren, wurden frei. Ich wurde frei! Die Aufrichtigkeit und Ungeheuerlichkeit der Darstellung Ihrer Art der Welt- und Lebensbetrachtung und -wertung half mir dann auch bald von der ersten fast völligen Auslieferung an sie ab und hilft mir heute noch zu eigenem Wesen genesen.“

Die Befreiung Rigas 22. Mai 1919.

In Riga ist die zehnte Wiederkehr des Jahrestages der Befreiung von dem grauenvollen Bolschewikenterror am 22. Mai festlich unter großer Beteiligung der deutschen Bevölkerung begangen worden.

Unserer Aufgabe entsprechend, über die geistigen und kulturellen Strömungen in Deutschland, sofern sie für unsere Kulturarbeit von Wert sind und das Band zwischen uns und unserem geistigen Mutterlande fester knüpfen, zu berichten, fällt ein näheres Eingehen auf dieses hochbedeutsame Ereignis nicht eigentlich in den Rahmen unserer Betrachtungen. Und doch können wir uns nicht versagen, auch nur mit wenigen Worten dieses Tages zu gedenken.

In jenen schmerz- und prüfungsreichen Tagen der „Entrückung“, des inneren Losgelöstwerdens von allen irdischen Fesseln durch eine unheimlich-brutale Schicksalsmacht und des Sichwiederfindens auf der Heimat Erde durch die Befreiung hat wohl jeder die Stärke und Tiefe des Gemeinschaftserlebnisses gefühlt, aber auch zugleich später die Erfahrung gemacht, daß keine Worte dazu ausreichen dem Außerhalbstehenden die Tiefe dieses Erlebnisses zu „erklären“. Hier kann nur aus tiefstem Mitfühlen heraus „verstanden“ werden.

Ganz vortreffliche Arbeiten des 5. Heftes der Balt. Monatschrift von H. Mettig, W. Gruchn, W. Grüner suchen das Verständnis für das seelische Erlebnis jener Zeit zu vermitteln. Ein würdiges Denkmal dem unvergeßlichen Tage. Möge das Heft auch in Deutschland gelesen werden. R. v. E.

Berichtigung. Der in der vorigen Nr. veröffentlichte Aufsatz „Über das Leben“ ist versehentlich mit der Chiffer A. v. A. gezeichnet, sie muß heißen R. v. A. . . ff.

Eine mißverstandene Anekdote.

Zu den beliebtesten Anekdoten die Adolf v. Harnack gerne erzählte — so berichtet auch Mr. Lichtwark in seinen Reisebriefen — gehörte folgende: Harnack besuchte in Reval vor vielen Jahren ein paar ältere Damen und erkundigt sich nach ihrem Ergehen, ihrer Lektüre und Sonstigem. Auf Harnack's Frage, was sie denn Abends zusammen lesen, erfolgt die Antwort „eben lesen wir den Propheten Ezechiel.“ H. bemerkt dazu, „da habt Ihr Euch aber etwas recht Schweres ausgesucht“, worauf die eine der Damen schlagfertig antwortet, „ja, Adolf, aber siehst Du: was wir nicht verstehen, das erklären wir uns.“ Diese ergötzliche kleine Geschichte erregte immer viel Heiterkeit und die Hörer ahnten damals wohl kaum, daß eines Tages ein bedeutender Philosoph — Dilthey *) — den tiefen Sinn dieses Wortes richtig verstehen würde, denn das „Erklären“ ist nur ein Notbehelf für das „Nichtverstehen-können“ und ist und bleibt dessen kümmerlicher Ersatz.

R. v. E.

*) Siehe die Anmerkung am Schluß des ersten Aufsatzes.

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosenkranzstr. 2. Tel. 29-56. • Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor B. Stillmann. Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. • Bezugspreis: für ein Vierteljahr 1.50 Rr. (mit Zust. 1.60 Rr.); Deutschl. 2 Rmk.; Letztl. 2.25 Rk. Einzelnummer 0.25 Rr. • Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten“, Reval, Raderstr. 10. Postfach 61. • Abhlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.“) — in Riga: Rigaa Kreditant; in Deutschland: Postkreditkonto Berlin 122602.

Aus deutscher Geistesarbeit

Halbmonatschrift für wissenschaftliche
und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Reval

Nr. 11

Freitag, den 14. Juni 1929

5. Jahrgang

Seelsorger und Arzt.

Die Frage, ob und wie eine Zusammenarbeit von Seelsorge und ärztlicher Kunst möglich sei, wird heute in weiten Kreisen vielfach besprochen. Es ist ein erfreuliches Symptom der Selbstbesinnung gerade in unserer Zeit, daß diese Frage in den Vordergrund des Interesses gerückt ist, denn schon der Wunsch der Verständigung zwischen den beiden wesensverschiedenen und doch so nahe verwandten Berufen spricht dafür, daß von beiden Seiten diese fehlende Fühlungnahme, dieser Mangel einer grundlegenden Verständigung als Lücke empfunden wird.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß auch ohne prinzipielle Auseinandersetzung mit den schwerwiegenden Fragen seelischer und körperlicher Fürsorge, auf beiden Seiten, sowohl der seelsorgerischen, wie der ärztlichen aus rein menschlichem Empfinden heraus beide Faktoren in der praktischen Handhabung der beiden Berufe berücksichtigt worden sind, aber damit allein ist der oft zutage tretende Gegensatz in den beiderseitigen Anschauungen doch nicht aus der Welt geschafft. Ja, in gewissem Sinne können wir sagen, daß er voraussichtlich auch niemals ganz und gar beseitigt werden dürfte, denn das wäre nur möglich, wenn wir an eine zukünftige geistige Gemeinschaft von Menschen einer festumrissenen Weltanschauung, eines Bekenntnisses glauben könnten. Davon sind wir jedenfalls heute noch weit entfernt.

Wenn wir von der Tatsache ausgehen, daß weitgehende Gegensätze weltanschaulicher Art nicht nur zwischen den verschiedenen Berufsgruppen, sondern auch zwischen den einzelnen Menschen innerhalb einer Berufsgruppe bestehen, so dürfte wohl zuerst die Frage geklärt werden müssen, unter welchen Voraussetzungen überhaupt eine Aussprache zwischen Seelsorgern und Ärzten zu fruchtbaren Resultaten führen dürfte.

Es gibt gewisse Axiome — nicht weiter zu begründende Grundsätze oder Glaubenssätze, die den festen Ankergrund einer jeden Persönlichkeit bilden,

mag sie selbst sich dieser Grundsätze bewußt sein oder nicht. Sie handelt im Einzelfall von dieser ganz individuellen Grundlage aus.

Wenn wir mit einem Physiker oder Naturwissenschaftler über bestimmte prinzipielle Fragen diskutieren, so wird sich sehr bald — sofern sich die Fragen nicht nur um Beschreibungen von Sachverhalten drehen, sondern in die Tiefe gehen, herausstellen, ob er von dem Axiom ausgeht, daß sich alle Erscheinungen der toten, wie lebendigen Welt durch einige grundlegende Gesetze der Physik und Chemie erklären lassen oder nicht. Wenn wir ihm nachweisen, daß ein erheblicher Rest von Naturvorgängen sich nicht mit Hilfe dieser Gesetze begreifen läßt, so tröstet er uns damit, daß wir heute in der Forschung noch nicht so weit sind, aber jeder Tag uns zeigt, daß wir doch in dieser Richtung die Aufhellung aller Rätsel des Daseins, des Lebens zu erwarten haben. Auf solchen Axiomen baut sich der ganze Materialismus auf.

Wenn wir diesen aber für eine unsere ganze geistige Welt schwer gefährdende Anschauungsweise halten, so werden wir mit allen erlaubten Mitteln versuchen, dem Vertreter einer solchen Weltanschauung gegenüber die Unhaltbarkeit dieser Axiome zu zeigen, indem wir ihn auf die Widersprüche hinweisen, in die er sich bei ehrlicher Selbstprüfung, täglich und stündlich im Rahmen einer solchen Weltanschauung verwickelt. Wir haben nicht nur ein Recht dazu, sondern auch die Pflicht einen von unserem Standpunkte aus gefährlichen Irrglauben zu bekämpfen, und dieser Kampf darf keineswegs vor den letzten Axiomen Halt machen.

Andererseits haben wir aber auch das Recht, vor einer allzuweit gehenden Überspannung idealistischer, ja christlicher Weltanschauung zu warnen, sofern sie von dem Glauben an das Bibelwort „mein Reich ist nicht von dieser Welt“ ausgehend den Boden dieser Welt verläßt und die Brücken zerbricht, die sie mit der Menschenwelt und ihren irdischen Aufgaben verbinden. Eine solche Richtung des christlichen Bekenntnisses, wie sie in neuerer Zeit etwa in der Barth'schen Theologie, in der Beurteilung des deutschen klassischen Idealismus von theologischer Seite und anderen Symptomen in Erscheinung getreten ist, kann gewiß auch fruchtbar wirken, indem sie einer zu weitgehenden Gleichsetzung religiös-christlicher und kultureller Aufgaben entgegenarbeitet, aber wir können uns dem Bedenken doch nicht verschließen, daß ein so scharfer Trennungsstrich zwischen Religion und Kultur, wie er von dort her gezogen worden ist, keinem der beiden Gebiete zum Vorteil gereichen dürfte. Im Gegenteil: eine so radikale Isolierung beider Gebiete würde bald dazu führen, daß eine solche von allem Irdischen befreite Religion sehr bald einen sektiererischen Charakter annehmen würde, während die Kultur des Korrektivs durch die religiösen Grundgedanken entbehren müßte.

Das gemeinsame Thema nun, das sowohl Seelsorger wie Ärzte angeht, ist, ganz allgemein ausgedrückt, das Leben des einzelnen Menschen oder einer Menschengemeinschaft, und zwar das Leben als geist-leibliches aufgefaßt, Schuld und Schicksal, Sünde und Krankheit, das Verhältnis von Seele und Leib, von Geist und Körper, Seelsorge oder Krankenbehandlung

und die umfassenden sozialethischen und sozialhygienischen Probleme, wie Aufstieg oder Niedergang einer Volksgemeinschaft, Bekämpfung von Nerven- und Keimgiften, Fürsorge von Mutter und Kind, Geburtenrückgang, Fürsorge für die Minderwertigen, Ehe, Auslese und vieles andere gehört in diesen großen Fragenkomplex.

Der Vertreter der Kirche ist kraft seines Amtes ebenso verpflichtet an diesen Fragen mitzuarbeiten, wie der Arzt.

Welches sind nun die Voraussetzungen, unter denen eine gemeinsame fruchtbare Arbeit denkbar ist?

Wenn wir uns nicht ins Allgemeine verlieren wollen, so müssen wir uns vor allem darüber klar werden, daß es immer wieder der *E i n z e l m e n s c h* ist, dem wir, sei es in seiner leiblichen Not, d. h. seiner Krankheit oder in seinem geistigen Irren, seiner Schuld beistehen, ihm helfen sollen.

Denn der Einzelmensch bildet doch erst mit seinem näheren oder weiteren Umkreise die Gemeinschaft, deren geistige Physiognomie auch wieder von dem Einzelnen bestimmt wird.

Bei dem tastenden Versuch nun, diesem Einzelmenschen näher zu treten, ihn zu verstehen, ehe man ihm helfen will, stehen wir immer wieder vor neuen Rätseln. Die heutige Medizin steht nicht mehr auf dem Standpunkt, daß es genügt das erkrankte Organ erkannt zu haben und dieses zu behandeln (mag eine solche Direktive auch noch in vielen Fällen zu Recht bestehen), sondern es handelt sich fast bei jeder Erkrankung um den *g a n z e n* Menschen, der irgendwie nicht nur leiblich, sondern auch seelisch „affiziert“ ist. Die Medizin versucht nun mit den Begriffen Konstitution, Disposition, Charakteranlage und ähnlichem eine gewisse Ordnung in diese Fülle von bedingenden Faktoren zu bringen und schließlich mit Hilfe der Psychoanalyse in die Tiefen seelischer Erlebnisse zu dringen. Kein vernünftiger Arzt wird der Ansicht sein, daß wir durch diese seelische und leibliche Analyse des Patienten nun ein lückenloses Bild von ihm als geist-leiblicher Ganzheit, als Persönlichkeit gewonnen haben werden. Wir erhalten immer nur Annäherungswerte, auch wenn wir glauben noch so tief in den Kern des Persönlichen vorgedrungen zu sein.

In ähnlicher Weise dürfte wohl auch der Seelsorger nur bis zum Vorhof des innersten Seelenlebens des Hilfesuchenden gelangen und vollends würden ihm voraussichtlich alle jene leiblichen Konstituentien, die ganz wesentlich die Seelenlage des Menschen mitbestimmen, verborgen bleiben.

Beim besten Willen und unter Anwendung der subtilsten Methoden dürften wir doch nur soweit kommen, — im Bilde ausgedrückt — eine ungefähre geist-leibliche Lebenskurve, ein grobes Schema seines Lebensablaufes zu gewinnen, das nur einen Annäherungswert an die Wirklichkeit darstellt und uns vor allem Anfang und Ende dieses Lebens in völliges Dunkel hüllt.

Ist unser Erkenntnisvermögen dem einfachsten Lebewesen gegenüber schon ein beschränktes, so wird es um so unsicherer, je mehr wir uns dem Höchsten, dem Menschen zuwenden, obgleich wir hier in der Lage sind aus eigener Erfahrung, eigenem Erlebnis auf ähnliche bei ihm zu schließen.

Trotzdem müssen wir uns stets unsres relativen Erkennens der Wirklichkeit bewußt bleiben.

Aber unser Beruf verlangt die Hilfe, die Tat. Wir sind für sie verantwortlich.

Der radikale Eingriff, der fast die Lebensgrenze zerschneidet, muß gewagt, ein Leben geopfert werden, um das andere zu retten, die unausweichliche Todesnähe erkannt werden, um mit gutem Gewissen den Tod zu erleichtern, — hart an der Grenze von Irrtumsmöglichkeit und Schuld bewegt sich das Tun des Arztes.

Soll er darauf verzichten, weil sein Wissen „Stückwerk“ ist? Mitnichten: er muß die Möglichkeit der Schuld, des Irrtums auf sich nehmen, wenn er noch Helfer sein will, er muß Werturteile und Entscheidungen treffen, obgleich ihm niemand, auch nicht sein ärztliches Gewissen in dem entscheidenden Augenblick sagt „nur so darfst du handeln“.

Wir glauben, daß dieser „Relativismus“, der auf absolute Normen verzichtet, mit in den Heilsplan Gottes hineingehört, daß wir zur „Freiheit des Christenmenschen“ geschaffen sind, mithin zu Verantwortung, die keinen Sinn hätte, wenn nicht die Irrtumsmöglichkeit beständig hinter jeder Tat lauerte.

Wenn nun von der anderen Seite der christliche religiöse Standpunkt so radikale Formen annimmt, daß er einerseits erklärt, der religiöse Mensch könne nicht darauf verzichten, absolute Normen für sein Tun und Denken nicht nur zu kennen, sondern auch, andererseits als Gewissensstimme zu wissen, so muß eine solche Abjolutheit selbstverständlich auch der Maßstab für all, unser irdisches Tun und Lassen werden!

Wo finden wir aber in unserem Leben auch nur den leiseſten Hinweis auf diese Abjolutheit der christlichen Normen?

Berührt sich nicht jene Betonung der Abjolutheit christlicher Normen stark mit der slavischen Interpretation der Bergpredigt, etwa im Sinne Tolstoj's? Das Gebot Christi „Widerstebet nicht dem Übel“ in wortwörtlicher Auffassung bedeutet doch die Auflösung aller Staatsgewalt, aller Gemeinschaftsordnung! Der Pazifist, ja sogar der Edelkommunist beruft sich auf das Evangelium, aber diese radikale Eschatologie die mit Gewalt das Himmelreich auf Erden verwirklichen will, führt in letzter Konsequenz nicht nur zum schneidenden Widerspruch zwischen Kirche und Wort Christi, wie ihn Dostojewski's Grobinkuisitor in seiner ganzen Schärfe zeigt sondern auch zum Chaos auf Erden.

Tiefgründige Religionsphilosophen, wie der verstorbene Ernst Troeltsch haben vergeblich nach solchen absoluten Normen im Christentum gesucht, die uns den festen Maßstab für die Beurteilung sozialer Ordnungen, Gesellschaftsepochen, kultureller Ziele — ja auch von Recht und Unrecht, von Schuld und Schicksal geben könnten!

Sollten nicht auch die von stark divergenten Wertmaßstäben abhängigen religionsgeschichtlichen Epochen, die Dogmenstreitigkeiten innerhalb einer Bekenntniskirche uns davor warnen, jede Schwenkung, jede Entwicklungsphase als Irr- und Abweg von der „absoluten Wahrheit“ anzusehen?

Wer darf sich anmaßen, im Besitz der einen und einzigen Wahrheit zu sein? Nur der Mensch, der sich für irrtumslos hält, ohne Sünden- und Schuldbewußtsein.

Mit dem Zugeständnis, daß wir nur den irdischen, den menschlichen Abglanz letzter Wahrheiten besitzen, sind noch keineswegs diese geleugnet. Wie unser Erdendasein angefüllt ist mit Wahrheit und Irrtum, mit Gutem und Bösem, so können wir uns ahnend wohl eine Welt vorstellen, in der diese Gegensätze aufgehoben, vereinigt unter einem unendlich umspannenderen Begriff vom Wahren und Guten sind.

Wäre es möglich, daß aus unzähligen Irrtümern der Menschen und ihres Wahrheitsjuchens soviel Förderliches und Fruchtbare entsprang, daß aus Schuld und Verfehlung (Augustin) der erlöste Mensch wahrhaft frei wurde, daß alle große Kunst aus innerem Zwiespalt geboren wurde, wenn nicht diese Polarität, diese Spannung nun einmal Menschen- und Lebensgesetz wäre und nicht nur als ein Fremdes in diese Welt gekommen?

Man ist von gegnerischer Seite so schnell mit dem Vorwurf bei der Hand, das hieße „Alles relativisieren“, wo bliebe dann die feste ethische Norm, der kategorische Imperativ „Du sollst“?

Ja, wird denn dadurch das Gebot des Vaters, das er seinem Kinde gibt „du sollst nicht lügen, du sollst stets die Wahrheit sprechen“ relativisiert und verliert seinen sittlichen Wert, wenn der Vater selbst weiß, daß es Fälle gibt, in denen es verantwortungslos wäre, die Wahrheit zu sagen? Oder wird dadurch alle von Gott verordnete Autorität hinfällig, wenn der Satz „seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat“ einer weitgehenden Einschränkung bedarf, wenn diese Obrigkeit nicht den Anschein erweckt, von Gott verordnet zu sein? Oder jene beliebte Wendung, mit der auch im Namen Gottes verlangt wird, man solle sich auf den Boden der geschichtlichen Tatsachen stellen, weil Gott uns diese Prüfung auferlegt habe! Nein und abermals nein; wer will Richter darüber sein, ob Gott uns nicht den dornigen Acker dieser Zeitläufte gesandt hat, um ihn zu stürzen und umzupflügen — aber nicht geduldig zu warten bis Dornen und Unkraut üppig darauf wuchern und die letzten Reste edler Saat ersticken?

Da stellen wir uns mit bestem Gewissen auf Seiten Goethe's, der an Frau v. Stein schreibt: „Es ist manchmal, als wenn das, was wir Schicksal nennen, gerade an guten und anständigen Menschen seine Tücken ausübte, da es so viele Narren und Bösewichter ganz bequem hinschlendern läßt. Fromme Leute mögen das auslegen, wie sie wollen und darin eine prüfende Weisheit finden. Uns anderen kann es nur verdrießlich und ärgerlich sein.“

Wir wären nicht Lutheraner, sondern eher schon nach Stapel's Bezeichnung Melancthoniden, wollten wir diesem beständigen Zwiespalt unseres Lebens nicht offen ins Auge sehen und uns tapfer und unter eigener Verantwortung für die eine Seite entscheiden und die andere bekämpfen, und mag sie auch dem äußeren Anschein nach idealistischer aussehen, oder den Grundgedanken christlicher Religion scheinbar reiner darstellen.

Diese Stellungnahme fällt keineswegs unter den Begriff des Kompromisses oder der Konjunktur, ebensowenig wie es Kompromiß ist, wenn die

Idee des Künstlers mit der Eigenheit und Beschaffenheit seines Materials rechnet und das vollendete Kunstwerk immer nur in dieser Begrenzung und Beschränkung die Idee widerspiegelt.

Ganz ähnlich scheint uns das Verhältnis von letzten religiösen Maximen und Normen zur Wirklichkeit unseres Menschenlebens zu sein.

An dem letzten und höchsten Maßstabe des religiösen Gedankens gemessen ist unsere ganze Welt und mit ihr die Geschichte der Menschheit ein dunkler Irrweg von einzelnen wenigen Lichtstrahlen durchbrochen, und doch sieht das aufmerksame Auge in Wissenschaft und Kunst, in Überzeugungstreue und Heroismus einen Widerschein dieses Göttlichen auch in der irdischen Erscheinung.

Sollen wir diesen Abganz und Widerschein des Göttlichen, wie ihn unsere irdische Welt dank ihrer von Gott gegebenen Struktur nun einmal widerzuspiegeln gezwungen ist, für eitel Fälschung und Schein erklären und uns im Hinblick auf das Ewige und Heilige vor solcher Selbsttäuschung bewahren, oder dürfen wir uns dieser Zeichen bedienen, um auch in ihnen Normen und Maßstäbe für unser irdisches Leben zu erblicken? Wo bliebe bei so radikaler Einstellung der Sinn allen Unterrichtes und aller Erziehung, wo menschliche Ordnung und Gemeinschaftsleben?

Der bekannte Vorwurf, der der Kirche gemacht wurde und wird, die Menschheitsaufgabe in und an dieser Welt allein sub specie aeternitatis zu betrachten, bestände zu Recht und sie dürfte sich nicht wundern, wenn ihr die *verstehende* Haltung Christi dem Sünder und Kranken gegenüber als Gegenbeispiel vorgehalten würde.

So dürfen wir auch von dem Seelsorger erwarten, daß er sich seiner doppelten Aufgabe bewußt bleibt, zuerst die Menschenseele in ihrer irdischen Gebundenheit und ihrem Zwiespalt zu *verstehen* und von hier aus erst den Weg zu ihrem Heil zu suchen, während der Arzt stets daran denken sollte, daß der Mensch, der seine Hilfe sucht, nicht nur ein naturgebundenes Geschöpf ist, nicht nur den Naturgesetzen untertan, sondern daß auch ihm Seelenkräfte geschenkt sind, die ihn Krankheit und Tod überwinden lassen.

Und auf dieses *Verstehen* der Doppelstellung des Menschen in dieser Welt kommt es an, um für Seelsorger und Arzt die Grundlage für eine segensreiche Gemeinschaftsarbeit zu finden. In dieser Richtung arbeitet heute nicht nur die Psychologie und Philosophie, sondern ebenso sehr die Biologie und Medizin und schon mehrern sich die Zeichen, daß auch die Theologie diesen Fragen nicht mehr fern bleibt. (Vergl. die Urentwicklung des Menschen von Dr. A. Neuberg. Nr. 12 dies. Blattes.)

Das Lebensproblem, das immer noch fälschlicherweise als eine Frage der Naturwissenschaft allein angesehen wird, steht im Mittelpunkte der Forschung, aber nicht nur das Leben in seiner äußeren leiblichen Erscheinung, sondern ebenso sehr sein seelischer Gehalt, sein rätselhaft „übernatürliches“ Geheimnis.

R. v. E.

Gedanken über den Künstler.

Von Hans von Schulmann.

Der Menschentyp, den man schlechtthin als den amüslichen bezeichnet, ist in einem Maße der zahlenmäßig vorherrschende — auch in Künstlerkreisen —, daß sein Gegenpol, der künstlerisch-musische Mensch in Wirklichkeit gemeinhin als Ausnahme, nicht als selbständiges Phänomen bewertet wird. — Der musische Mensch wird sich selbst am schwersten gerecht, und es ist eines seiner charakteristischen Merkmale, daß ihm die klare Selbstanalyse nicht liegt, vor allem, weil er sein Eigenstes nicht herausstellen mag und nicht in verständliche, also übertragbare Form bringen kann, es sei denn durch die Kunst. Als Studienobjekt wird er darum bei weitem am häufigsten ins Blickfeld der großen Masse seiner Gegenspieler gezogen, die ihn in die Ordnung ihrer Begriffe einzuverleiben trachtet. In ihren Augen ist eben der musische Künstler nichts anderes, denn derselbe amüsliche Mensch plus der Begabung, der er sein Künstlertum verdankt. Hierbei wird stillschweigend vorausgesetzt, daß die Reaktionsfähigkeit und Reaktionsform des Künstlers der des anderen Menschen entspricht und bestenfalls eine Steigerung oder Differenzierung gleichviel in welchem Sinne bedeutet. Jedes Attribut des Charakters und Willens erscheint darum als ein Mehr oder Weniger in Formen und Kombinationen, die an sich auch sonst bekannt sind. Alles was über diese amüsliche Sinnggebung im Künstler hinausragt, wird als zufällige Abnormalität gebucht und nicht mit dem Wesen des Künstlertums zusammengebracht, geschweige denn identifiziert.

So scheinen die Taten, Leistungen, aber auch das Verhalten zu Umgebung, Familie, Volk, Staat, ferner Gesinnung und Glaube des Künstlers ableitbar und verständlich.

Das so gewonnene Bild des Künstlers befriedigt die Masse, die in jeder Darstellung eines Außergewöhnlichen zumeist nur eigene Züge wiederzuerkennen hofft, — den wirklichen Künstler aber bezeichnender Weise nicht. Was ihn zu diesem negativen Urteil zwingt, liegt weder an der Methodik der Darstellung, noch an der Art der Zusammenschau, sondern an der Mißachtung des Umstandes überhaupt, daß der Künstler nicht mehr und weniger, aber anders ist. Dieser qualitative Unterschied macht es, warum bei der Bewertung des Künstlers ein stets nur wenigen erkennbares aber um so erschreckenderes Defizit mit unterläuft. — —

Um sich ein Bild von der Wechselwirkung zwischen Individuum und seiner „Umwelt“ in weitem Sinne zu machen, kann man zu einer mechanischen Analogie greifen. Wie ein bewegungsloses wirksames Kraftfeld je nach seiner Eigenart und Stärke Materie beeinflussen und durch sein Gesetz in Bewegung bringen, oder erhalten kann, so löst auch die Person eigentümliche Veränderungen in ihrem Wirkungsbereiche aus, die am einfachsten verständlich sind, wenn keine Rückwirkung von der Umwelt auf das Individuum stattfindet, die es etwa im Wesen verändern könnte.

Beim Künstler liegen die Dinge nun so, daß die von seinem Zentrum ausgehenden Wirkungen in dem Wirkungsbereich, zu dem auch seine Vorstellungswelt zählt, nach jedem Schöpfungsakt Veränderungen hervorrufen. Das gestaltete Werk strahlt gewissermaßen zurück, und der Künstler ist nach jeder Gestaltung im Wesen ein anderer geworden, woraus denn die bekannte Erscheinung folgt, daß ihm sein eben geschaffenes Werk bereits fremd vorkommt. Tun und Trachten des Künstlers lassen sich daher nicht auf den Generalnenner einer auch nur im Kern sich gleichbleibenden Persönlichkeit bringen; sie beziehen sich stets auf Bewegung, Dynamik, auf ein von vornherein mit sich selbst verwobenes Werden. — Die ungeheure Schwierigkeit, sich in einem derartigen Seelenleben zurechtzufinden, mag hieraus hervorgehen.

Jedes vom Künstler in die Welt gestellte Werk gleicht dem Atom, das einer komplizierten chemischen Verbindung entzogen wird. Hier wie dort wird durch den Abteilungs Vorgang die Muttersubstanz wesentlich verwandelt. Das Atom führt aber sein Eigendasein in Wechselwirkung mit dem Ganzen. —

Nur in Einzelfällen, wo künstlerische Veranlagung mit psychologischem Scharfblick in einer Person vereint sind, wo also Voraussetzungen für eine Übertragungsmöglichkeit auf gleichsam neutralem Grund vorliegen, gelingt es in die Peripherie der dunklen Künstlerseele hineinzuleuchten.

Im letzten Sinne muß man J e d o r S t e p u n anerkennen, dem es gegeben ist jede psychologische Analyse mit innerem Leben zu erfüllen und jedes Sehen mit Schauen zu vermählen. Eine kurze aber inhaltsvolle Arbeit aus seiner Feder „Die musische Seele des Schauspielers“ (Zeitschrift für Menschenkunde, Jahrg. II. Heft 2) will dem darstellenden Künstler gerecht werden. Über diesen engen Bezirk hinaus enthält sie aber vieles auch auf andere Künstlererscheinungen Anzuwendende.

Nach Stepun bestimmen den seelischen Zustand eines Individuums zwei im typisch menschlichen Widerstreite liegende Tendenzen, das Chaos zahlloser Wünsche und der Wille zur Harmonie mit ihren zwei immer wieder zusammenstrebenden und auseinandergerissenen Welten von Möglichkeit und Wirklichkeit. — Für uns erhält dieser Streit besondere Problematik, wenn wir im Leben gezwungen werden nicht allein gegen minderwertige Bestände der Seele, sondern gegen an sich Wertvolles vorzugehen, wenn etwa die eine große Tat durch den Reichtum einer schweifenden Phantasie gefährdet erscheint. In allen Fällen, wo es zum Kampf zwischen Positivitäten kommt, wird man ihre Formwerte auf die gegeneinander wirkenden Elemente Einheit und Reichtum reduzieren können.

Je nach der Rolle nun, die dieser Kampf in der Seele des Individuums spielt, unterscheidet Stepun philiströse, mystische und musische Seelen.

Der Philister kennt eine derartige Problematik nicht. Er verfügt überhaupt nicht über Reichtum, den er in irgendeiner Weise geeinigt hat. Was bei ihm den Anschein einer oft oder sogar immer geschlossenen Einheit erweckt, ist nichts als ein „zur Würde des Ganzen erhobener Teil“ des Reich-

tums, hinter dem sich Leerheit verbirgt. Es ist die vulgärste Form etwa des „Mannes der Tat“.

Auch im mystischen Menschen siegt Einheit über Reichtum, aber nicht durch Abtöten seiner vielen Seelen, sondern durch Verjöhnen des an sich anerkannten Widerspruchs mit der Einzelseele. Das gemeinsame Ziel der seelischen Evolutionen, die „Vergeistigung in Gott“ gibt hier den Hintergrund, auf dem kein Raum für Konflikte verbleibt. „Wie die philiströse, so kennt auch die mystische Seele kein Leiden an ihrem Reichtum, nicht aber weil ihr der Reichtum fehlt, sondern weil er in ihr sozusagen harmlos wird.“ Die mystische Seele ist wesentlich kulturfeindlich, da sie Vergehen an Stelle von Schöpfertum setzt. — Zu Liebe und Tod hat die philiströse Seele noch kein Verhältnis, die mystische Seele dagegen hat beide überwunden. —

Zwischen diesen beiden Reichen liegt das Gebiet der musischen Seele. „Die musischen Seelen sind eben diejenigen, in denen der Kampf (zwischen Einheit und Reichtum) wirklich ausgetragen wird.“ Die musische Seele verneint das philiströse Abtöten der vielen Seelen und gleichermaßen ihre Verklärung, sie wird durch zwei Kraftzentren zugleich bestimmt. „Sie ist die bewußte Behauptung des ewigen Kampfes zwischen Einheit und Reichtum, zugleich aber auch die Behauptung der Einheit von Einheit und Reichtum.“ Der Musische ist Mensch in voller tragischer Bedeutung, so wie der Philister es noch nicht, der Mystische aber nicht mehr ist.

Die Anerkennung und Erhaltung des Kampfes fordert in der musischen Seele fortgesetzt die Verstärkung bald der einen, bald der anderen Macht heraus, die dauernde Verlegung des Akzents bald auf den Kampf bald auf die Verjöhnung. Damit wäre denn der musische Mensch Stepun als der dynamische bestimmt.

Stepun unterscheidet nun innerhalb der musischen Seelen noch drei Gruppen, je nach der Bedeutung, die dem schöpferischen Moment in ihr zukommt. Die schöpferische Begabung bestimmt in der Hauptsache das Verhalten der Seele zu Einheit und Reichtum.

Da sind die musischen Dilettanten, „deren unschöpferische Seelen sich über das widerspruchsvolle Material ihres Lebens in keiner Weise zu erheben vermögen und darum auch nicht imstande sind, es formend zu beherrschen.“

Im Gegensatz zu ihm besitzt der musische Künstler, dessen Wunschbilder in seiner schöpferischen Phantasie ihr Eigenleben führen, ein Ergänzungsleben (vgl. z. B. Lönz „Das zweite Gesicht“), wo sich der Reichtum zu Gestaltungen sammelt.

Schließlich in eigenartiger Zwischenlage die musisch-artistische Seele des Schauspielers (und teilweise des Interpreten überhaupt). Die spezifische Gestaltungskraft des Künstlers, die die „kompromißlose Harmonisierung“ von Einheit und Reichtum im auseinandergeschichteten Doppelleben zuwege bringt, fällt hier fort. Statt dessen besteht seine Begabung darin, „sich selbst zu der einen, oder anderen Gestalt gleichsam verdichten zu können, ohne auch nur mit einem einzigen Wort sie dichterisch von sich zu trennen und als Dichtung über sich zu erheben.“ Die Möglichkeiten des vielgestaltigen Reichtums können hier zu zeitweiligen Wirklichkeiten und als solche

tatsächlich erlebt werden. Das wirkliche Leben, das Leben der Einheit, wird streng vom Leben der vielen Seelen getrennt und in tragischem Widerspruch gehalten. Der Nährboden für diese Art künstlerischer Gestaltung ist der durch die Maskierung und Demaskierung immer neu verspürte Gegensatz zwischen Wirklichkeit und Möglichkeit, der Wirklichkeit, die dem Tode entgegengelebt wird und dem Traum, in dem alle Widersprüche immer nur als Spiel gelebt werden können. Soweit in Kürze Stepun's Klassifizierung. —

Unter diesem Aspekt erscheinen alle weiteren in das dreiteilige Schema nicht hineinpassenden Seelenformen als Spielarten der gekennzeichneten, wogegen an sich nichts einzuwenden ist. Eine eigenartige Zwischenstellung käme hier z. B. dem kritischen Menschen zu, wie er uns etwa in Lessing entgegentritt, und dessen Seele im Erleiden des Kampfes um die Einheit als musische, im lehrhaften Akzentuieren der Einheit wohl auch als piliströse und im Überwölben aller Konflikte durch den Oberbau einer kritischen Gelassenheit als mystische erscheinen kann.

Nach Stepun bestände zwischen dem Artisten und dem schaffenden Künstler ein Unterschied, der in der Wirkung beider auf die Wirklichkeit zutage tritt, d. h. der in einem Falle die Welt durch eine Neuschöpfung bereichert, im anderen Falle nicht. Dabei lösen sich aus der musischen Künstlerseele Kunstwerke als Ganzheiten ab. Vom musischen Artisten löst sich ein Teil seiner Persönlichkeit. Nach jeder vollbrachten Schöpfung stände damit der Künstler vor einer Objektivierung, der Artist dagegen vor einem stattgehabten Ereignis. Und beide erleben die Enttäuschung, die zu neuen Kämpfen führt. — Dieser neue Kampf findet aber beiderseitig auf einer veränderter Grundlage statt, insofern der Artist es „mit immer neu veränderten Material“, d. h. der veränderten Seele und Körper zu tun bekommt bei gleichgebliebenem Drang nach dem Sich-Ausleben der vielen Seelen, — der Künstler aber mit einem neuen Seelenzustande bei gleichbleibendem Material.

Diese Entgegenstellung hat aber zur Voraussetzung, daß die künstlerische Leistung des Artisten eine bleibende Rückwirkung auf das Individuum gleichsam nur in quantitativer Form ausübt, als eben eine Seele sich von den tausend vorhandenen ausgelebt hat.

Dies scheint nicht richtig zu sein. Auch die artistische Leistung, die Gestaltung, geht nicht spurlos für die Gesamtseele des Artisten vorüber. Das kommt daher, weil zwischen der zum Ausleben bereiten Teilseele und der Rolle, die ihr (vom Dichter etwa) zugeteilt ist, absolute Korrespondenz nicht besteht. In jeder auch noch so „kongenialen“ Rolle ist ein Rest enthalten, der nachgefühlt und nachgeschaffen werden muß. Dieses Nachschaffen nimmt der Teilseele aber gerade das freie Verfügungsrecht auf die imaginäre Welt, die sie sich zum Ausleben wählte! Das „Leben“ einer Rolle ist nicht möglich, wohl aber das „Einleben“ in eine Rolle; dieses aber ist vom Willensakt der Gestaltung untrennbar. Diese Gestaltung splittert als Atom ab von der Mutterseele und hinterläßt den neuen Seelenzustand.

Der Artist, den Stepun sucht, oder zu finden geglaubt hat, ist eben der feelisch erlebende Improvisator und nicht der Interpret oder Dar-

steller. Die eigenartige Zwischenstellung des Interpreten überhaupt wurzelt ja gerade in einer Doppelaufgabe, durch die seine erlebnishungrige Seele in eine Notmäßigkeit gezogen, und in ihrer Bewegungsfreiheit gehemmt wird. Es spielt sich eben auch auf der Bühne, wie bei jeder Gestaltung, der alte Kampf zwischen Einheit und Reichtum weiter ab. Und daß er sich abspielt, daß der Stil dem Erleben, oder umgekehrt, nicht kampfflos geopfert wird, ergibt sich gerade aus der Eigenart der musischen Seele des Künstlers.

Dazu kommt, daß beim Interpreten, wie beim Improvisator, wenigstens Teile der eigenen Produktion dem Gedächtnis einverleibt werden, so daß auch hierdurch die Voraussetzungen zur weiteren Produktion gewandelt erscheinen. Daß sich das Artistentum mit der Zeit immer weiter selbst verwandeln muß, darin ist Stepun unbedingt zuzustimmen. Dies wird um so nachhaltiger geschehen, als es möglich wird die bisher immer nur singuläre Leistung des Künstlers der Zukunft als formfeste Gestaltung zu erhalten (etwa im verbesserten Tonfilm?).

In der Beurteilung der spezifischen Eigenart der Künstler- und wah-
ren Interpretenseele kann aber schon heute der Trennungsstrich entbehrt werden. —

Der dem amüsischen Seelentum Näherstehende wird auch den Darlegungen Stepuns verständnislos gegenüberstehen, kann er sich doch die völlig andersartigen Seelenzustände nur verstandesmäßig erklären, nicht aber vorstellen. Vor allem fehlt ihm das Kriterium für wahres Schöpfungstum. Aus diesem Fehlen entspringen dann die tragischen Mißdeutungen auch der Lebenshaltung des Künstlers. Tragisch, denn der Künstler ist nun einmal auf die angewiesen, die seiner Seele nicht folgen können, wenn auch seine Kunst zu ihnen sprechen mag. Tragisch auch deswegen, weil die gegen die musischen Dilettanten gerichteten und dort an sich berechtigten Vorwürfe es nicht mehr sind, wenn sie den schöpferischen Künstler treffen, trotz zweifelloser äußerer Übereinstimmung der kritisierten Erscheinungen. Der Künstler ist anders. Falsche Propheten aber gibt es Legionen.

Der klaffende Gegensatz zwischen Wunschbild und Wirklichkeit ergibt und bestimmt in seiner Schärfe oft geradezu den inneren Spannungszustand der Künstlerseele. Es wäre aber allzu voreilig, wollte man daraus den Schluß ziehen: je kleiner und ärmer das äußere Leben, um so stärker die Triebkraft zur künstlerischen Produktion. Denn das schöpferische Erleben der Spannung ist durch die Intensität der Begabung bestimmt, nicht durch Äußerlichkeiten. Der Künstler schafft sich die Spannungen, die er benötigt, auch selbst; so Beethoven etwa durch Übersteigerung seiner Alltagsorgen, Lionardo in anderer Richtung durch Übersteigerung seiner Visionen. — Ja, die Fülle der Begabungen, der wirklich möglichen Verwirklichungen visionärer Wünsche, kann von Natur aus eine so gewaltige sein, ihr Erlebnis ein so intensives, daß es kein Erden-dasein gibt, welches einen erträglichen Gegenpol dazu abgäbe, keine Einheit, die entsprechendes Format hätte. Aller erstrebte und erreichte Lebensglanz eines Lionardo oder Goethe ist nicht hinreichend die durch die Natur dem Menschen als Grenze gegebene Höchstspannung einzuhalten. Und wir sehen daher die Einheit des wahren

Universalgenies sich weiten zur umfassenden Schau über den Kosmos, dem nun der Reichtum in einer jenseitigen Problematik die ungleiche Wage hält.

Wohl aber ist es Unglück, wenn kleine Hemmungen des Daseins die Menschheit um einen Reichen ärmer macht, wenn der Abbau eines höheren Seelentums von der Erdennot gefordert wird. Dies Opfer, das menschlich unverstanden bleibt und im höheren Sinne vielleicht nicht angenommen wird. Eine bittere, weil sterile Tragik. Die Tragik vollendeter Sinnlosigkeit. —

Physiognomik in der Gartenkunst *).

Von Baron W. v. Engelhardt — Düsseldorf.

Direktor des städt. Gartenamts und Dozent an der Staatlichen Kunstakademie.

Im Sprachgebrauch ist das Wort „Physiognomie“ gleichbedeutend mit Gesichtsausdruck. Die Physiognomik trachtet danach, von der äußeren Erscheinung eines Gegenstandes, etwa einer Pflanze, eines Kunstwerks auf die Art des Gewordenseins aus innerem Drang und äußeren fördernden und hemmenden Umständen zu schließen und so Ursprung und Wesensart zu ergründen.

Rasse, Berufstätigkeit, Sinnesart, Temperament eines Menschen lesen wir aus seinen Gesichtszügen, seinem Gebahren, seiner Haltung. Der Kunstkenner vermag Bauten und Bilder, Skulptur und Keramik zu „lesen“, d. h. ihren Sinn, ihre Herkunft, ihre Echtheit aus der Physiognomie herauszufühlen. — Der Pflanzenphysiognomiker wird die Pflanze, der Graphologe die Handschrift auf ihren Ursprung prüfen und dadurch ihre Wesensart bestimmen können. So werden wir in unserer gesamten Umwelt physiognomische Studien treiben können — und wir tun es auch unbewußt mit Treffsicherheit oder Irrtum, je nachdem, wie weit wir es in diesem „intuitiven“ Schriftgelehrtentum gebracht haben. Ich sage „intuitiv“, d. h. hineinschauend, das Ganze als Einheit erfassend — denn intellektuelle Analyse führt hier nicht zum Ziel.

Lassen wir die Physiognomik in der Gartenkunst Wertmesser sein, so prüfen wir ihre Gebilde daraufhin, ob sie unter dem Zeichen einer Einheitsdominante entstanden sind, d. h. ob das Gebilde dem Sinn seines Zweckes entspricht, ob die jeweiligen fördernden und hemmenden äußeren Umstände im Gewordensein mitbestimmend gewesen sind — kürzer ausgedrückt, ob das geschaffene Gebilde organische Ganzheit, ob seine Einzelheiten dazugehörig und daher selbstverständlich sind, so daß man Goethes Worte auf solch „geprägte Form“ anwenden kann: „So mußt du sein, dir kannst du nicht entziehen.“

Daß ein solcher Maßstab der Physiognomik zu eng, zu einseitig, zu akademisch die Gebilde der Gartenkunst bemessen würde, ist nicht zu befürchten.

*) Aus einem Vortrag, gehalten auf der Tagung deutscher Gartenkünstler in Bremen, 1929.

ten; denn er ist anwendbar auf die abertausend mannigfaltigen Schöpfungen der Natur, der größten Künstlerin, die überall, wo sie von Menschen ungestört schafft, — aus inneren und äußeren Notwendigkeiten Formen gebiert, die Stil und Charakter haben. Wir brauchen nur der blütenreichen Alpenmatten des Hochgebirges zu gedenken, uns der heimischen Hochmoorlandschaft oder Heide zu erinnern, uns den tropischen Urwald oder das Bild der sibirischen Tundra ins Gedächtnis zu rufen — überall wird, sei es im einzelnen Tier- oder Pflanzenindividuum, sei es in deren landschaftlicher Verbindung die Physiognomie organischer Ganzheit, jener Prägung aus schöpferischer Lebenskraft und Zwang der Umweltsverhältnisse in ihrer geheimnisvollen Selbstverständlichkeit trotz dauernd lebendigen Wechsels gewahrt.

Wirkt nicht ein vollendetes Kunstwerk in gleicher Weise auf uns ein? — Ist nicht jene geheimnisvolle Selbstverständlichkeit, die wir aus seiner Physiognomie herausfühlen, ein Wertmesser und ein Zeugnis für zielsicheres Gewachsensein aus Drang und Zwang zur Einheit? — Und wie dem heilsichtigen Auge ein Fremdkörper im Naturbild — etwa eine Magnolie im heimischen Mischwald, eine Araucarie im wilden Kiefernwald, sofort als nicht hingehörig — weil fremden Ursprungs — auffällt, so auch in analoger Weise bei den Gebilden aus Menschenhand.

Denken wir an die unübersehbare Menge der Zwecke, denen die Gebilde aus Menschenhand dienen und versuchen wir sie in ihrer Wesensart zu unterscheiden und zu ordnen, so gelangen wir zwangsläufig zu der Vorstellung einer Zweckstufenleiter. Alles was unserem materiell-leiblichen Dasein, also ausschließlich als Nutzzweckgebilde Dienste leistet, gehört in die niederen Rangstufen, und was unserem geistig-seelischen Aufstieg dient, in die höheren Stufen jener Leiter. Diese Staffeln von den niederen Zweckstufen der Zivilisation zu den höheren der Kultur wird um so mehr unterschiedliche Grade haben, je feiner das Unterscheidungsvermögen ausgebildet ist. Um an einem Beispiel die Unterschiede der Zweckstufen deutlicher zu machen, denken wir an die Gliederung eines reich ausgestatteten Wohnhauses. Die Räume, welche ausschließlich materiell-körperliche Daseinsbedingungen erfüllen, wie Küche und Keller, die Speisekammer, die Anrichte, das Bad, die Toiletten, Heizraum und Speicher sollen als reine Nutzzweckgebilde nach praktischen und gesundheitlichen Gesichtspunkten eingerichtet und technisch einwandfrei ausgestattet werden. Diese Gebilde werden in ihrer Physiognomie lediglich die Wesensart bester Gebrauchsfähigkeit widerzuspiegeln haben. Je mehr aber die Zweckbestimmung der Räume mit dem Persönlich-Geistigen des Bewohners in Beziehung steht, wie im Arbeitszimmer, in der Bibliothek, im Wohn- und Musikzimmer bis hinauf zur Gauskapelle, um so mehr werden diese Gebilde neben der Erfüllung rational-technischer Anforderungen ein irrational-künstlerisches Gepräge in ihrer Physiognomie offenbaren müssen, wenn anders ihre höhere Wesensart zum Ausdruck kommen soll. Eine solche Wertung der Zwecke nach Rangstufen und dementsprechende Formgebung der Gebilde wird uns stets als Zeichen feinen organischen Empfindens und gebildeten Taktgefühls wohlthuend berühren. Diesen „Wertungsinn“, der sich durch Unterscheidung und Ordnung der Werte entwickelt, — der stets die unerlässliche Grundbedingung jeder kulturellen Ge-

finnungsgemeinschaft gewesen ist und sein wird, vermissen wir in unserer einseitig zivilisatorisch eingestellten Gegenwart. Der führende Zeitgeist der Technisierung mit seiner mechanistischen Typisierung des Lebens, seiner demokratisch unorganischen Gleichmacherei unserer Umwelt rühmt sich dessen, daß seine Formgebungen reinen Zweckgedanken entsprungen sind. Dieser Zeitgeist verführt selbst hochbegabte Persönlichkeiten zu bedingungsloser Unterwerfung unter seine Alleinherrschaft. Wer sich dem entgegenstellt, wird vor den Vorkämpfern dieses Zeitgeistes als rückständiger Nörgler belächelt, der unfähig ist, mit dem Tempo dieser „großen Zeit“ Schritt zu halten, oder er läuft gar Gefahr, als Rezer gebrandmarkt zu werden, der sich von dem Evangelium der „neuen Sachlichkeit“ nicht gefangen nehmen läßt. — Fragen wir den Rezer, womit er seine Ablehnung begründet, so lautet seine Antwort: Bei aller uneingeschränkten Anerkennung der Werkzeuge und Maschinen, der Nutzbarmachung neu entdeckter Naturkräfte und der Eröffnung ausichtsreichster Perspektiven gleicher Richtung muß festgestellt werden, daß es sich bei alledem lediglich um Überwindung von Zeit und Raum bei größtmöglicher Kräfteersparnis handelt. Und so ist das Ergebnis doch nur Zweckerfüllung für unser körperliches Dasein und praktischgesteigerte Vermittlung geistiger Werte. — Geistige Werte sind es aber nicht. Geistige Werte werden in geistigem Aufstieg errungen und geistiger Aufstieg erhält seinen Antrieb aus jener irrationalen Quelle, deren Kräfte nicht errechnet werden können, die aus Geist und Seele der Persönlichkeit entspringt. Aus diesem Born schöpfen wir erst die Fähigkeit, umfassend zu schauen, die Vielheit zur Einheit zu binden, die Einzelheiten der Erscheinungs- und Geisteswelt zu unterscheiden, zu bewerten und nach ihrem Wert und ihrer Bedeutung in eine Wertstufenleiter einzuordnen. Und so gehören denn alle charakteristischen Errungenschaften dieses Zeitgeistes der niederen Stufengruppe jener Zweckleiter an und haben dort unleugbar größte Dienste geleistet. Je mehr sich aber der Einfluß eines rein technischen Zeitgeistes in den höheren Rangstufen bemerkbar macht, die aus dem Gebiete der Zivilisation in die Sphäre der Kultur hinaufreichen, um so stärker empfindet man peinlich den unbefugten Eindringling. Denn in seinem Siegesübermut maßt er sich an, auch die irrationalen Werte der Erscheinungs- und Geisteswelt in seine mechanistisch-konstruktive Tonart zu transponieren. Aufdringlich übertönt er sie wie die Autohupe der Straße die Kammermusik im Konzertsaal. Geschäftstüchtigkeit, Sensationslust und Mode helfen bei dieser lohnenden Konjunktur mit, die keinen Wertunterschiede persönlich-seelischer Differenziertheit zu vermissen.

Ist es nicht auffallend, wie im „modernen“ Baustil die Physiognomie einer Kirche, eines Kunstmuseums, eines Rathauses den Ausdruck höherer Wesensart vermissen läßt und kaum zu unterscheiden ist von der ausgesprochen zweckgemäß technischen Form einer Fabrik, eines Speichers oder einer Maschinenhalle? Und sagen uns etwa die langen Straßenzellen moderner Siedlungen mit immer wiederkehrendem kalten Fassadenschema, daß Menschen verschiedenster Lebenshaltung und Berufsart drinnen wohnen und individuell geprägtes Familienleben darinnen herrscht? Man verwechsle doch nicht „Einheit“ eines Organismus bei finngemäßer Verschiedenheit sei-

ner Teile mit „Gleichmacherei“ bei aneinandergereicherter Wiederholung desselben Schemas! —

Unser engeres Arbeitsfeld der Gartengestaltung ist von der geschilderten Zeitströmung nicht unbeeinflusst geblieben. Es ist der Mühe wert zu untersuchen, wie jener Zeitgeist uns genügt und wie geschadet hat. Der Wertmesser, der uns hierbei gute Dienste leisten wird, ist die Physiognomie und deshalb lautet unser Thema „Physiognomie in der Gartenkunst“.

Denken wir zunächst an die Gebilde in der Gartengestaltung, die lediglich materiellem Nutzzweck dienen, wo fast ausschließlich praktische Gesichtspunkte, die sogar vorge schriebene Maße bei der Ausgestaltung ausschlaggebend sind. Bei der Anlage einer Gärtnerei, einer Baumschule, eines Obst- und Gemüsegartens, ja auch bei Herrichtung von Sportplätzen mit ihren Lauf- und Radrennbahnen, Schwimmbecken und Übungsplätzen, sowie anderen Gebilden gleich niedriger Rangstufe wird in allererster Linie Gebrauchsfähigkeit als Erfüllung des Hauptzweckes gefordert werden müssen. Alles, was die Gebrauchsfähigkeit stört, seien es die schönsten Blumenanlagen, die seltensten Bäume, die man so oft als „Schmuck“ glaubt einfügen zu müssen, ist als nicht hingehörig abzulehnen, weil es dem Sinn des organischen Ganzen widerspricht. . . . Je tiefer in der Wertstufenleiter der Zweck einer Anlage steht, desto mehr wird sich also der künstlerische Einfluß auf eine angemessene Begleitung jener Hauptmelodie beschränken müssen, d. h. in ihrer Formgebung entsprechend der Rangstufe möglichst einfache Formen ohne differenzierte Gliederung anwenden ganz im Gegensatz zu dem üblichen Schmuckballast am Ende des vorigen Jahrhunderts. Stellen wir doch an die Formgebung der Maschine, des Kraftwagens, der Werkstatt, der Turnhalle, der Fabrik, des Speichers und ähnlicher Gebilde, die praktischen Nutzzwecken dienen, Forderungen gleicher Art. Hier liegt das Sondergebiet unseres technischen Zeitgeistes. Neue Erfindungen, neue Konstruktionsmöglichkeiten fordern neue Formgebung. Die sogenannte „neue Sachlichkeit“, die man die „neuerwachte“ Sachlichkeit nennen sollte, weil sie in Zeiten hoher Kultur selbstverständlich war, hat in diesem Bereich des Schaffens das große Verdienst, jene Forderungen glänzend erfüllt zu haben. . . .

Je weiter nun der Hauptzweck der gestellten Aufgabe in die geistig-kulturelle Rangordnung rückt, je weiter er sich also von den zivilisatorischen Nutzzwecken des Leiblich-materiellen Daseins entfernt, desto schwieriger wird die Entscheidung, ob oder in welchem Grade ein Gebilde „zweck“ entsprechend ist. Mit verstandesmäßiger Sicherheit kann bekanntlich eine solche Entscheidung nicht getroffen werden, wie bei den berechenbaren Angelegenheiten praktischer Nutzgebilde. Nur das Gefühl für unwägbare Werte kann hier unterscheiden und entscheiden — zustimmend oder ablehnend. Je höher das Gefühl für das Organische in uns entwickelt ist, je mehr die Wertung der Zwecke nach Rangstufen in uns geklärt ist, um so eher werden wir einem gemeinsamen Maßstab für „schaubare Werte“ näherkommen und bei der Physiognomie anwenden können. . . .

Vor einem Schloß, dessen Physiognomie als Symbol der Macht in streng architektonischer Symmetrie Einheit ausdrückt, muß auch die Gartenanlage hemmungslos diesem Kommando folgen. Je stärker diese Physiognomie be-

tont ist, um so verhängnisvoller ist ein Versagen oder eine Entgleisung in Linienführung, Flächenverteilung, Farbe und Raumgestaltung. Ich glaube, daß gegen diese selbstverständliche Forderung häufig gesündigt wird, indem trotz der strengen Dominante Dinge hineingetragen werden, die nicht hingehören, die eine andere Sprache sprechen und die Physiognomie des Gebildes zerstören. Zwingt das Haus zur symmetrischen Aufteilung des Gartens, so sollten primitive Mäuerchen und Plattenwege mit ihren Buntigkeiten sich nicht anheißig machen, die hingehörige architektonische Formsprache ersetzen zu können. Noch unorganischer wird eine Anlage, wenn die dem Garten zugekehrte Seite des Hauses ganz unsymmetrisch ist und trotzdem auf einer völlig unmotivierten Achse mit kompliziert symmetrischem Grundriß gearbeitet wird. Heterogene Ausdrucksmittel vermischen sich hier und das Ergebnis ist unorganische Konfusion, die ebenso sinnlos und albern wirkt, wie ein Mann, der Fraß und weiße Binde trägt und dazu Lederhosen, Wadenstrumpf und Nagelschuhe anzieht. Es braucht wohl kaum betont zu werden, daß mit dieser Kritik keineswegs vorge schlagen wird, symmetrische Parterres, Staudenbeete und Trockenmauern mit Alpenpflanzen etwa aus unserem Formenschatz auszumerzen. Aber die Vermischung solcher Gebilde sollte getadelt werden; und zwar mit derselben Begründung, mit der heute jeder einigermaßen Helllichtige die früher allgemein übliche Anwendung des englischen Fahrparkmotivs im kleinen Hausgarten, im Friedhof, in botanischen und zoologischen Gärten als sinn- und zweckwidrig ablehnt. . . . Wer diese selbstverständlichen Forderungen gelten läßt, wird den warnenden Ruf Karl Schefflers *) an den Deutschen Werkbund verstehen: „Der Künstler gebe sich nur mit dem Besten zufrieden und strebe nach jener inneren Vollkommenheit, die von Virtuosität ebenso weit entfernt ist, wie von geschäftlicher Routine.“ Nur durch solches Streben, durch Selbstkritik und gegenseitige Kritik kann das Verantwortungsgefühl für Qualitätsarbeit und die Hoffnung auf einheitliche Gesinnungsgemeinschaft lebendig bleiben als Bedingung für organische Kultur. Dann allein können wir uns mit Mephistos Worten zum Baccalaureus trösten:

„Doch find wir auch mit diesem nicht gefährdet
 In wenig Jahren wird es anders sein.
 Wenn sich der Most auch ganz absurd geberdet
 Es gibt zuletzt doch noch 'nen Wein.“

*) Karl Scheffler: Ein Arbeitsprogramm für den Deutschen Werkbund. In „Kunst und Künstler“, November 1919.

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosenkranzstr. 2, Tel. 29-56. • Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmarz
 Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing, Direktor Alfred Walter. • Bezugspreis: für ein Vierteljahr 1.50 Mk. (mit Zust. 1.60 Mk.); Deutschl. 2 Rmk.; Beibl. 2.25 Rk. Einzelnummer 0.25 Mk. • Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten“, Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. • Zahlstellen (laut Konto „Estl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Co.“) — in Riga: Rigae Kreditbank; in Deutschland: Postcheckkonto Berlin 122602.

Aus deutscher Geistesarbeit

Halbmonatschrift für wissenschaftliche
und kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Reval

Nr. 12

Freitag, den 28. Juni 1929

5. Jahrgang

An unsere Leser.

Vom 1. Juli a. c. ab sieht sich die Schriftleitung unseres Blattes „Aus deutscher Geistesarbeit“ gezwungen, seinen Umfang auf die Hälfte des bisherigen zu reduzieren, d. h. an Stelle der zweimal monatlich erscheinenden Hefte von je 16 Seiten, nunmehr ein Heft von gleichem Umfang im Monat erscheinen zu lassen¹⁾.

Wie i. Z. aus den Protokollen der letzten Kulturratstagung ersichtlich, hatte der Kulturrat einstimmig beschlossen, die Kulturverwaltung zu ersuchen ihre „Bemühungen“ fortzusetzen, um den Fortbestand des Blattes unter der bisherigen Leitung zu sichern. In dankenswerter Weise ist dieser Wunsch von zirka 300 Lesern des Blattes in Reval und Dorpat in einer an die Kulturverwaltung gerichteten gleichlautenden Petition unterstützt worden.

Die Kulturverwaltung glaubt im Hinblick auf die erhöhten kulturellen Aufgaben und ihre beschränkten Mittel, diesem Wunsche nicht nachkommen zu können. Welche dringlicheren Kulturaufgaben die Veranlassung gewesen sind, den Umfang und damit das Wirkungsgebiet des Blattes um die Hälfte zu verkürzen und voraussichtlich mit Beginn des nächsten Jahres sein Erscheinen überhaupt unmöglich zu machen, entzieht sich leider der Kenntnis der Schriftleitung.

Nach in dem kommenden Halbjahr wird die Schriftleitung bemüht sein trotz aller Einschränkung, ihrer bisherigen Aufgabe treu zu bleiben und an ihrem Teil dazu beizutragen „die geistige Kultur des Deutschtums... vor dem Naturalismus und der Überwucherung durch die ökonomische Idee zu retten!“²⁾

Die Schriftleitung.

¹⁾ Der Modus der Abrechnung mit den Jahresabonnenten wird im „Revaler Boten“ bekanntgegeben werden, wie auch die Bestimmungen über die Höhe eines evtl. Halbjahresabonnements.

²⁾ Aus M. Raubisch. „Welt. Geistesleben“ im Märzheft 1929 der „Preuß. Jahrbücher.“

Fichtes Gedanken über den Staat¹⁾.

Von Hugo Lehbert †.

Nur die Schöpferkraft der deutschen Idee kann Deutschlands Rettung sein, nur der Wille zu dieser Idee, nur die begeisterte Liebe zu dieser Idee—nur die schöpferische Tat aus dem Willen und der Liebe zur deutschen Idee.

Sobald der deutsche Geist sich auf den Reichtum in seiner Tiefe, auf den Kern und Wert seines Wesens besinnt, können Armut, Not und Ohnmacht seines Staates überwunden werden, sind ihm die Zukunft und der Sieg gewiß.

Sobald wir uns in Martin Luthers Leben und Wirken vertiefen, gewinnen wir auch den Glauben wieder an unseren deutschen Gott, an unsere deutsche Religion.

Sobald wir in den Feuerstrom tauchen, der uns aus Fichtes Werken entgegenglüht, gewinnen wir Kraft, das stählerne Gefüge unseres deutschen Staates wieder aufzurichten.

Über Fichte, den männlichsten unter den deutschen Philosophen des 19. Jahrhunderts, hat Gertrud Bäumer bisher das „Lebensvollste“ Buch geschrieben. Außerdem hat der Marburger Philosoph Heinz Heimsoeth versucht, Fichtes Wissenschaftslehre und Religionsphilosophie aus der Entwicklungslinie der abendländischen Metaphysik zu begreifen und zu deuten. Zahlreiche Spezialarbeiten behandeln Sonderprobleme. Eine Gesamtdarstellung der Fichteschen Rechts- und Staatsphilosophie fehlt noch, während wir über Hegels Staatsgedanken von Franz Rosenzweig ein eingehendes und geistreiches Werk besitzen unter dem Titel: „Hegel und der Staat.“ Was Rosenzweig mit Hegel gelang, will Nico Wallner mit Fichte versuchen. Er will, gestützt auf die geistvolle Theorie des psychologischen Verstehens, wie sie in dem epochemachenden Werk Eduard Sprangers „Die Lebensformen“ einen klassischen Ausdruck gewonnen hat, — versuchen, den lebendigen Sinnzusammenhang dreier Hauptgedankenreihen bei Fichte herauszuarbeiten: den liberalen, den sozialen und den demokratischen Gedanken in Fichtes Staatsphilosophie. Nico Wallner will dabei den Nachweis liefern, daß kein liberal, kein sozial, kein demokratisch gesinnter Staatsmann oder Parteiführer das Recht hat, den großen Philosophen für sich allein in Anspruch zu nehmen. Nur in der Staatsphilosophie Fichtes spiegelt sich die Totalität der objektiven Wahrheit über den Staat, während in den modernen Parteiprogrammen das schamlose und scheußliche Medusenantlitz habgieriger Interessenpolitik sich schamhaft hinter dem goldgewirkten Schleier gestohlener Ideen verbirgt.

¹⁾ Es drängt uns die noch skizzenhafte Arbeit über Fichte aus der Feder Hugo Lehbert's †, zur Erinnerung an ihn unseren Lesern zugänglich zu machen. Der hohe Idealismus, der Wahrheitsinn, der tiefe Ernst, mit dem er seinem Lehrerberuf und seiner eigenen geistigen Weiterbildung und Vertiefung oblag, stellte ihn in die vorderste Reihe der Vorkämpfer für unsere deutsche Kultur. Sein warmes Interesse für die geistig-kulturelle Aufgabe unseres Volkes, seine geistesverwandte Mitarbeit sollen dem edlen Menschen und Freunde unvergeßen bleiben.

R. v. E.

Wir müssen darauf verzichten, ein eingehendes Referat von dem schönen und gehaltvollen Buch zu geben. Wir haben hier die reife Frucht einer gewissenhaften, scharfsinnigen und in die Tiefe dringenden Gelehrtenarbeit vor uns. Wir sehen, wie Fichtes Gedanken über den Staat sich wandeln, wie sie wachsen, reifen, sich vertiefen, zugleich mit den Wandlungen und Vertiefungen seiner Weltanschauung und Philosophie. Der jugendliche Fichte steht als radikaler Individualist und als begeisterter Freiheitsapostel dem Staate ablehnend, fast feindlich gegenüber, weil er selbst und seine Zeitgenossen den bleiernen Druck des absolutistischen Polizeistaates nur als unerträglichen Raub an ihrer persönlichen Freiheit empfinden. Erst ganz allmählich — durch die erlebte Wirklichkeit und eigenes Denken belehrt, lernt Fichte den Wert und die Notwendigkeit des Staates begreifen. Er sieht nun klar ein, daß es wahre Freiheit nur im Staate geben kann.

Er erkennt, daß der Staat von der göttlichen Vorsehung vor allem dazu bestimmt ist und allein dazu die Kraft hat, ein Volk zur politischen Freiheit zu führen und zur wahren geistigen Freiheit zu erziehen. In dem Maße, wie Fichtes philosophische Weltanschauung ihre Wurzeln immer tiefer in das irrationale Heilige der göttlichen Idee versenkt, steigt auch der Staat vor seinen Augen immer höher empor. Auf diesen Kern und Mittelpunkt der Fichteschen Staatslehre möchte ich etwas näher eingehen und versuchen, eine von Wallners Urteil abweichende Ansicht zu begründen.

Wenn aus Philosophie Religion wird, wenn aus tiefsten Tiefen der Seele die Glut des echten Gottesglaubens emporlodert und das starre, harte Gerüst eines noch so scharfsinnigen Begriffssystems schmilzt, dann scheitert sicher jeder noch so vernünftige Versuch einer bloß rationalen Erklärung. Es offenbart sich das schöpferische Wunder der irrationalen Urkraft alles Seins. Solch ein Wunder vollzog sich in der Seele des großen ichsüchtigen Ichfanatikers Fichte. Er wurde aus einem Philosophen ohne Gott ein frommer Philosoph. Er selbst empfand es als eine tiefe wesentliche, innere Wandlung. An Stelle des einzigen und ewigen, reinen Ichs, tritt das absolute göttliche Sein. Fichtes Ich, wie er selbst sagt, ging zugrunde und fand in seinem tiefsten Grunde den ewigen, einzigen Grund von allem Sein und Werden, er fand den Gott der Welt und seiner Selbst. In einem seiner wenigen dichterischen Versuche sagt Fichte:

Ganz klar die Gülle sich in dir erhebet
Das Ich ist sie, es sterbe was vernichtbar
Und fortan lebt nur Gott in deinem Streben.

Am Anfang stehen die Worte: Nichts ist denn Gott, und Gott ist nichts denn Leben.

Es war um die Jahrhundertwende, zur Zeit des bekannten Atheismusstreites. Fichte hatte jahrelang mit seinen vielen unedlen und edlen Gegnern im heißesten Kampf gestanden. Da schrieb Fichte an seine Gattin: „Ich habe bei der Ausarbeitung meiner gegenwärtigen Schrift einen tieferen

Blick in die Religion getan als je. Ich glaube nicht, daß ich ohne diesen fatalen Streit und ohne die bösen Folgen desselben jemals zu dieser klaren Einsicht und zu dieser Herzensstimmung gekommen wäre.“ — Dazu sagt der eigne Sohn vom Vater: „Er griff in das entgegengesetzte Extrem hinüber“. — „Mit gleicher, tief überzeugter Energie behauptete er die Nichtigkeit des Ich, die völlige Lüge und den lügnerischen Schein jeder eingeborenen Tugend und Gerechtigkeit.“

Kann diesen Zeugnissen gegenüber das Urteil neuerer Philosophen wie Cassierer und Heimsoeth, denen sich auch Nico Wallner anschließt, richtig sein, wenn Wallner zusammenfassend sagt, „daß ein durchgehender organischer Weg ohne radikalen Überzeugungswandel von Fichtes Anfängen und seinem ersten System zu den späteren Formulierungen hinführt?“ — Viel richtiger erscheint mir das Urteil, daß derselbe Wallner, vier Seiten früher (S. 41) so formuliert: „Tiefe Einker in sich selbst, Abkehr vom Widerstreit der Tagesmeinungen, philosophische Auseinandersetzung mit gleichgestimmten Geistern, wie Schelling und Jacobi, führen den reif und innerlich gewordenen Mann zu einer Art religiöser Umkehr, die alle Symptome eines solchen, in letzten Tiefen sich vollziehenden Wandels trägt. Sie führen ihn zu einer der Jacobischen Forderung verwandten religiösen Weltansicht mit Verlegung des deduktiven Ausgangs, der bisher im autonomen Ich gelegen hatte, in das Absolute, in Gott selber.“

Es ist doch sonnenklar, daß diese beiden Urteile Wallners zwei diametral entgegengesetzte Urteile sind, die unmöglich zugleich richtig sein können.

In einem unübertrefflich klaren und überzeugenden Nachwort (einem etwas verspäteten, jedoch vorzüglichen Ariadnesfaden nach der Durchwanderung des Labyrinths) faßt Wallner schließlich sein Gesamturteil über Fichtes Staatsauffassung in den scharf geprägten Sätzen zusammen: „Wir glauben jetzt am Ende unserer Untersuchung verstanden zu werden, wenn wir von dem Rationalisten Fichte, dem heroischen Gewaltmenschen der Idee, sagen: Er war liberal für die Freien, die wenigen Selbsttätigen, deren sozialer Liebesgemeinschaft in Gott sein innerster Drang galt. Er war als Aristokrat des Geistes Sozialist für die vielen, die nicht zur Freiheit durchgedrungen, die er zwingen wollte, um ihres besseren Selbsts willen. Er war Demokrat durch die Forderung des gleichen Menschenrechtes auf Entwicklung, vor allem aber im Hinblick auf die gleiche Pflicht den göttlichen Geboten gegenüber.“

Wie ein Akkord nie weniger als drei Töne haben darf, so kann, besonders heutzutage, kein Staat ohne aristokratische, demokratische und sozialistische Elemente leben und wachsen. Nur auf dem Dreiklang dieser Töne und ihrer richtig abgestimmten Höhe und Stärke beruht die harmonische Entwicklung eines Staates, sein dauerndes Wachstum, seine dauernde Kraft.

Eine Demokratie ohne Aristokratie ist ein Kartenhaus. Eine Aristokratie ohne Demokratie überhaupt kein Haus, sondern nur ein bleiernes Dach auf gläsernen Pfeilern. Ein sozialistischer Staat ohne Aristokratie und Demokratie nichts weiter als eine mittelalterliche Folterkammer im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts.

Dem sechzigjährigen Hans Pfitzner.

Von Conrad Wandrey.

Ginge es mit rechten Dingen zu, so wäre dieser 5. Mai, an dem Hans Pfitzner vor sechzig Jahren als Sohn eines deutschen Orchestermusikers in Moskau zur Welt kam, ein Volksfeiertag geworden. Denn deutsch sein heißt — wenn man dem fast zum Sprichwort erhobenen Zeugnis eines großen Landsmanns glauben darf — eine Sache um ihrer selbst willen, und der Schöpfer der musikalischen Palestrinalegende ist ein so unbedingter, sachlicher, reiner Künstler, daß ein flüchtiger Umblick Zweifel erregt, ob es das in der Kunst unserer Tage überhaupt noch gibt. Jedenfalls ist von den ganz wenigen, die neben solchem Geiste noch bestehen, gewiß, daß sie als die verehrtesten und eigentlichsten zu der weiten Gemeinde Hans Pfitzners zählen, die heut allenthalben ein Fest des Deutschen begeht —, vielleicht nicht gerade in glänzender Versammlung und mit tönenden Reden, vielleicht eher in stiller Einskehr unter dem Erklängen eines besonders geliebten Liedes oder einer Kammermusik des Meisters, aber eben darum wohl um so deutscher und der Gesinnung des Jubilars gemäßer. Denn noch einmal: deutsch sein heißt nicht, an irgendeine Straßenecke sich stellen und heftig gestikulieren, um die Aufmerksamkeit der Leute auf sich zu lenken, sondern schlicht, ohne Seitenblick auf den mutmaßlichen Erfolg sich um des Wesens willen hingeben.

So hat Pfitzner, ein Mensch von objektivem, völkischem, normhaftem Gehalt, seinem Volke gedient und seiner Kunst. Er wahrte das Erbe, das ihm von seinen musikalischen Vorfahren, Schubert und Schumann, Weber und Wagner überkommen war, er legte den letzten Stein auf die schwebende, ins Unendliche gewölbte Kuppel, die Romantik heißt. Ein ausgesprochen deutscher Meister. Denn die schönsten Gewächse der romantischen Kunsttrichtung konnten nur in dem eigentümlichen Klima gedeihen, das der Seele dieser Menschenart zugehört: ihrer ruhelosen Bewegtheit, ihrem nie ganz ausgestalteten, in sichtbare Form überführten Innenleben, ihrer Gemütswärme unter rauher Schale, ihrem Drang in die Tiefe und in die Höhe ohne feste bleibende breite Statt auf dieser Erde und in dieser Welt. Der Deutsche, nach Nietzsche schwer zu definieren und schon aus diesem Grunde eine Verzweiflung des Franzosen, war mit seiner Veranlagung in hohem Grad immer auch der unbekannte Mensch unter den Nachbarvölkern des Kontinents. Und wäre es dabei geblieben. Aber — ist es erlaubt, noch einmal die Saßliebe des großen Psychologen Nietzsche anzuziehen? — gute Europäer empfanden ihn, in seinen charakteristischsten Exemplaren, auch als den „Verzögerer par excellence der Geschichte“. Zu seiner Undefinierbarkeit, seinem kontradiktorischen Wesen gehört eben auch die schrankenlose Hingabe an das Fremde bis zur Selbstaufgabe und Verschleuderung bei gleichzeitiger Hartnäckigkeit einer Wahrung des eigenen Wesens, die das Begründetsein bis zur Schulmeisterei, das Treusein bis zur Starrheit übertreiben kann. Der Deutsche schwimmt gern, aus der

europäischen Perspektive betrachtet, gegen den allgemeinen Strom, und diese Situation ist genau, das Blickfeld auf die Ebene deutschgeschichtlichen Geschehens eingeschränkt, die Situation Hans Pfitzners im gegenwärtigen historischen Augenblick, Pfitzners, der in einer seiner letzten literarischen Arbeiten, dem Epilog zu seiner Hans Heiling-Inszenierung am Dresdner Staatstheater, mit Fug und Recht von sich sagen konnte: „Ich habe damit etwas getan, was ich mein ganzes Leben lang getan habe: ich bin gegen den Strom geschwommen.“

Man soll sich aber doch sehr hüten, solche Widersekllichkeit zu dem, was angeblich alle anderen tun und jedermann wünscht, mit dem Schmähwort der Reaktion und Renitenz, oder dem Beileid für einen lebensfremden und unpraktischen Künstler abtun zu wollen. - Es scheint uns vielmehr so, daß solcher Widerspruch, der durchaus nicht aus der puren Verneinung sondern aus einer starken Position herkommt, gegenwärtig sehr not tut, und daß Pfitzner überwiegend das Leben und die Einsicht auf seiner Seite hat, wo man ihn als einen Eigenbrötler und Mörgler abtun will. Man sagt wohl: Pfitzner ist ein romantischer Künstler reinsten Geblütes und mit der Romantik ist es ein für allemal vorbei. Das ist richtig und ich habe selbst in einer geistesgeschichtlichen Monographie (Hans Pfitzner. Seine geistige Persönlichkeit und das Ende der Romantik. 1922 bei Gaessel in Leipzig; Pp. 3.—) von dieser Erkenntnis mich leiten lassen. Aber ist damit etwas irgend Erhebliches gegen die Kunst Pfitzners, gegen sein Menschentum oder seine ästhetischen Schriften gesagt, wenn man sie nur in ihrem überhistorischen normhaften Gehalt erfasst? Nicht im geringsten! Man höre doch, was dieser Ästhetiker, der nicht nur ein großer Komponist, sondern auch ein Schriftsteller ist, dem die bei Musikern seltene Gabe des Wortes verliehen wurde, über Kunst und Künstler, historischen Ablauf und bleibende normhafte Geltung vorbringt, in der prachtvollen, von leidenschaftlicher Liebe zur Sache, gründiger Einsicht und erquickendem Humor erfüllten Schrift über die in Busonis fluktuierender Persönlichkeit verförperte „Futuristengefahr“, eine Gefahr, die jetzt, zwölf Jahre nach Erscheinen der kleinen, tapfren Schrift bloß noch eine Gefahr von gestern ist. „Ich habe von je“, sagt Pfitzner, „die Zielstrebigkeit als allem Wesen der Kunst feindlich und entgegengesetzt empfunden. Es hat einen Sinn, wenn man vom Ziel einer Wissenschaft spricht, denn diese dient ganz bestimmten Zwecken und erzielt nützliche Resultate. Oder wenn ein Menschenfreund sich zum Ziel setzt, etwas sein Volk zu bessern. Dagegen ist es geradezu unlogisch von Zielen der Kunst überhaupt zu sprechen. Sie hat keine Zwecke und Ziele. Ein jedes Kunstwerk ist eine Welt für sich; ist es das Werk eines Genies, ist es gelungen, erhebt es, beglückt es, so ist es durch nichts zu überholen; es hat den einzigen „Zweck“, das einzige „Ziel“ erreicht, von dem man vernünftigerweise reden kann. Nicht die Kunst: der Künstler hat Ziele, nämlich seine ihm verliehene Begabung in möglichst vollkommene Leistung umzusetzen. Kunst hat Eigenschaften, Kräfte, Wirkungen.“

Das gilt auch von Pfitzners eigenen, besonders den Bühnenwerken, dem „Armen Heinrich“ und der „Rose vom Liebesgarten“, gilt von ihnen

als musikalisch genialen, echten, wahrhaft inspirierten Werken und ganz abgesehen davon, was Pfitzner mit ihnen „wollte“ und wofür er sie hielt, ob sie nun „Musikdramen“ sind in dem Verstand, den der Wagnerjünger Pfitzner dieser nach seiner Meinung von Wagner neu geschaffenen Kunstform beilegt, oder bloße Opern im herkömmlichen Sinn. Sie sind wahrscheinlich nur das letztere, romantische Opern (darüber habe ich im Maiheft der „Preussischen Jahrbücher“ ausführlich gehandelt und bitte ästhetisch Interessierte das dort Gesagte nachlesen zu wollen), aber sie werden als solche trotzdem beglückende Werke für jeden wirklich musikalischen, nicht nur halbmusikalischen Menschen sein und für jeden Deutschen, denn in der Romantik ist ursprüngliche deutsche Art zu künstlerischer Vollblüte gekommen.

Pfitzner will nicht, daß über einer voreiligen Europaschwärmerei das deutsche Wesen Schaden leide, er will nicht, daß man über den historischen Erscheinungsformen und den Mitteln der Kunst ihre Norm und ihr Wesen vergesse, er will nicht, daß eitle Selbstgefälligkeit künstlerischer Interpreten mehr gelte als der objektive Anspruch, die „Richtigkeit“ des zu interpretierenden Werkes. Ist das nur Nörgelei und Zeitfremdheit, oder nicht vielmehr ein sehr nötiger positiver Einspruch gegen Modeströmungen einer Zeit, die den Hamlet im Smoking und das unverhüllt agitatorische Umspringen eines Regisseurs wie Piscator mit dem So-Sein dichterischen Wortlautes ernsthaft diskutiert? Hat nicht jeder Künstler, der Kunst um ihrer selbst willen schafft, ohne deshalb etwa, was nur die Beschränktheit glauben könnte, ein Verfechter des *l'art pour l'art* zu sein, hat nicht beispielsweise der große lebende Dichter E. G. Kolbenheyer, dessen epische „Paracelsus“-Trilogie brüderlich zu einem anderen Gipfel deutschen Kunstschaffens, dem musikalischen „Palestrina“ hinübergrüßt, heut bei dem Kampf um die Inzidenierung seines „Giordano Bruno“-Dramas die gleichen Erfahrungen zu machen mit dem Schlendrian, der wirtschaftlichen Optik, der ephemeren Zielstrebigkeit des landläufigen Bühnenbetriebs, die Pfitzner, der unvergeßliche Leiter der Straßburger Oper, vor einem Vierteljahrhundert zu machen hatte? Sind die Aufsätze, die damals entstanden und zuerst in den Süddeutschen Monatsheften erschienen, irgendwie überholt und zum toten Eisen zu werfen, ist es nicht vielmehr für jeden Wohlgesinnten höchst begrüßenswert, daß sie nun in der schönen und vornehmen Ausgabe, die der Benno Schöner-Verlag in Augsburg den „Gesammelten Schriften“ Hans Pfitznerts hat angeidehen lassen (1926, 2 Bde.; Zw. 20.—), zu nachdenklichem und gründlichem Studium vorliegen, und wäre dieses Studium der Erfahrungen und Überzeugungen des vermeintlich von der herrlichen Jetztzeit überholten Romantikers Pfitzner nicht ein Ziel, im Interesse eines starken und bodenständigen Gedeihens der deutschen Bühne, der im Experiment, Auslandsfukt und der Diskussion von Tagesproblemen sich verzettelnden deutschen Bühne aufs Innigste zu wünschen?

Mag Pfitzner mit einzelnen polemischen Randglossen seiner ästhetischen und zeitkritischen Schriftstellerei auch übers Ziel hinausgeschossen, mag die heiße Liebe zu seinen Deutschen und seiner romantischen Musik ihn dort, wo er nichts mehr sieht als sie, gelegentlich ins Unrecht setzen gegen

andere Bestrebungen und Werke, die gegenwärtig genau so nötig sind und der deutschen Art so wenig ermangeln wie das, wofür er selbst eintritt, dem Wesentlichen, Normhaften und Substanziellen nach gehören die „Gesammelten Schriften“ zum Krongut deutscher Zeugnisse über Kunst, so sehr, daß es am Platz wäre, ihre Lektüre, verständige Pädagogen vorausgesetzt, obligatorisch in den höheren Klassen unserer Mittelschulen einzuführen. Damit wäre ein Damm errichtet gegen die internationale Inflation und Verführung in ästheticis, die nachgerade den noch organisch wachsenden Kunstwerken unseres Bodens die Kraft wegsaugt und den gewachsenen Licht und Leben schmälert.

Was hat es denn mit Psigners so viel berufenem und verleumdetem Nationalismus auf sich? Will er künstliche Scheidewände aufrichten? Die Wahrheit bestreiten, daß große Kunst die nationalen Grenzen überwipfelt wie ein mächtiger Baum das Erdrreich, in dem er wurzelt? Nein. Psigner sagt nur, daß alle Kunst aus einem solchen Boden erst einmal herauswachsen muß und solcher Boden nur ein bestimmter, national eingegrenzter sein kann. Er hat damit die Erfahrung der ganzen bekannten Geschichte auf seiner Seite. Auch Goethe, der welt weiteste deutsche Mensch, zog seine Kraft aus solchem heimatlichen Nährgrund, was nicht hinderte, daß er am Ende zu einer kosmopolitischen Macht anwuchs. Aber das Kosmopolitische — Eigenschaft und Erkennungszeichen aller erlauchtesten Geister der Menschheitsgeschichte — ist eben ganz etwas anderes als das Internationale. Und nur gegen die maßlose Vergötterung dieses Begriffs und Phantoms zieht Psigner in seinen Schriften zu Feld. Mit Recht. Denn Internationalismus ist kein Wesens- sondern ein Relationsbegriff. Zwischen Nationen können und sollen sich Beziehungen herstellen und sie sind nötig und heilsam, sie waren es nie mehr als gegenwärtig. Aber Beziehungen gelten nicht abstrakt, nicht an und für sich, sondern können immer nur zwischen Wesenhaftem sich knüpfen. Und dieses Wesenhafte sind die Substanzen der Nationen. Zwischen den Nationen ist an sich gar nichts und jemand, der aus dem Internationalismus eine Gesundung der europäischen Zustände erwartet oder nur eine Blüte der Kunst, gleicht immer aufs Haar jenem nur in der Phantasie vorhandenen Baumeister in Christian Morgensterns Galgenliedern, der eines Tages daran ging, die Zwischenräume aus einem hölzernen Lattenzaun herauszunehmen und daraus ein großes Haus zu bauen.

Was ist doch Psigners Einfallsästhetik bekräftigt worden, diese, wie man meinen sollte, axiomatische Erkenntnis, daß einem Künstler, sei er Musiker oder Dichter, erst einmal etwas einfallen, daß er eine Idee haben, mit Frucht gesegnet sein müsse, ehe er etwas bilden könne. Wächst in der Natur irgend etwas Organisches, ohne daß ein Keim, ein Kern da wäre, und der Künstler sollte — warum nicht noch einmal den genialen Romiker Morgenstern zitieren? — „aus Kräuterschaum Planeten blasen“ können wie Palmströms Base Palma Runkel? Aber das hat man eben Psigner verdacht, daß er den Finger auf den wunden Punkt des lärmenden, reflektationsgepeinigten Kunstbetriebes unserer Gegenwart legte, die bloße Schaumschlägerei wenigstens auf seinem eigensten Gebiet, der musikalischen Produk-

tion, mit mitleidloser Deutlichkeit aufzeigte. Jeder verständige Leser kann die Anwendung auf das dichterische und bildnerische Gebiet von selbst machen.

Mir persönlich ist es schon vor vielen Jahren aufgefallen und ich sah darin eine wohlthuende, auf den ersten Blick überraschende Übereinstimmung aller zur Führung wahrhaft befugten Geister in jeder problematischen historischen Lage, wie stark Pfitzners allgemeine künstlerische Gesinnung, ja man muß schon sagen: seine moralische Beschaffenheit mit dem Wesen und Willen Stefan Georges, des kürzlich auch sechzig Jahre gewordenen dichterischen Erneuerers der Deutschen sich berührt. George, das ist gewiß ein polarer Gegensatz zu allen musikalischen und romantischen Wünschbarkeiten, und doch läßt sich eben aus diesem Gegensatz, der von einer höheren Konsonanz überklungen wird, absehen, daß Pfitzner nicht nur als letzter Romantiker oder gar pro domo schreibt, sondern seine Worte in umfassenderem Sinne gültig sind. Folgende Ausführungen stehen nicht in den „Sachbüchern für die geistige Bewegung“, wo sie sehr wohl stehen könnten, sondern in Pfitzners Schrift „Vom musikalischen Drama“:

„Es scheint, als ob auf dem ewig umgepflügten Boden unserer Tage jedes ruhige Wachstum mehr denn je erschwert ist. „Wo die Natur am innigsten wirken will,“ jagt Feuchtersleben, „da zieht sie sich ins Verborgene zurück. Den Samen entrißt sie dem Lichte, das Weizenkorn begräbt sie in die Erde, daß es dort keine, den Leib des Menschen erneut sie im nächsten Schläfe und aus der Tiefe seines Geistes schafft sie geistiges Leben.“ Heute, wo Kunst Mode ist, beleuchtet ein verhängnisvolles Interesse alles Werden schon grell im Keim, belauert es und stürzt bei jedem Neuen aus allen Löchern, verhängt sofort über jedes neue Werk Scheintod oder Scheinleben, läßt den Langsamen am Wege, peitscht den Schnellbereiten wie einen Knecht zum Dienst und verbreitet allenthalben den Geist der Oberflächlichkeit, indem es vorgibt, das Tiefe zu suchen. Im Marktgewühl des Tages erschallen Rufe nach dem Monumentalen, dem Seiteren, dem Märchen, der realistischen Wahrheit, nach diesem und jenem so und so beschaffenen, und wenige begreifen, daß alle diese Wünsche und Sehnsüchte nur erfüllt werden können durch eine von diesen unabhängige und unberührte Produktion.“

Durch eine vom Marktgewühl des Tages und seinen Wünschen unabhängige und unberührte Produktion! Nie hat Pfitzner anders produziert, in Note und Wort, er war in Wahrheit, um Berse Georges mit innerstem Rechte auf ihn anzuwenden:

Nur stiller Künstler, der sein Bestes tat,
Verjonnen wartend bis der Himmel helfe.

Und wenn, in schönem Austausch, von George gelten darf, was Tghino in „Palestrina“ singt:

Sein echter Ruhm, der still und mit der Zeit
Sich um ihn legte wie ein Feierkleid,
Sollt er dafür wohl gar noch dankbar sein —
Ein Heiliger für seinen Heiligenschein?

so ahnen wir, aus welchen Tiefen sich deutsches Geistesleben von je zum Lichte rang, daß nur um den Preis der strengsten Sachlichkeit das hohe Gut erkaufte wird, deutsches Werk aus dem flüchtigen Zeitstrom zu festerer Geltung zu retten. So gilt Pfitzners Werk, das über unsern Dank hinaus schon mit Ruhm gekrönte, durch echten Ruhm bewahrheitete. Denn Ruhm ist „eine Heiligsprechung durch die Natur, die gesetzmäßig eintritt, über die Haltung der Menschen hinweg.“

(Aus „Das deutsche Buch“, 9. Jg. Heft 5/6.)

Ein argivisches Fürstengrab¹⁾.

Von Prof. Dr. Ugel Persson, Universität Upsala.

Während des Sommers 1926 haben wir unter Mitwirkung des griechischen Ephoren Bertos ein mykenisches Kuppelgrab im Dorfe Dendrá in der Nähe der alten mykenischen Burg Midea etwa 12 Km. nördlich von Nauplion ausgegraben.

Der Kuppelraum hat einen Durchmesser von etwa $7\frac{1}{2}$ m und hat einmal ungefähr dieselbe Höhe gehabt — er steht jetzt bis zu einer Höhe von $5\frac{1}{2}$ m Maximum aufrecht. Auf dem Boden, der mit Kalk getüncht war, fanden wir Kleinigkeiten aus Gold, Elfenbein und Glas, Basenscherben sowie die arg zerstörten und umgeworfenen Reste dreier Skelette. Nach dem Funde einiger protogeometrischen Scherben auf dem Fußboden sowie einer sekundären Bestattung mit einem Gefäß aus derselben Epoche etwa 2 m oberhalb des Fußbodens können wir sagen, daß das Grab schon kurz nach 1100 v. Chr. zerstört war und damals auch von Grabplünderern durchgewühlt wurde. Bei der Reinigung des Grabes stellten wir fest, daß der Kalküberzug an vier Stellen fehlte und erwarteten darum dort Schächte zu finden. In zwei dieser Schächte fanden wir etwa $\frac{1}{2}$ m unterhalb des Fußbodens große Steinplatten und etwas mehr als 1 m tiefer drei Skelette in unberührter Lage, rechts vom Eingang das der Prinzessin, links diejenigen der Königin und des Königs. Sie lagen alle auf einer etwa 5 cm dicken Kalkschicht.

Die Königin hatte ihre Trinkschale zwischen dem leicht gebogenen rechten Arm und der Brust, am linken Handgelenk einen schönen Armband-Karneol mit zwei Ebern. Der Becher der Königin ist innen aus Gold, außen aus Silber mit vier dünnen Goldreifen und dazwischen fünf Stierköpfen verziert. Die Stierköpfe sind in Schwarzsilber mit kleinen Goldinlagen gearbeitet. Die Haarbekleidung, besonders die Stirnwirbel, ist noch dazu schön zieliert.

Der Rumpf des Königs war ganz mit Kostbarkeiten bedeckt. Oben stand der große Goldbecher des Königs mit Siegelsteinen und Ringen ge-

¹⁾ Aus dem Auszug eines Vortrags, gehalten in Berlin am 22. April 1929 anlässlich der Hundertjahrfeier des Archäologischen Instituts des Deutschen Reichs.

füllt, dann folgten zwei silberne Becher, dann noch ein Becher aus Gold und Silber und zuletzt ein bronzenes Gefäß. — Der große Goldbecher aus Feingold, 18½ cm im Durchmesser, ist technisch meines Erachtens die schönste Probe der kretischen Goldschmiedekunst, die wir bis jetzt kennen. Oben sind zehn Argonauten-Schnecken und sechs Delfine abgebildet; vier Tintenfische von Korallen mit Seeanemonen und Sand und Steinen des Meeresbodens umgeben, machen das Hauptmotiv aus. Jeder Gegenstand, man möchte sogar sagen, jedes Glied ist von der charakteristischen Seite wiedergegeben — die meisten Dinge von der Seite, so auch die Fangarme der Tintenfische, deren Körper aber sowie der Meeresboden von oben! — Der kleine, goldsilberne Becher trägt eine leider arg zerstörte Stierdarstellung. — Einer der Silberbecher läßt uns Jagdszenen, Girjche und Gunde, sehen; besonders interessant ist der Girjch rechts, der identisch daselbe Bewegungsmotiv wie der Stier im Neze des einen Vaphiobechers¹⁾ wiedergibt. — In dem großen Goldbecher lagen die Siegelsteine des Königs, sechs an der Zahl, von denen der größte besonders schön ist — ein dunkeladriger Nchat von mehr als 4 cm Durchmesser, mit einem Löwen, der einen Stier zerreißt. — Neben den Siegelsteinen lagen u. a. drei merkwürdige Fingerringe aus dünnen Metallscheiben aus Silber, Blei, Kupfer und Eisen zusammenge setzt. Waren es Zauberringe, magische Ringe, von denen wir in der Sage sowie im Volksglauben manches hören? Blei, Kupfer und Eisen zusammen genommen und etwas angefeuchtet geben einen elektrischen Schlag — etwas Unerklärliches, Magisches! Oder zeugen die Ringe von Verbindungen mit Agypten-Babylonien und der Rolle, welche die Metalle dort in der Religion gespielt haben?

Als die Becher weggenommen waren, kamen die Waffen des Königs zum Vorschein; ein Schwert an der rechten Seite, drei an der linken, sämtliche mit goldenen Griffen. — Sie repräsentierten verschiedene Typen — mit gerader Schulterpartie, mit hörnerartigen Auschüßsen, Kreuzform. Das schönste war einmal ein Schwert, das 1,10 m lang war. — Der elfenbeinerne Griff war ganz dicht mit etwa 5000 kleinen Goldstäbchen beschlagen und auf der so gebildeten Fläche waren dann Spiralen ziselirt. -- Von den beiden am besten erhaltenen hat das eine einen Knopf aus Elfenbein mit Gold beschlagen, das andere einen Knopf aus Nchat.

Rings um den Kopf des Königs herum fanden wir eine Menge von kleinen Gegenständen aus Kobaltglas, die einmal einen ledernen Helm geschmückt haben. Ein besonderes Interesse beanspruchen die kleinen viereckigen Platten, deren Darstellung noch zu sehen ist: ein großes Tier nach rechts, auf dessen Rücken eine Frau — genau das Schema der späteren Darstellung von Europa auf dem Stiere; vergl. besonders die Metope aus Selinus. Meines Erachtens haben wir hier die älteste Darstellung,

¹⁾ Der „Vaphiobecher“, der zu den schönsten Funden des mykenisch-kretischen Kulturkreises gehört, zeigt in schönster Goldtreiarbeit eine Stierfangszene, die in ihrer wunderbaren Plastik und Bewegtheit an die schönsten Stücke des Renaissancekunsthandwerks erinnert. Die Archäologen setzen seinen Ursprung etwa auf das 2. Jahrtausend v. Chr. an.

die an diese mit deutlich erkennbarem minoïschem Stoffe erfüllte Sage anknüpft. — Auf einer anderen Glasplatte ist eine andere Sage illustriert, die von Bellerophon und der Chimäre, die schon bei Homer vorkommt. Wir sehen das Tier:

„Vorn ein Löw', und hinten ein Drach', und Geiß in der Mitte
schrecklich umher ausschauend die Macht des Iodernden Feuers.“

Der arme Bellerophon scheint von Schauder ergriffen, in den Knien ganz schwach zu werden. — Es ist, möchte ich sagen, das allerwichtigste Resultat unserer Ausgrabung, daß wir somit einen untrüglichen Beweis besitzen, daß wenigstens ein paar der späteren griechischen Sagen schon aus mykenischer Zeit stammen.

Neben und auf den Füßen des Königs lagen in offenkundiger Unordnung ein Schwert, vier Speerspieße, zwei Messer, Reste eines ledernen Helmes (u. a. zwei Bleihörner). — Zwischen dem König und der Königin in der Mitte des langen Schachtes fanden wir außerdem ein reich ornirtes Straußenei auf silbernem Fuß — die Deckplatte unten zeigt, daß wenigstens das Ei aus Midea nicht umzudrehen und als Base zu verwenden ist, wie es Sir Arthur Evans in *The Palace of Minos*, Bd. II, für ähnliche Straußeneier vorschlägt. Das Vorkommen von Straußeneiern in den mykenischen Gräbern ist meines Erachtens mit der Bedeutung des Eies als Unsterblichkeitsymbol in dem späteren griechischen Grabkultus in Verbindung zu setzen. — Auf demselben Platz wurden eine goldene Halskette und eine Steatitlampe gefunden.

Bei der kleinen, etwa vierzehnjährigen Prinzessin fanden wir eine schöne Halskette, 82 cm lang, sowie den goldenen Reif eines ledernen Gürtels, der auch mit dünnen Goldspiralen verziert war. Oberhalb der Decksteine dieses Schachtes, nur etwa 30 cm unter dem Niveau des Fußbodens lag ein prachtvoller, massiver Goldring. Die Darstellung der Siegelplatte zeigt u. a. zwei Wundertiere, die mit denjenigen der Siegelabdrücke aus Zakro sehr nahe verwandt sind.

Die beiden Schächte, die in der Längsachse der Grabanlage liegen, waren Opfergruben. In dem kleineren lagen die Reste eines Hundes sowie die eines Menschen. In dem größeren unmittelbar innerhalb der Tür fanden sich eine Unmenge von durch Feuer stark beschädigten Gegenständen aus Bronze, Gold, Glas, Fayence und Elfenbein, dann Vasenfragmente und sehr viel Holzkohlen.

Unser Grab war sehr reich — nur an Keramik nicht. Von den Scherben, die auf dem Fußboden, in den Schächten und im Dromos gefunden wurden, haben wir eine große Bügelfanne rekonstruiert. Es ist möglich, noch einige Vasen zu bestimmen, nämlich eine doppelhenkliche Schnabelfanne und ein paar sog. „Champagnerbecher“ von spätmikenischem Typus mit kleinem Henkel und starkem Rind unterhalb des Randes. Das wenige, was wir haben, genügt uns jedoch, um das Grab etwa 1350 v. Chr. anzusetzen.

Die Einweihung des Harnack-Hauses in Berlin-Dahlem.

Die feierliche Einweihung des Harnack-Hauses fand am 7. Mai 1929, dem 79. Geburtstage des Präsidenten der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, Erz. Adolf von Harnack, im Goethe-Saal des Hauses in Anwesenheit der Vertreter der Reichsregierung, Landesregierungen und ausländischen Staaten statt. Nach einleitenden Worten des 1. Vizepräsidenten der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft, a. D. Gesandten und bevollmächtigten Ministers Dr. Dr. Krupp von Bohlen und Halbach ergriff der Generaldirektor der Gesellschaft, Dr. Dr. Glum, das Wort, um Näheres über Zweck und Ziel des Hauses mitzuteilen. Er führte unter anderem aus:

„Das Haus, das wir heute gemeinsam als Harnack-Haus eröffnen wollen, ist von anderer Art, wie die Institute, die unser verehrter Präsident in so stattlicher Zahl in den bald 20 Jahren seiner erfolgreichen Amtszeit ihrer Bestimmung übergeben konnte. Es ist, wenigstens soweit es vollendet vor Ihnen steht, kein Forschungsinstitut, vielmehr ein Haus der Freundschaft, der wissenschaftlichen Zusammenarbeit . . .

Dieses Haus soll vor allem auch dem Auslande offenstehen.

Als wir zuerst den Plan faßten, der zu dem Bau des Hauses geführt hat, da wollten wir ein Haus für ausländische Gelehrte bauen, mit Arbeits- und Wohnräumen, um Gelehrte des Auslandes, zu denen unsere Forscher in näheren wissenschaftlichen Beziehungen stehen, als unsere Gäste aufzunehmen.

Auch jetzt halten wir an diesem Plane fest. Aber wir haben es für zweckmäßiger gehalten, die Laboratorien für unsere Gäste nicht mit diesem Hause zu verbinden, sondern durch Erweiterung unserer im Laufe der Zeit allzu eng gewordenen Institute in diesen selber den Platz zu schaffen, den wir für diese Zwecke brauchen. Es ist dies nicht nur mit geringerem Aufwand von Mitteln möglich, sondern es ist auch für die Zusammenarbeit günstiger, wenn sich das Laboratorium des Gastes neben dem des Gastgebers befindet, mit dem er täglich zusammen arbeiten soll. Dafür wird dieses Haus in seinen oberen Geschossen einige Räume enthalten, in denen unsere Gäste wohnen können. Und auch alle übrigen Räume stehen ihnen zu Vorträgen und zur Aussprache mit ihren deutschen Kollegen zur Verfügung.

So legen wir heute mit der Einweihung dieses Hauses zugleich den Grundstein für die übrigen Teile des Ausländerinstitutes, dessen Begründung wir vor zwei Jahren angekündigt haben.

Die Entwicklung der heutigen Wissenschaft, und zwar auch hier wiederum nicht nur der Naturwissenschaften, die ja immer in besonderem Maße international gewesen sind, hat es mit sich gebracht, daß eine enge Fühlung zwischen den Gelehrten der verschiedenen Nationen, den Wissenschaften dieser Nationen unendlich viel mehr Frucht und Segen bringen kann, wie wenn jede nur auf sich gestellt an ihrer Aufgabe arbeitet. Hierfür genügt nicht

nur allein die Vermittlung, die die wissenschaftliche Literatur mit ihren verschiedenen Hilfsmitteln, Zeitschriften, Referierorganen, internationalen Bibliographien leistet. Es genügt nicht das gelegentliche Sichkennenlernen und Aussprechen auf Kongressen, wissen wir doch alle, wie anstrengend diese von so vielen Gelehrten besuchten internationalen Veranstaltungen zu sein pflegen, und wie schwer es ist, sich dort nahezu kommen.

Hier kann nur die auf einen längeren Zeitraum sich erstreckende Fühlung von Mensch zu Mensch nutzen, wenn möglich das Sichkennenlernen bei einer gemeinsamen Arbeit, wo einer dem anderen hilft, einer die Methode des anderen lernt.

Aus der Geschichte der Naturwissenschaften ließen sich viele Beispiele nennen, wo große Entdeckungen durch diese Zusammenarbeit von zwei Gelehrten, die sich besonders ergänzten, vorbereitet worden sind. Denken Sie — ein Beispiel aus der jüngsten Vergangenheit — an die gemeinsame Arbeit des Chemikers Windaus und des Physikers Pohl an dem Vitaminproblem. Oder aus dem Kreise der hier Anwesenden an die Entdeckung der Gewinnung des Stickstoffs aus der Luft von Haber und Bosch.

Aber sollten wir nicht weiter kommen können, wenn die Gelegenheit zu einer solchen engen Zusammenarbeit nicht nur den Gelehrten einer Nation gegeben würde, sondern auch den Angehörigen mehrerer Nationen? Unser Mitglied Otto Meberhof hat mit dem Engländer Hill zusammen die Aufklärung des Stoffhaushaltes im Muskel entscheidend beeinflusst.

Gerade auf dem Gebiete der Medizin scheint mir, daß einer die nationalen Grenzen überwindenden Zusammenarbeit noch große Aufgaben gestellt sind, die zu lösen vielleicht noch einmal dazu beitragen kann, uns von gefährlichen, die Menschheit quälenden Krankheiten zu befreien.

Können wir diese Zusammenarbeit organisieren, so werden wir zugleich mithelfen an dem großen Friedenswerke der Verständigung unter den Völkern."

Vom modernen Schulzeichnen in Deutschland.

Von Lehrer Warnecke.

Man kann feststellen, daß das Zeichnen an der allgemein bildenden Schule etwa während der letzten 40—50 Jahre immer parallel gegangen ist zu der Entwicklung, die die freie bildende Kunst vorher genommen hat. Hat man diese Beziehung des Zeichenunterrichts zur freien Kunst einmal richtig erkannt, so sollte eigentlich die Kunst der Gegenwart den Weg zeigen, den der Lehrer im Zeichnen zu gehen hat.

„Kunst“ ist nicht nur ein „Können“ (akademische Kunstrichtung), nicht einfach ein Stück Natur, gesehen durch ein Temperament — wie bei den Impressionisten —, sondern durch freie Gestaltung aus der Idee, geistige Verarbeitung eines Erlebnisses, eine Auseinandersetzung des Menschen mit seiner Umwelt, erlebtes Leben — „Expressionismus“. Die kindliche Ausdrucksmöglichkeit, nicht etwa der Programm-Expressionismus kommt hier

in Frage. Das Technische sowohl wie das bloße Sehen tritt dabei etwas in den Hintergrund. Dafür aber stellt sich der Zeichen- und Kunstunterricht in den Dienst der gesamten Menschbildung, erweckt das Interesse an der sichtbaren Umwelt, klärt die Begriffe: denn nur das, was man einmal, sei es gut oder schlecht, gezeichnet hat, hat man in seiner sichtbaren Form erfaßt. Die manuellen und technischen Schwierigkeiten werden sich von selbst schleifen, wenn das Interesse an bildhafter Gestaltung nachgehalten wird. Dadurch wird das Zeichnen zu dem, was heute auch die amtlichen Richtlinien von ihm fordern: „zu einer Äußerung des gefühlsmäßigen Erlebens und des natürlichen Ausdruckswillens.“

Kunst ist nichts Künstliches, sondern ein Natürliches, zur Menschen- natur ursprünglich Gehörendes; denn nicht nur der Trieb, sondern auch die Fähigkeit zum bildhaften Gestalten ist allen Menschen von Anbeginn an eingeboren. Kein Mensch ist so vielgestaltig, wie das Kind. Das liegt daran, daß es noch unverbildet aus dem Reichtum seiner Innerlichkeit schöpfen kann. Schaffen ist eben ein Schöpfen, ein Herausholen aus der Tiefe. Wir dürfen also nicht lediglich die imitative Wiedergabe der konkreten Dinge als das Ziel der künstlerischen Gestaltung ansehen; unsere höchste Zielsetzung ist vielmehr die Befreiung der produktiven Kräfte im Kinde! —

Wenn jemand dieses Grundproblem des modernen Zeichenunterrichts erfaßt hat, wird er auch bald den Sinn folgender Überschriften verstehen, die einer am 21. 3. 29 vom Unterzeichneten veranstalteten Zeichenausstellung entnommen sind: „Im tropischen Urwald mit Giftblumen, Giftschlangen usw.“ — „Ein Traum“ — „Explosion“ — „Ein Herrenhaus“ — „Aufruhr“ — „Trauer“ — „Abendstimmung“ — „Die Teufelsmaske“ — „Der furchtbare Drache“ — „Gampelmann als Jongleur“ — „Graf Zeppelin über Newyork“ — „Sibirische Kälte (Ein Witzbild)“ usw. — Der Themawahl „Giftblumen“ lag beispielsweise eine besondere pädagogische Absicht zugrunde: das Kind in eine fremde Welt zu versetzen und es damit von vornherein von dem sentimentalen Vorbilderkitsch zu entfernen. Denn die Themawahl ist neben der richtigen „Einstimmung“ und den technischen Hilfsanweisungen immer sehr wesentlich, um die kindliche Psyche unter Ausnutzung aller schöpferischen Phantasiekräfte zur Gestaltung zu bringen. Da gewöhnlich das Kind bei dem Thema „Blumen“ die Rosen, Tulpen, Schneeglöckchen usw. rein zeichnerisch bringt, wird es durch eine derartige Stellung der Aufgabe dahin geführt, Phantasieblumen mit äußerst starken Farben ausblühen zu lassen. Die Fähigkeit des künstlerischen Sehens ist eben nicht eine Sache des Auges, sondern der Phantasie. Die Sinnesorgane sollen nur den Rohstoff liefern, während die eigentliche Formung durch die spontane Tätigkeit der Seele vollzogen wird. Im Gegensatz zum Abbilden und Nachahmen der Wirklichkeit legen wir heute den größten Nachdruck auf das *E r f i n d e n*, da dieses aller Künste Mutter ist. „Ewig jung nur ist die Phantasie. Was sich nie und nirgends hat begeben, das veraltet nie!“ (Schiller). — Darum dürfen unsere kleinen Schüler nach Herzenslust Phantasiewesen aller Art gestalten: verzauberte Blumen, vorsintflutliche Tiere usw.; an einer wirklichkeitsfernen Traumwelt kann sich ihre Formen- und Farben-

phantasie ungehemmt betätigen. — Daß u. a. der Traum ein sinnvoller, symbolischer, oft hochkünstlerischer Ausdruck der im Unterbewußtsein wirkenden Gefühlskomplexe ist, die gerade im Schlafe wirksam werden, wurde uns bereits von Dr. med. Simmel bestätigt („Kriegsneurosen“ und „Psychisches Trauma“). — Aber nicht nur Phantasie und Intuition sollen zu ihrem Recht kommen, sondern auch Wit und Humor, da insbesondere der Zeichenunterricht Freude erwecken soll. Zugleich befeuern und steigern Affekte wie Freude, Hoffnung usw. die Lebenskräfte jedes Kindes und schaffen so wiederum günstige Bedingungen für seine schöpferische Tätigkeit. —

Seute lassen wir vor allem das Kind zunächst in der Ausdrucksweise seiner jeweiligen Entwicklungsstufe reif werden, ohne es künstlich darüber hinaus zu treiben — etwa durch verfrühte Beibringung perspektivischer Regeln, zumal man genau weiß, daß doch die Ausdrucksweise jeder Altersstufe, ganz gleich, ob erstes oder achtes Schuljahr, ihre eigene Schönheit und Vollendung besitzt. Bei der freien Gestaltung des Kunstunterrichts ist ein Lehrplan in der alten Weise kaum mehr einzuhalten. Soll man noch den Weg vom Leichten zum Schweren beschreiten? — Man bedenke, daß das „Einfache“ in der Kunst nicht immer leicht ist; in ihm liegt oft die allergrößte Kunst. Die Übungen der unteren Klassen müssen daher in den mittleren und oberen Klassen wieder aufgegriffen und weitergeführt werden. Verfasser dieses Artikels versuchte einmal in verschiedenen Klassen ein- und dasselbe Thema aus der Vorstellung zeichnen zu lassen und fand, daß die besten Leistungen keineswegs immer in den obersten Klassen zu finden waren. —

Indem wir vor allem auch die persönliche Begabung für die Behandlung bestimmter Werkstoffe anerkennen und dem Schüler nicht nur Freiheit im Ausdruck, sondern auch Freiheit in der Wahl des Ausdruckswerzeuges lassen, entwickelt sich aus dem früheren einseitigen, vorwiegend intellektuell gerichteten Zeichenunterricht langsam ein neues Unterrichtsgebilde, das außer Zeichnen, Malen und Formen grundsätzlich noch allerlei einfache künstlerische Werkarbeit und graphische Techniken umfaßt. Es übernimmt die Aufgabe, nicht nur die Kräfte des bewußten Sehens und Darstellens, sondern auch die des Gestaltens, die Vorstellungs- und Phantasiekräfte, das Gefühl für Form und Farbe, — kurz das, was schon Pestalozzi die „Kunstkräfte“ nannte, zu entwickeln und dem Kinde auf Grund des eigenen Schaffens ein inneres, persönliches Verhältnis zur Kunst zu vermitteln. —

Mit dieser kurzen Skizze soll keinesweg die „neueste Methode“ des Zeichenunterrichts demonstriert werden. So gut Wandel und Wechsel in der freien Kunst herrschen, gibt es auch keine „allein richtige“ Zeichenmethode! —

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosenkranzstr. 2. Tel. 20-56. • Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor B. Stillmarz.
Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing, Direktor Alfred Walter. • Bezugspreis: für ein Vierteljahr 1.50 Rr. (mit Zust. 1.60 Rr.); Deutschl. 2 Rmk.; Zeitl. 2.25 Rk. Einzelnummer 0.25 Rr. • Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten“, Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. • Abonnenten (laut Konto „Eistl. Verlagsgesellschaft“ Weid. Kentmann & Co.) — in Riga: Rigae Kreditbank; in Deutschland: Postcheckkonto Berlin 122602.

Aus deutscher Geistesarbeit

Monatschrift für wissenschaftliche und
kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Reval

Nr. 13

Freitag, den 19. Juli 1929

5. Jahrgang

Goethe's Erkenntnis.

„Der rationalen, mechanisierenden Erkenntnis stellt er seine Anschauungsweise gegenüber, die wir als intuitiv und organisch bezeichnen können.

Die Idee des Organismus war von Giordano Bruno als Prinzip der Naturerkenntnis verwandt und von Leibniz in seine Monadenlehre aufgenommen worden. Nun verband sie sich in Goethe mit einem Personleben universaler Tiefe und Bedeutung und wuchs in veränderter Gestalt über die Rolle einer wissenschaftlichen Erklärungsanalogie hinaus zu einem grundlegenden Anschauungsprinzip. Man darf in ihr die homogene Form für Goethe's Welt- und Icherleben sehen. Es scheint mit ihr eine wesentliche Bestimmung der modernen Geistesstruktur zu formfesterer Klarheit zugehören, die sich auf allen geistigen Teilgebieten in der Folgezeit durchgesetzt hat. Für die damalige Zeit eröffnet sich in der Idee des Organischen ein neuer metaphysischer Durchblick, der sich in dem Ganzen des Goethe'schen Geistes manifestiert.“

Aus Ernst Neubauer „Goethes religiöses Erleben“.

„Goethes Weltanschauung ist eine Philosophie des Lebens, seine Dichtung eine Auseinandersetzung mit dem Problem des Lebens, seine Gestalt eine typische Form des Lebens — freilich des Lebens, wie es von Goethe verstanden wurde.“

Aus H. A. Korff „Die Lebensidee Goethes“.

Baltische Tradition

von

R. v. E.

In der glänzenden Charakteristik des bekannten Theologen Alexander von Dettingen hat sein Schüler Prof. D. Dr. R. Seeberg¹⁾ folgende Schilderung des baltischen Christentums jener Tage gegeben:

„Als in Deutschland der klassische Idealismus seinen Höhepunkt erreicht hatte, ergriff der ästhetische Idealismus der Klassiker und Romantiker und die idealistische Stimmung der klassischen deutschen Philosophie weitere Kreise in Livland, die fähigsten Köpfe und die höheren Gesellschaftsschichten mit hochgemuter Begeisterung erfüllend. Dieser ästhetisch-philosophische Idealismus verband sich nun in den Kreisen der Höhergebildeten mit den lebhaften religiösen Tendenzen, von denen die Rede war („der . . . Bund von Pietismus und Orthodoxie“). Das livländische Christentum jener Tage ist durch diese merkwürdige Kombination von Religion und ästhetischem Empfinden, von Glauben und ästhetischem Idealismus gekennzeichnet. Kaum irgendwo dürfte diese Kombination so energisch durchgeführt worden sein und so lange sich erhalten haben, als in den baltischen Landen.“

Einer der markantesten Vertreter dieser „Kombination“ war Alex. v. Dettingen.

„Die Stimmung Goethes und Schillers, der Idealismus Hegels und Schellings — das war die Heimat seiner Seele,“ so heißt es in dem genannten Aufsatz und weiter: „man kann gewissermaßen sagen, daß Dettingen der letzte orthodoxe Lutheraner gewesen ist, in kaum etwas ist er davon gewichen, was er einst von Philippi gelernt hatte.“ Den geistigen Repräsentanten jener Zeit war der heutige Gegensatz zwischen Christentum und Kultur fremd, das eine war ohne die andere nicht denkbar, das heute von mancher Seite übertrieben betonte „Entweder — oder“ spielte damals keine Rolle, und doch war jene Zeit keineswegs eine Zeit lauen Christentums, sondern voll aktiver, lebendiger Kirchlichkeit und religiöser Stimmung weitester Kreise!

Um den starken Einfluß eines mit ästhetischen Momenten durchsetzten Christentums nicht nur auf die Landeskirche, sondern ebenso sehr auf Familie, Schule und Haus zu verstehen, und zugleich in dieser „Kombination“ ein Stück echter altbaltischer Tradition zu erblicken, müssen wir auf zwei weitere Umstände hinweisen, die gewissermaßen diese ideelle Verbindung von Christentum und Kultur sanktionierten, ihr den Boden bereiteten, auf dem sie fruchtbar gedeihen konnte.

¹⁾ Balt. Monatschrift. 1906. Aprilheft 4.

Das war ihre feste Verbindung mit dem baltischen Patriotismus. „Mit der allgemeinen Freude am Deutschtum verband sich der lebhafteste Stolz auf die Ausprägung des Deutschtums im eigenen Lande. Die glückliche Lage der Provinzen in jenen Jahren fügte zum patriotischen Stolz die kräftige Hoffnung, durch hingebende Arbeit die Kultur und Gesittung des Landes und aller Bevölkerungsschichten in ihm auf das höchste zu steigern.“ (R. Seeberg.) Wie konnte aber diese Hoffnung anders erfüllt werden, als durch das Totalverbundensein mit den geistigen Ideen des Mutterlandes, mit eben jenem ästhetischen und philosophischen Idealismus der klassischen deutschen Epoche? So wurde in jener Blütezeit unseres baltischen Geisteslebens das Schöpfen aus den Quellen des deutschen Idealismus mit zu einem wesentlichen Bestandteil baltischer Tradition und Gesinnung. Wir können uns die geistige Atmosphäre jener Zeit ohne dieses Moment gar nicht denken. Dazu kam noch ein letzter, integrierender Bestandteil unserer geistigen Physiognomie hinzu. Man braucht nur den Namen A. E. v. Baer's zu nennen, um zu verstehen, worum es sich bei dieser eigenartigen Verschmelzung von klassischem Idealismus und idealistischer Naturauffassung handelt. Der Entwicklungsgedanke, von einem Goethe, Alex. v. Humboldt, C. G. Carus, L. Oken und insbesondere Schelling zu einem Grundprinzip nicht nur unserer naturwissenschaftlichen, sondern ebenso sehr unserer philosophischen und geschichtlichen Betrachtungsweise erhoben, ließ uns die Welt und in ihr den Menschen in anderem, neuem Licht erscheinen.

Kein Wunder, daß auch das baltische Christentum jener Tage von dieser romantisch-historischen Gesichtsbetrachtung, die bereits damals „geheimnisvoll-offenbar“ im klassischen Idealismus lag, erfaßt wurde und sich allerdings mit einer am lutherischen Bekenntnis gewonnenen Einschränkung ihr anschloß.

Wenn wir aus Briefen und Tagebuchblättern der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts einzelne hier wiedergeben, so illustrieren sie am besten die Stimmung jener Zeit: „Es ist vor allem das Wesen des Geistes, das sich mir erschlossen hat, und es ist das Wesen des Organismus, des Reiches Gottes, das sich mir in den Vordergrund gedrängt hat; und es ist die Geschichte und Entwicklung, die mir nun in einem ganz anderen Licht erscheint. Im Lichte der göttlich sich offenbarenden Liebe wird das Verhältnis von Natur und Persönlichkeit ein ganz anderes und die Sittlichkeit bewegt sich nun mehr in großen, organisch sich entwickelnden Gebilden.“ Und an anderer Stelle „der Organismus ist die Erziehungsstätte des Menschen während seines Heranwachsens zur freien geistigen Persönlichkeit.“

Diese Bekenntnisse entstammen Briefen und Tagebuchblättern des bekannten Kirchenhistorikers in Dorpat, Prof. Moritz von Engelhardt. Von ihm sagt sein Schwager und Freund Alexander v. Nettingen: „er war voll von Verständnis für die Größe und Herrlichkeit humaner Leistung in Wissenschaft und Kunst, in bürgerlicher Rechtsordnung und geistiger Selbstkraft . . . Jede bedeutende Erscheinung in ihrem Wachstum belauschen,

die „Zeichen der Zeit“ in Gegenwart und Vergangenheit verfolgen, nichts machen, alles werden lassen und werden sehen, das war seine Lust und Freude, das der eigenartige Vorzug seiner historischen Methode, auch beim Theologisieren.“

So kann man wohl mit einem gewissen Recht behaupten, daß unsere beste baltische Tradition aus vierfacher Wurzel entsprang, aus dem Luthertum, dem klassischen Idealismus, dem deutschgesinnten baltischen Patriotismus und dem Entwicklungsgedanken in seinem umfassendsten Sinn. Wir sind auf den Einwand gefaßt, daß es doch wohl mehr oder weniger persönliche Ansichtssache sei, was man heute für das Wesen alt-baltischer Tradition halte, daß die ältere Generation mit ihrem retrospektiven Lobpreis für immer vergangener Zeiten doch wohl kaum berechtigt sei, für ihre Anschauung allein auf diesen Ehrentitel Anspruch zu erheben. Die Diskussion über dieses Thema in der Tagespresse hat gezeigt, wie verschwommen die Ansichten über baltische Tradition heute sind, wie äußerlich und oberflächlich dieser Begriff heute verstanden und behandelt wird.

Wir können aber für die Gültigkeit der oben gegebenen Charakteristik baltischer Tradition ein weit stärkeres Argument anführen, das sich keineswegs darauf beschränkt, ihren Wert und ihre Bedeutung dadurch zu erweisen, daß sie einmal, vor längst vergangenen Zeiten Norm und Maßstab für die geistige Physiognomie der Balten war.

Das einzige und alleingültige Kriterium für den Wert einer Tradition liegt in ihrem ideellen Gehalt — man könnte ihn biologisch auch „Entelechie“ nennen — d. h. in ihrer weiterzeugenden Lebens- und Wachstumsfähigkeit, ihrem Vermögen, Gesinnungsgemeinschaften zu schaffen, Struktur bildend zu wirken. Eine solche von einer Idee getragene Gemeinschaftsstruktur hat nichts mit politischer oder wirtschaftlicher „Betriebslehre“ zu tun, sie fordert aber von jedem einzelnen auch als Träger politischer oder wirtschaftlicher Interessen eine bestimmte Haltung als Ausdruck seiner Gesinnung. Wie das Baltentum von jeher sein Herrmentum als Verpflichtung aufgefaßt hat, so sollte diese auch bei der völlig veränderten politischen Situation niemals durch einen Verzicht auf vornehme Gesinnung und Würde verdunkelt werden. Es braucht kaum darauf hingewiesen zu werden, daß hier der Begriff „Tradition“ ohne weiteren Zusatz als positiver Wert gefaßt wird. Beide Begriffe, Gesinnung und Tradition, haben an sich ein positives Vorzeichen.

Dürfen wir nun dieser aus vierfacher Wurzel erwachsenen baltischen Tradition das Recht auf ihre volle Gültigkeit auch für heute zusprechen und sie damit zu einer bindenden Verpflichtung für jeden einzelnen von uns machen, oder haben wir es bloß mit einer ephemeren Erscheinung zu tun, die in glücklicheren Zeiten ihre Existenzberechtigung hatte, heute aber nicht mehr am Platze ist und vor anderen „praktischen Gesichtspunkten“ zurückzutreten hat?

Es hieße oft in diesen Blättern Gesagtes wiederholen, wollten wir ausführlich beweisen, daß jener vierfache Fragenkomplex heute alle diejenigen Kreise Deutschlands aufs lebhafteste bewegt, die darauf Anspruch erheben dürfen, als kritische und führende Stimmen gehört zu werden. Der ganze

Kampf um ein weltbezogenes oder jenseitiges Christentum, die Frage nach dem Verhältnis von Religion und Kultur, nach dem inneren Gehalt des patriotischen nationalen Gedankens, der Relativität ethischer Normen im Lauf der Geschichte, nach dem Sinn der Geschichte als organisch-dynamischen Prozeß einer Wertverwirklichung — das alles liegt in jenem vierfachen Fragenkomplex beschlossen und fordert eine Antwort. Auch das Baltentum jener Tage, von denen wir sprechen, kann selbstverständlich nicht den Anspruch erheben, diese Antwort endgültig gegeben zu haben, wohl aber dürfte die harmonische Verflechtung dieser vier Motivreihen einen besonderen Typus geistesgeschichtlicher Entwicklung darstellen, der für unser Baltentum charakteristisch war und vielleicht dazu beitragen darf, mit gewissen Abänderungen und Einschränkungen auch heute noch an der Lösung dieses gesamtdeutschen Problems mitzuarbeiten. Hierbei werden sich naturgemäß je nach der individuellen Verschiedenheit der Bildungslage und des Zeitgeistes auch bedeutende Akzentverschiebungen ergeben, die aber deshalb noch keineswegs die Einheitlichkeit des Gesamtbildes in Frage stellen.

Vor allem muß darauf hingewiesen werden, daß die vier obengenannten Motivreihen ihrem innersten Wesen nach keineswegs an sich eine einheitliche Richtung des weltanschaulichen Denkens garantieren, im Gegenteil, eine jede von ihnen widerspricht wenigstens einer der anderen. Die strenge lutherische Orthodoxie kann weder dem klassischen Idealismus noch dem Entwicklungsgedanken gleichgesetzt werden, die Überbetonung des einen Momentes muß die Wirkung des anderen aufheben und trotzdem sehen wir gerade infolge dieser polaren Spannungen unter den einzelnen Motivreihen ein ungemein lebendiges, mit dem Leben rechnendes und das Leben gestaltendes Weltbild entstehen, das als innerlich bewegtes, dynamisches für das baltische Geistesleben jener Zeit charakteristisch war.

Versucht man aus diesem vierfach getragenen Bau auch nur einen Träger zu entfernen, so ist das Kräftegleichgewicht gestört und der spezifisch baltische Bau stürzt zusammen. An einem Beispiel, auf das uns ein Zeiler unseres Blattes hinweist, mag dieses Verhältnis erläutert werden.

Man wird wohl kaum fehlgehen, wenn dieser obengeschilderte geistesgeschichtliche Entwicklungsgang des Baltentums auch von Deutschland als eines der stärksten Bollwerke dem Europa bedrohenden bolschewistischen Chaos gegenüber angesehen wird, weil er in seltener Weise gemeinschaftsbildend gewirkt hat und in seiner strukturbildenden Kraft, sofern sie heute noch wirksam ist, das schroffste Gegenstück zu der Ideologie des Bolschewismus bildet.

Entkleiden wir aber das Christentum jener oben charakterisierten weltlichen Bindungen — des deutschen Kulturgedankens in seiner spezifisch baltisch geprägten Form — betrachten wir es ganz sub specie aeternitatis etwa in dem Barth'schen Sinne, daß es doch im Grunde nicht von dieser Welt sei, so rücken wir damit in die gefährliche Nähe nicht nur einer eschatologischen Zukunftshoffnung, sondern des vom ideellen Bolschewismus inszenierten Experimentes, das tausendjährige Reich Gottes, wenn auch mit radikalsten Mitteln, hier auf Erden zu verwirklichen.

Das esoterische Christentum ist an sich nicht imstande, strukturbildend zu wirken, d. h. irdisch gefestigte Organisationen zu schaffen, die dem Vernichtungswillen des Pöbels Widerstand leisten könnten. Auch die Kirche ist insoweit nicht in der Lage, diese Rolle zu übernehmen, als sie den Anspruch erhebt, Weltkirche zu sein, da mit dem Ausschalten des spezifisch Rassenmäßigen und Volkstümlichen, das sich in der konfessionellen Kirche mehr oder weniger auswirkt, das feste Verwurzelte sein der christlichen Gemeinschaft mit den strukturbildenden Kräften des Bodens, auf dem sie sich entfalten soll — gelöst wird. Deshalb wird kein noch so ideelles Christentum imstande sein, dem Chaos eine lebenskräftige weltliche Ordnung entgegenzusetzen, das nicht engverbunden ist mit den wahrhaft organischen Aufbaukräften des Landes, d. h. mit einer rassen- und volkstmäßig historisch bedingten Weltanschauung, die im geistesaristokratischen Wertstufen-system die Grundforderung ihres Gemeinschaftsgedankens erblickt.

Und darin dürfte wohl die eigenartige Kraft der baltischen Geistigkeit in ihren besten Repräsentanten gelegen haben, daß sie ohne den christlichen Wesenskern nur zum äußeren Formprinzip werden zu lassen, doch die innere Verbundenheit mit den tiefsten Quellen des Deutschtums empfand und aus dieser heraus wahrhaft kulturbildend wirkte.

Selbstverständlich lag dieser Vieltimmigkeit der bestimmenden geistigen Faktoren die Gefahr nahe, daß die eine der Motivenreihen überstark in den Vordergrund trat und dadurch das einheitliche Bild in gewissem Sinne verschoben wurde — so z. B. wenn der Entwicklungsgedanke in der Geschichtsbetrachtung zu einem Alles relativisierenden Historismus geführt hätte und damit den Wert und die bildende Kraft nationaler Faktoren abgeschwächt worden wäre. Mag dieser Fall auch hier und da eingetreten sein, so löste doch zumeist die gesunde und lebensnahe Natur des Balten diese synthetische Aufgabe in einem Sinn, der weder auf Kosten der Wahrheit nur der Wirklichkeit diente, noch auch umgekehrt.

Sicherlich sind es auch zu jenen Zeiten, von denen wir sprechen, nur wenige gewesen, die sich in der oben angedeuteten Weise über die Grundlagen baltischen Geistes Rechenschaft gaben, aber die geistige Atmosphäre selbst wirkte im weiten Bereich von Stand, Gesellschaft und Familie als Ganzes durch die allgemein anerkannte Sitte erzieherisch auf die Gesamtheit, so daß ein jeder, ob er wollte oder nicht, an diesem Kulturgut teilnehmen mußte.

Was sich nun aus dieser geistigen Mitte heraus als Physiognomie der baltischen Gesellschaftsstruktur entwickelte, aus ihr herauswuchs, war begreiflicher Weise in weitestem Sinn abhängig vom Zeitgeist, von der besonderen politischen Lage des Baltentums innerhalb einer andersstämmigen Bevölkerung und einer beständigen Bedrohung von Seiten der russischen Regierung.

So dürfen wir, um der Gefahr eines reaktionären bloß retrospektiven Doktrinarismus zu entgehen, auch nicht das Gesamtbild unserer früheren ständischen Gesellschaftsordnung als unbedingt noch heute gültiges Traditionsgut hinstellen. Trotz der völlig veränderten innerpolitischen Situa-

tion des Deutschtums wird man aber doch wohl behaupten dürfen, daß es sicherlich einen Bruch mit unserem besten traditionellen Erbgut bedeutet, wenn jene vierfach verwurzelte Ideologie des Baltentums in Vergessenheit geriete und wir uns einer rein utilitaristischen Konjunkturpolitik anbequemen.

Der Einwand, daß eine solche „Kultur“politik von der historischen Situation gefordert werde, ist nicht stichhaltig, denn es handelt sich auch heute um die entscheidende Frage, wie ein Führertum beschaffen sein soll, das nicht nur dem praktischen Betrieb des Tages gewachsen ist, sondern zugleich auch Repräsentant unseres besten Traditionsgutes ist. Daß dieses nicht anders erhalten werden kann, als durch eine völlig eindeutige Stellungnahme zu dem Wertunterschied zwischen kulturellen und wirtschaftlichen Faktoren, ist klar und welcher Art diese Wertschätzung war, die früher die geistige Physiognomie des Baltentums bestimmt hat, haben wir oben zu zeigen versucht.

Ist diese Haltung des Baltentums damals eine ausgesprochen geistesaristokratische gewesen, die sich auf dem Boden einer ständisch-aristokratischen Gesellschaftsordnung zu vollster Blüte entwickeln konnte, so werden wir heute trotz Überhandnehmens demokratischer Tendenzen und des Verlustes jener früheren aristokratischen Schichtung und Führerauslese doch mit vollem Recht behaupten dürfen, daß der Verzicht auf ein geistesaristokratisch orientiertes Führertum auch den Verlust unserer besten altbaltischen Tradition bedeutet.

Unser Blatt hat es sich von Anfang an zur Aufgabe gemacht, diese Haltung in seinem Leserkreise zu fördern und unter beständigem Hinweis auf gleiche Bestrebungen in Deutschland zu zeigen, daß von dem zielbewußten Festhalten an dieser unserer Tradition auch unsere Zukunft im Lande abhängen wird.

* * *

In einer Besprechung der Heftfolge „Baltisches Geistesleben“ aus der Feder unseres geschätzten Mitarbeiters M. R a u b i c h - Dresden lesen wir:

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Baltentum unter dem Deutschtum im Ausland eine hervorragende Sonderstellung einnimmt, insofern als es allein eine ganz eigentümliche, autochthone geistige Kultur geschaffen und entwickelt hat. Eine Kultur, weniger künstlerischen als vor allem wissenschaftlichen und besonders weltanschaulichen Charakters, die dann in ihrer Eigen- und Sonderart auch auf das wissenschaftliche und philosophische Denken des Mutterlandes zurückgewirkt hat...

Diese Eigenart baltischen Geisteslebens aber erwuchs vor allem aus drei verschiedenen Wurzeln. Erstens: aus der rassen Kraft eines ungebrochenen Volkstums und seines aristokratischen Bluterbes, durch das

¹⁾ Preuß. Jahrbücher. Märzheft 1929.

die bewußte Höcherzüchtung auch aller geistigen und intellektuellen Funktionen besonders begünstigt und gewährleistet wurde; zweitens — geopolitisch — aus dem Vorpostencharakter dieses Volkstums in seiner Stellung gegen die übermächtige slawische Welt und in der ständigen Abwehr der immer gewalttätiger drohenden Russifizierung; und endlich drittens: aus der schwierigen sozialen Situation der deutschen Minderheit gegenüber den wachsenden Ansprüchen und dem erstarkenden Selbstbewußtsein des estnisch-lettischen Landvolkes...

So ist es gekommen, daß das baltische Geistesleben, insbesondere auch die baltische Wissenschaft in weit höherem Maße einen Kampf- und Tatcharakter aufweist, als die des deutschen Mutterlandes und daß hier auch alle intellektuelle-theoretische Arbeit viel unmittelbarer zu lebendiger Umsetzung in die Praxis und zu politischer Auswertung, ja überhaupt zu schicksalhaft-schöpferischer Lebensgestaltung hindrängte als in der größeren, von reiner Theoretik und Ideologie so oft umnebelten Heimat, und — endlich — daß hier alle Einzelbemühung und -forschung nicht nur zu steter und starker Gemeinschaft im Geiste, sondern vor allem auch zu weltanschaulicher Synthese aufstrebte. Denn nur solche Synthese, wie sie in der Gestaltung einer einheitlichen Weltanschauung, eines geistigen Gesamtbildes des menschlichen Daseins und Schicksals ihre höchste Ausprägung und Vollendung erfährt, verbürgte die Möglichkeit einer Zusammenfassung aller Arbeit und aller Kräfte zum Dienst am Ganzen und am Geiste...

Talent und Routine.

Von Walter von Wistinghausen.

Wir wollen uns in nachstehenden Zeilen nicht mit den Begriffen Talent und Routine im weitesten Sinne befassen, sondern nur mit der Rolle, die dem Talent als angeborener besonderer Fähigkeit und der Routine als durch Übung erworbener Fertigkeit in der Ausübung der Schauspielkunst zufällt.

Wie einfach sich die reinliche Scheidung zwischen den beiden Begriffen in dieser kurzen Definition zeigt, so schwierig gestaltet sich oft die Unterscheidung für den Zeugen des darstellerischen Vorgangs gerade in der Schauspielerei. Das Publikum denkt sich diesen ja noch heute meist als ein Produkt der Routine, mit dem den Leuten etwas „vorgemacht“ wird. Daher die festgewurzelte Vorstellung von der „Verstellungskunst“ des Schauspielers und das — leider allerdings nicht selten berechtigte — Mißtrauen, das die Gesellschaft gegen ihn hegt.

Diese Vorstellung erklärt sich zum Teil ja wohl durch den Umstand, daß man auf der Bühne tatsächlich allzuoft nur Routine zu sehen bekommt, andererseits aber auch dadurch, daß die meisten vom Wesen des darstelle-

rischen Vorgangs, für den es eine wirklich erschöpfende Definition ja auch nicht gibt, keinen rechten Begriff haben. Nur wo dieser fehlt, kann die Täuschung die sich die Darstellung zur Aufgabe stellt einer bloßen Vorstellung zugeschrieben werden.

Der Schauspieler, der eine Gestalt aus dem Werk eines Dichters darstellen soll, hat nicht ein festumrissenes Bild vor Augen, wie etwa der Porträtmaler, dem sein Vorwurf in greifbarer Gestalt lebendig gegenübersteht und so die Möglichkeit zu ständigem Vergleich und Korrektur bietet. Ihm muß das Bild aus dem Text, dem Wort entstehen, das mehr andeutet, als Linie gibt, Hinweis und Wegweiser, aber kein greifbares Ziel ist. Dieses Ziel, seinen Vorwurf, muß er sich erst selbst schaffen, die Gestalt, die er auf die Bühne stellen soll, muß ihm als *Vision* erscheinen, ehe er an ihre Darstellung gehen kann.

Nicht oft aber tritt in einem Bühnenwerk der Charakter der Gestalten mit solcher Klarheit hervor, daß sich diese Vision so ohne weiteres einstellt. Sie ist meistens das Ergebnis intensivster Einfühlungsbestrebungen, eines tage-, ja oft wochenlangen Tastens, fieberhaften Erfassenwollens, bis die Nebel fallen und das anfangs verschwommene Bild so weit deutlich erscheint, daß der Darsteller mit der zielbewußten Arbeit, dem Fixieren der Gestalt beginnen kann. Sehr oft sind es nur geringe Einzelzüge, manchmal bloß eine kleine Geste, die sein Auge an dem Gegenstand seiner Darstellung entdeckt, bevor dieser als Ganzes erscheint.

So bedeutend diese Einzelzüge auf den ersten Blick erscheinen mögen, so gleichen sie doch den Strahlen der aufgehenden Sonne, die als Vorboten der Lichtspenderin am Horizont hervorschießen: sie sind eben nur zu oft die ersten Boten der eintretenden Apperzeption, die sich gleichsam in Teilvisionen kundgibt. *Unter ihrem Zwang* arbeitet die aufnehmende Phantasie des Darstellers weiter, dem sich jetzt immer mehr ein deutlicher Weg öffnet, bis sein anfängliches Tasten zum bewußten Erfassen wird und er in der Lage ist, nicht bloß zu markieren, sondern den Gegenstand seiner Darstellung durch seine Person so zu verkörpern, daß er im Zuschauer die Täuschung erweckt, als sehe dieser die Gestalt aus der Dichtung in Wirklichkeit dastehen.

Die Art aber, wie der talentvolle Darsteller aus den visionären Winden, die ihm die zu gebärende Gestalt in der Form kleiner Charakteristika gibt, den Gegenstand seiner Darstellung zu erfassen sucht, hat nichts gemeinjam mit der Arbeit des Routiniers der mit fertigen, angelernten Griffen ja Tricks einen seiner *Universaltypen* zusammenleimt, den er dann, wie einen Sandschuh, weiter der textlichen Hülle entsprechend ausweitet.

Es lassen sich diese Hüllen ja auch oft nur zu leicht über die Mannequins fertiger Typen ziehen, an denen der echte Routinier doch stets ein großes Lager hat. Hier etwas gezupft, dort mit der Hand einmal glättend drübergefahren — wer kann denn so genau kontrollieren, wie das Kleid eigentlich geschnitten ist? „Der Held“, „der Intrigant“, „der

Bonvivant“, „der Naturburleske“ und wie sie alle heißen — sie stehen in der Requisitenkammer des Routiniers in Reih und Glied und harren der Verwendung. Ein Druck auf den Knopf — und an der Nummertafel zeigt die fallende Klappe, wem von ihnen der Ruf gilt.

Ein Gebiet, auf dem die Routine besonders viel und unkontrolliert sündigt, ist die Komik. Die Versuchung zur Effekthascherei ist hier ja auch besonders groß. Eine Geste, eine Grimasse, oft erprobt in Attacken auf die Lachmuskeln des Zuschauers, ist bald eingeschoben, und ihre Zusammenhanglosigkeit wird in der Überraschung leicht übersehen oder verziehen, denn wer da lacht, fragt nicht danach, worüber er eigentlich lacht, am wenigsten die große Masse. „Und die bei Euch den Narren spielen, laßt sie nicht mehr sagen, als in ihrer Rolle steht, denn es gibt ihrer, die selbst lachen, um einen Haufen alberne Zuschauer zum Lachen zu bringen, wenn auch zu derselben Zeit irgendein notwendiger Punkt des Stückes zu erwägen ist...“ Nicht viele denken an dieses Wort Hamlets, wenn ihr Zwerchfell erschüttert wird.

Größere Schwierigkeiten erwachsen der Routine natürlich in der gehaltvolleren Komödie. Die läßt nicht mit sich spielen, wie das Stanislawski in seinem Werk „Mein Leben in der Kunst“ hinsichtlich der Darstellung Molière'scher Komödie so anschaulich schildert: „Am schwersten aber ist es — sagt er — wenn man auf den Brettern steht, das wirklich zu glauben, sich zu dem ernst zu verhalten, was auf der Bühne vorgeht. Aber ohne Glauben und Ernst kann man eine Komödie oder Satire nicht spielen, umsoweniger eine französische, umsoweniger eine klassische, umsoweniger eine Molière'sche. Hier kommt alles darauf an, daß man an seine dumme, unwahrscheinliche oder aussichtslose Lage wirklich glaubt; durch sie wirklich erregt wird und unter ihr leidet. Man kann diesen Ernst vorspiegeln, doch dann erzielt man ein vollständig entgegengesetztes Resultat. Die Komödie ist so sensibel, sie rächt sich. Etwas erleben oder sich stellen, als erlebe man es — das ist ein gewaltiger Unterschied, derselbe, wie er zwischen der natürlichen organischen Komik und den äußerlichen Fazen und Narren besteht.“

Etwas erleben oder sich stellen, als erlebe man es — darin liegt es. Natürlich, je größer die Zahl der Griffe und je mehr ausgearbeitet die fertigen Formen sind, welchen die Routine den Stoff anzupassen sucht, desto leichter ist es den Zuschauer irrezuführen. So bewirkt Routine, hochpotenziert, nur zu leicht, daß eine künstlerische Lüge geglaubt wird — eine Gefahr fürs Theater, die sich in Heinrich Laubes Wort: „Der Verfall des Theaters liegt gewöhnlich darin, daß Schauspieler und Publikum von der Wahrheit und Wahrhaftigkeit abgedrängt werden“ so deutlich wieder spiegelt.

Diese Gefahr tritt immer wieder zum Schluß einer Entwicklungsperiode des Theaters ein, wenn ein Stil sich überlebt hat. Selbst in der Verfallzeit des Naturalismus, der dazu berufen schien, die Lüge von der Bühne zu verbannen und der einen großen Teil der bisherigen darstellerischen Ausdrucksmittel als unnützen Ballast über Bord warf, hat die alte

Gefahr der Routine die sonderbarsten Auswüchse gezeitigt, wie das Julius Bab in seinem Werk „Das Theater der Gegenwart“ so trefflich schildert. „Man brauchte — heißt es da — nur kein Temperament, keine Leidenschaft, keine Phantasie und keine irgendwie auffällige Kraft zu besitzen, brauchte nur dem Publikum möglichst oft den Rücken zuzukehren und die Worte möglichst unverstündlich durch die Zähne zu stoßen — und man konnte sich schmeicheln, ein höchst moderner Schauspieler zu sein.“ So hatte sich die Routine also auch der „Ausdrucksmittel der Wahrheit“ bemächtigt! Kein Wunder, denn wie sollte sie wohl der Wahrheit mit ihren alten Griffen und Kniffen beikommen, ohne den hier besonders gefährlichen unmittelbaren Vergleich zu provozieren und alle Geheimnisse ihrer Requisitenkammer in unsterblicher Blamage auch vor dem harmlosesten Zuschauer zu enthüllen? Daß aber der Naturalismus, wenn er ihr auch noch nicht den Todesstoß gegeben, ihr durch seine Nachwirkungen doch das Leben dauernd sauer gemacht hat, steht natürlich fest.

Mit dem allmählichen Verschwinden des Starwesens und dem überall einsetzenden Streben nach dem einheitlichen künstlerischen Ensemble, wie es sich an den Bühnen Reinhardts und Stanislawskis, den beiden Polen des europäischen Theaters — von früheren Pionieren, den Meiningerern u. a. wollen wir absehen — zum Rahmen verdichtet hat, sind ja auch so ungünstige Lebensbedingungen für die Routine geschaffen worden, daß die Gäste, denen sie ihr Prokrustesbett anzubieten Gelegenheit hat, immer seltener werden.

Allerdings, im Expressionismus erwuchsen ihr wieder neue Betätigungsmöglichkeiten durch die Fülle hypertrophischer Gestaltungsmomente, durch all die pathologischen Auswüchse dieses „ranken Stils einerranken Zeit“, die in der Verzerrung der Bewegung, der mißverstandenen Aufhebung der Grenzen zwischen dem choreographischen und dem dramatischen Ausdruckskreise, der Unnatur der Sprache und der willkürlichen Behandlung des Zeitmaßes lagen. Hierdurch wurde die Kontrolle wieder erschwert, die Entschuldigung: „Das ist nun einmal der Stil“ ließ sich bei dieser Umwertung der Werte nicht so leicht entkräften. Wenn die Routine hieraus Vorteil gezogen hat, so muß ihr doch ein, allerdings ungewolltes, Verdienst zuerkannt werden, nämlich, daß sie eben dadurch dazu beigetragen hat, die ganze Hypertrophie des Expressionismus ad absurdum zu führen.

So bleibt ihr wieder nur ein beschränkter Spielraum übrig. Freilich, so lange es ein Theater und ein Publikum geben wird, das in seiner Sensationslust nicht bemerkt, wo die Wahrheit aufhört und der Betrug beginnt, wird die Routine die Handlangerin des Erfolges bleiben. Daß sie auch dem talentvollen Darsteller mitunter zum unentbehrlichen Auskunftsmittel wird, wenn er die Nebelgestalten eines dramatisch impotenten Autors auf die Bühne stellen muß oder aus irgendwelchen anderen Gründen die Stimmung zum Spielen nicht aufbringen kann, sichert ihr ein dauerndes Vegetieren.

Auch seit dem großen Darsteller der große Regisseur gegenübersteht, der nicht nur Stratege und Taktiker, sondern zugleich Seele und künstle-

risches Gewissen des Ensembles ist, ist der Routine eine Kontrollinstanz entstanden, die ihrem sporadischen Erscheinen wirksame Schranken setzt.

Das Stimmungsbild von einer Probe mit Reinhardt, das Gertrud Eysoldt in ihrem Aufsatz „Wie Reinhardt mit dem Schauspieler arbeitete“ (aus dem Sammelwerkchen „Reinhardt und seine Bühne“) gibt, enthüllt mit seinen außerordentlich scharfen Schlaglichtern mehr Geheimnisse des darstellerischen Schaffens und seine Unterschiede von rein routinemäßig-mechanischer Vervielfältigungsarbeit nach bestimmtem Rhythmus, als es die scharfsinnigste Definition erreichen könnte:

„Reinhardt hat sein Buch. Wir unsere Rollen. Jeder hat das Seine mitgebracht, ausgearbeitet oder gelernt und trägt es in wichtigen Händen. Und Buch und Rollen und Ideen werden hier von Strömen sich begegnender Sinne umgeschmolzen, vom Blut mit neuen Zeichen begabt. Was Buchstabe war und Gedanke, wird Gefühl — was Gefühl war, wird zum inneren Bild. Der „besondere Saft“ versenkt auch uns in ein Meer des Wahns! — Schön und leibhaft sind diese Träume auf der leeren Leinwand der Bühne. Aus dem Morphiat der Erregungen wachsen uns neue Dimensionen des Mss. Wir streben darin zu sein, wir ziehen die Realitäten heran. Die unsicheren Sohlen tasten nach Grund. Nun wird uns Tisch und Stuhl und Wand und Treppe zugeschoben, Farben umstellen uns. Unsere Kraft muß darin leben. Wir erwärmen die toten Dinge. Das Geländer einer Treppe reicht uns die einzige Geste, die unseren Schmerz oder unseren Stolz aufklärt. Der Sessel ruft unsere wankenden Knie herbei. Ein Fenster lächelt uns Liebe auf die Lippen. Der Wind, die Bäume reden. Unruhvoll drängt sich die Schöpfung an uns, mündet in uns und formt uns. Nichts, das nicht durch uns, die Schauspieler, zum Leben auf der Bühne gezwungen wird, hat ein Recht dort zu sein.

Ein Requisiteur geht auf Beheuspitzen vorsichtig zu Reinhardt an die Rampe und fragt ihn: „Der rote Teppich spielt doch mit?“ Dieses Wort deckt den Sinn des Theaters auf.“

Es deckt auch die Luft auf, die zwischen Eingebung und Mache zwischen Talent und Routine gähnt.

Die Reinhardt gastspiele in München, die in diesen Wochen „Nabale und Liebe“, „Dantons Tod“, „den lebenden Leichnam“ und „Viktoria“ gebracht haben, werden von der Münchener Presse einstimmig als Höhepunkte dramatischer Kunst gewertet. Allerdings hat Reinhardt ein Schauspielereensemble zusammengebracht, das seines Gleichen sucht (Eug. Klöpfer, Waldau, Helene Thimig, Ida Wüst u. a.). Wir lassen im Folgenden Prof. Max Reinhardt selbst zu Worte kommen.

Es scheint fast so, als ob in der Schauspielkunst unter solcher Regie die schwere expressionistische Krisis dieser Zeit überwunden worden ist und sich die Symptome einer inneren Gesundung wieder einstellen.

Vom heutigen Theater.

Von Max Reinhardt.

Der Regisseur hat heute nur deshalb eine so starke Position, weil wir wenig dramatische Produktion im eigentlichen Sinne des Wortes haben. Die meisten Stücke sind Literatur, oft sehr wertvolle, aber theaterfremde Literatur, die nicht aus dem Bühnenboden gewachsen ist. Bei solchen Stücken ist ein Mittler, der Spielleiter, unbedingt nötig. Er wird um so entbehrlicher, je theaternäher der Dichter ist. Shakespeare und Molière haben ebensowenig Regisseure gebraucht, wie Nestor und Raimund. Dieser Zustand scheint mir die höchste Erfüllung des Theaterpielens.

*

Ein Schauspieler, der immer ganz er selbst ist, braucht deshalb auf die weitestgehende Wandlungsfähigkeit nicht zu verzichten. Das typische Beispiel: Werner Krauß, der legitime Erbe Mittermüllers und Dawidson. Er lebt sich derart intensiv in jede Rolle hinein, daß er sich in einem sonderbaren Prozeß der Autojuggestion auch körperlich wandelt. Ich habe ihn hinter den Kulissen genau beobachtet. Montag war er Schigolch in „Lulu“, ein langer, hagerer Patron. Dienstag war er der Sekretär in Rittners „Unterwegs“, ein vollgefressener Dickwanst. Aber die Veränderung war nicht durch einen umgehängten Bauch erzielt, sondern durch das veränderte Erleben einer veränderten Rolle. Hier rührt die Schauspielerei an die tiefsten Dinge der heutigen Forschung.

*

Auch der begabteste Schauspieler braucht heute die Schule, denn er muß heute vom Handwerk mehr verstehen als früher, muß überdies singen, tanzen, turnen, fechten können, lauter Dinge, die gelernt werden müssen. Vor allem aber muß er sprechen lernen. Das Sprechen wurde in den Zeiten des Naturalismus fast mit Absicht vernachlässigt. Heute aber wird ihm die eminente Wichtigkeit wieder zuerkannt, die ihm gebührt. Auf die gute Vorbildung, die junge Künstler früher in den kleinen, aber reich subventionierten Hoftheatern erhalten haben, muß der heutige Nachwuchs verzichten, denn mit den Höfen sind auch die Hoftheater verschwunden, auch haben sich die Spielpläne in den Landestheatern geändert. Bei aller körperlichen Ausbildung und Vielseitigkeit ist mir natürlich der Schauspieler mit starker Empfindung der liebste. Das einzige Ziel des Theaterz zu allen Zeiten war und ist, Leben auf die Bühne zu bringen, aber Leben ohne Herz ist kein Leben. Darum muß man den jungen Menschen, der empfindungsfähig ist, Mut machen, zu sich selber zu kommen, den weitesten Weg, den es für einen Künstler gibt, zurückzulegen, den Weg zum eigenen Selbst. Denn das ist das Einmalige, wie es ja nicht zwei Menschen gibt, die sich völlig gleichen.

Theater, Kunst und Publikum.

„Es wird vielfach debattiert, ob diese bis zum Höchsten gesteigerte Arbeitsanstrengung (der Proben) wertvoll für unsere Kunst, ob sie wirklich notwendig sei. Manche behaupten sogar, daß die Persönlichkeit, dieses höchste Glück der Erdenkinder, darunter leiden und unter so schwerer Diktatur ihre Eigenheit einbüßen könne. Es kann in unserem Bereich kaum einen geben, der die Persönlichkeit höher schätzte, leidenschaftlicher suchte, als ich. Der Mensch in seiner unerschöpflichen Rätselhaftigkeit ist für mich das beglückendste Wunder dieser Erdenwelt und in der Schöpfungs-geschichte des Theaters ist er am ersten Tage geschaffen worden, er wird immer neu und immer einmalig geboren und die Bühne kann und wird sich immer nur um ihn drehen. Wo könnte es für einen „Menschenfresser“ wie ich es bin eine reicher und festlicher besetzte Tafel geben, als auf den Brettern, die die Welt bedeuten. Nirgends offenbart sich der Mensch reiner, wahrer, kindlicher als im Spiel. Das bürgerliche Leben ist voll von konventionellen Lügen. Das Ziel des Schauspielers ist die letzte, innerste Wahrheit. Denn nicht Verstellung ist sein Beruf, sondern Enthüllung. In allen Verwandlungen die Enthüllung seiner ihm angeborenen Persönlichkeit. Aber der Weg zu uns selbst ist sternweit und nur Dichter weisen die Richtung. In der elementaren Freude am Spiel, in der dionysischen Lust der Verwandlung heben wir mächtige Schwingen. Wir müssen diesem wunderbaren Flugzeug jedoch eine präzise funktionierende Maschine einbauen und das ist nur in heißester Arbeit möglich. Sonst kann es geschehen und geschieht immer wieder, daß der Protagonist gerade im Sturm seiner Empfindungen abstürzt und mit seinen Begleitern aus allen Himmeln fällt...

Die Kunst ist eine Welt für sich, die wie ein Gestirn frei im Raume schwebt. Sie empfängt zwar von dieser Erde Licht, Wärme und Leben, dreht sich aber nach ihren eigenen Gesetzen um ihre eigene Achse. Sie ist exterritorial und den wechselnden Strömungen der Politik nicht unterworfen. In der Kunst gibt es nur eine Politik, gute Kunst zu machen...

Aus einer Rede Max Reinhardt's in München.

„Nicht jeder Künstler ist seinen Überzeugungen nach ein Metaphysiker, doch das echte Talent ist an und für sich stets metaphysisch, seiner Wurzel seinem Klang und seiner Wirkung nach. Narymow ist ein glänzender Beweis dafür. Ich bin ihm mehrfach begegnet. Er ist ein in seiner Art gebildeter Mensch, ist in Europa gewesen, doch ganz schlicht, flügelst und tüftelt nicht... Sein Talent aber gleicht ihm ganz und gar nicht. Sein Talent ist ein großer Philosoph und bearbeitet das ganze Leben lang immer ein und dasselbe metaphysische Thema von der Rechtfertigung und Rettung der sündigen Menschenseele.

Wie oft ich Marynow auch gesehen habe — immer spielt er Verkommene, Betrunkene, kleine Schufte, Gefallene, Sündenbeladene, Verbrecherische. Seine Schattierungen sind uner schöpflich. Er spielt immer sanft, ohne Pedal doch auch ohne Beschönigungen, ohne Idealisierung, mit der treffenden Selbstsichtigkeit eines genialen Realismus. Und doch, wo immer er auch spielt, jeden seiner kläglichen und dunklen Helden weiß er unbedingt zu rechtfertigen und zu retten, jedem erkämpft er in den Herzen der Zuschauer und — im Himmelreich einen Winkel und ein Ruheplätzchen. So war es auch dieses Mal mit seinem „Raspluzem“. Er zeigte die ganze Verkommenheit seiner Seele, doch seinen Helden dafür anzuspucken, gestattet er niemanden. Ein ungeheures Talent. Ihm kommt man weder mit Kant noch mit Cézanne bei, er ist sich selbst Kant und Cézanne zugleich.

Aus Fed. Stepun „Die Liebe des Nikolai Pereslegin“.

Die Kunst des Schauspielers ist ja von allen anderen Kunstformen in erster Linie dadurch unterschieden und zuletzt auch dadurch bestimmt, daß sie ihre Werke nicht in die kalte und klare Sphäre des gegenständlich-objektiven Seins erhebt, sondern sie immer im zuständlich-objektiven Leben warm und fließend erhält. Im Unterschied zu jeder anderen Kunst ist die Kunst des Schauspielers die einzige, in welcher der Künstler sein innerstes Ich nicht in ein ichfremdes Material (Laut, Stein, Licht usw.) einformt, sondern wo ihm auch als Material sein Künstler-Ich (Seele und Körper) fungiert . . .

Wahre Bühnenkunst ist keine Kunst, das wirkliche Leben nachzubilden oder ein Dichterwerk zu illustrieren; auch ist sie für unsere Welt sicher keine religiöse Kunst, im Sinne der antiken Festspiele. Erstens weil die christliche Welt kirchlich geeinigt ist und zweitens weil die moderne Kunstwelt überhaupt an nichts glaubt. Aus beiden Gründen wirken alle modernen Passionsspiele nicht nur unkünstlerisch, sondern auch peinlich. Das moderne Theater steht eben nicht unter dem Zeichen des göttlichen Gesichtes, sondern unter dem der Karnevalsmaske. Freilichtbühnen sind untheatralisch, weil Gipsfenster nur ungern ins Grüne gehen und nur schlecht das Sonnenlicht vertragen. Wir müssen selbstverständlich die nächtlichen Geisterstunden im Theater verbringen; aber nicht bloß sitzen sondern . . . selber spielen, mitspielen am Spiele vom Leben und Tod, vom Leben, das in uns tot ist und vom Tode, der in uns nach Leben ringt.

Wer von dieser Tragik und dieser Magie nichts weiß, ist kein theatralischer Mensch. Weil es immer weniger und weniger theatralische Menschen unter Schauspielern und Zuschauern gibt, darum sinkt unser Theater immer mehr und mehr . . .

Der Schauspieler ist oft pathetisch und oft ironisch — beides aus dem Gefühl heraus, daß die Welt nicht so ist, wie sie sein sollte, und daß er in ihr nicht als der Mensch lebt, als welcher er auf der Bühne über sie herrscht; er hat manchmal etwas von einem Don Quichote und einem Karl Moor, von einem blinden Kämpfer und einem unberufenen Richter an sich . . .

Das, was man Pose im üblen Sinne des Wortes nennt, haben nur Stümper an sich. Bei echten Schauspielern ist Posieren kein Posieren, kein äußerliches sich in Pose stellen, sondern ein inneres Erfüllt- und Ergriffen-sein von dem, was sie in Wahrheit, d. h. in der Welt ihrer Kunst sind. Bei größter Schlichtheit haben große Schauspieler oft etwas ausgesprochen Feierliches etwas Königliches an sich.

Dieses artistisch-souveräne Stehen über dem Leben, bringt die Schauspieler leicht in einen Konflikt mit dem bürgerlichen Leben. Bürgerlichkeit ist Sinn für Maß und Regel im Leben. Artistentum aber glaubt das Leben immer etwas verachten zu müssen und maßregeln zu können. Höheres ethisches Schöpfungertum ist dem Artistentum durchaus nicht fremd, aber jeder Moralismus ist ihnen verhaßt als eine spezifische Art ethischer Idiotie...

Es ist eine der gewöhnlichsten Erfahrungen des Lebens, daß das Talent auf dem Wege vom Himmel zur Erde sich verirrt und nicht an den Richtigen gelangt. Sehr oft verfügen Menschen ohne Gehör und Musikverständnis über herrliche Stimmen und verbrecherische Naturen über staatsmännisches Talent. So kann es denn selbstverständlich auch leicht vorkommen, daß das Schauspielertalent einer philiströsen oder auch einer mythischen Seele zuteil wird. Aus diesen wesenswidrigen Überkreuzungen entstehen öfters formell sehr interessante, aber dem Wesen des Theaters durchaus feindliche Schauspielertypen. Der schauspielerisch begabte Philister ergibt den flachen Imitator. Der schauspielerisch begabte Mystiker — den prophetischen Improvisator. Der erste zieht das Theater in den naturalistischen Sumpf; der andere hebt es in einen pseudoreligiösen Himmel; beides ist gleich gefährlich...

Oh, ich kenne das moderne Theater nur gar zu genau. Nur gar zu genau kenne ich die böse Versklavung der modernen Schauspielersseele ihrem dumpfen Milieu; den unsauberen Dilettantismus der „interessanten Erlebnisse“ und die Unfähigkeit zum bedeutenden Leben, wie sie unsern Schauspielern eigen sind; die Macht der Pose und der Phrase über den eingebildeten Schauspielerverstand und das einbildungsarme Schauspielherz; das leuchtende, aber kalte, „bengalische“ Feuer der Schauspielertemperaturen; die leere Annäherung des lieblosen schauspielerischen Duzens. Auch weiß ich genau, daß unsere Theater trotz aller Technik immer tiefer und tiefer sinken werden, weil es unter der Unmenge gepudelter Bachstelzen, die heute über die Großstadtstraßen als junge Schauspielerinnen trippeln, kaum noch unge schminkte, leidenschaftige Frauenherzen gibt, und weil die meisten „Helden“ und „Liebhaber“ nicht viel mehr von Liebe verstehen, als jeder talentiertere Verkäufer von seidenen Damenstrümpfen.

Aus Fed. Stepun „Die russische Seele des Schauspielers“.
Zeitschr. f. Menschenkunde, II. 2.

Schriftleitung: Reval, Gr. Rosenkranzstr. 2. Tel. 29-56. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmar. Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing, Direktor Alfred Walter. * Bezugspreis: für ein Halbjahr 1.50 Kr. (mit Zust. 1.60 Kr.); Deutschl. 2 Rmk.; Beil. 2.25 Rs. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten“, Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. * Zahlstellen (laut Konto „Etil. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Co.“) — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postcheckkonto Berlin 122602.

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Monatschrift für wissenschaftliche und
kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Dorpat

Nr. 14

Freitag, den 23. August 1929

5. Jahrgang

Ernst Neubauer, Goethes religiöses Erleben.

Von

W. Stillmark.

Goethe bedeutet dem Deutschen von heute viel mehr, als bloß einen großen Dichter oder einen großen Weisen: er ist für uns zu einer typischen Verkörperung einer bestimmten Art deutschen Menschentums geworden. Er kann daher dem deutschen Geistesleben in der gegenwärtigen sittlichen, religiösen und geistigen Krisis zum Wegweiser werden. Insbesondere gilt das auch für uns Balten, deren geistige Tradition in einer Synthese von Religion, Entwicklungsidee und deutschem Idealismus wurzelt (cf. den Aufsatz von R. v. Engelhardt in Nr. 13 dieser Zeitschrift). Organische Entwicklungsidee und der „Geist von Weimar“ haben in Goethe ihren unzweifelhaft größten Vertreter, ja ihren eigentlichen Schöpfer gefunden; aber auch für das Gebiet der Religion kann dieser Große uns heutigen sehr viel mehr bieten, als vielfach, besonders in strengkirchlichen Kreisen, angenommen wird. Das Buch der Theologen Ernst Neubauer will uns zeigen, daß die Fragestellung „Christentum oder Idealismus“ unser geistiges Wachstum in seinem Lebensnerv treffen kann und das deutsche Volk um seine von Gott geschenkte geschichtliche Einheit seiner schöpferischen Lebenskräfte betrügt. Er hat es sich zur Aufgabe gestellt, Goethes religiöses Erleben im Zusammenhang mit seiner intuitiv-organischen Weltanschauung darzustellen, und dieser Versuch ist vorzüglich gelungen. Die Untersuchung beginnt mit der Frage: „wo liegen in der Anlage des Goetheischen Geistes die Ansätze und Bahnen für sein spezifisch religiöses Erleben, und wie verlaufen sie in dem Kosmos seiner Vorstellungen und Gefühle?“ Bei der Betrachtung von Goethes religiösem Erleben werden wir auf ein grundlegendes Begriffspaar hingeführt, in dem jenes wurzelt: Natur und Ich, oder Naturerkenntnis und Selbsterkenntnis. Auch

die Philosophie des klassischen Idealismus hat sich diesem Problemkreis gewidmet, Goethe tut es aber in anderer Weise: seine geistige Einstellung zu diesen Fragen ist kein rationales Erkennen, sondern ein intuitives Anschauen. Die Eigenart des Schauens zeigt sich in der Fähigkeit, im Ding die Idee, das Wesen, mit unmittelbarer Gewißheit zu erfassen, während die rationale Erkenntnis zunächst nach den Bedingungen und Grenzen der Erkenntnis fragt. Ein zweiter Unterschied: die rationale Erkenntnis strebt nach einer möglichst scharfen Trennung von erkennendem Subjekt und zu erkennendem Objekt; sie will subjektive Einflüsse möglichst ausschalten, ihr Ideal ist die mathematische Erkenntnis, in der das Subjektive völlig fehlt. Goethe dagegen fordert die Vereinigung von Beobachten und Gegenstand, die ganze Individualität ist als Anschauungsorgan auszubilden und schafft im Anschauungsakt die Verbindung zwischen sich und dem Objekt. Das nennt Goethe „unmittelbares Anschauen und gegenständliches Denken“. Jede Erkenntnis ist also notwendig individuell, ohne deshalb falsch zu sein: sie ist eben die besondere Art, in der das Individuum die Dinge sieht.

In Goethes Naturerkenntnis, wie auch in seiner Selbstanschauung, herrscht der Begriff des Organischen. Die Natur ist für Goethe ein lebendiger Organismus, der rational nie erfassbar, nur durch innere, intuitive Anschauung Eigentum der Menschen werden kann. „Wenn wir bei der Betrachtung des Lebendigen nicht von der ursprünglichen Idee des Lebens, welche sich in unserem Innern frei und klar entfaltet hat, ausgehen, werden wir nimmer zur Anschauung des Lebens durch Abstraktion gelangen.“ Das gewaltige Leben ist der Stoff, den der Mensch in seiner Weise in sich zu bilden hat.

In der Idee des Organismus liegt die Einheit in der Mannigfaltigkeit: der Organismus ist keine Summe von Einzelgliedern, die aus diesen Teilen analytisch begriffen werden kann, sondern eine Einheit, die sich als solche nur dem anschauenden Sinn offenbart, der in dem Vielfältigen die gestaltende Einheit wahrzunehmen vermag. Der Organismus offenbart sich als lebendiges und eigenartiges Prinzip, daher ist er auch nur in seiner Besonderheit und Einzigartigkeit hinzunehmen, als ein Leben, das aus seinem eigenen organischen Lebensgesetz hervorgegangen ist. Die Idee des Organischen reicht auch in das Leben des Geistes hinein und wird hier zur Idee der Individualität, die ebenfalls als einzigartiges, aus ihrem eigenen Lebensgesetz heraus sich entfaltendes Leben betrachtet werden muß. So ist die Idee des Organischen ein fruchtbares Mittel, das Lebendige erkenntnistätig zu erfassen; mit ihrer Hilfe kann der Mensch ehrfürchtig und hingebend die unendliche Natur verstehen und sich zu eigen machen.

Daher sind auch Natur und Geist für Goethe keine irgendwie entgegengesetzten Wesenheiten, sondern sie sind „die notwendigen Doppel-
ingrediencien des Universums, die beide gleiche Rechte für sich fordern, deswegen beide wohl als Stellvertreter Gottes angesehen werden können.“ Beide Wege führen Goethe zum Gottesgedanken und zum Gottes-

erleben. Gott ist der Inbegriff des Lebenszusammenhanges, ganz anders allerdings als in Spinozas Formel „deus sive natura“, nicht wie hier als rationalistische Gleichsetzung, sondern als tiefstes Erlebnis der Erhabenheit.

So ist die Idee des Organischen eine Grundlage des religiösen Erlebens bei Goethe; sie ist gleichzeitig auch die Voraussetzung für die Lebensverflochtenheit von Goethes Dichtung; sie hat aber auch auf die Beschaffenheit von Goethes Selbstanschauung maßgebende Wirkung gehabt.

Das Individuum ist seinem letzten Ursprung und Wesen nach organisch in das Allleben einbezogen: es ist ein lebendiges Teilmoment der Allnatur, das, wie jedes Produkt der Natur, den Kreis seiner Vollkommenheit in sich hat. Das Individuum zeigt daher in seiner Struktur durchweg die Gesetzmäßigkeit des Naturlebens, dessen Element es ist. Das Werden und Wachsen des Individuums, sein Schicksal und Sinn werden nur verständlich aus dem Gedanken seines organischen Gesetzes. Das innere Leben des Individuums wird aufgebaut und erweitert durch das Erleben der Welt im Inneren, hier hat das faustische Streben seine Wurzel.

Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem inneren Selbst genießen.

Sehr wesentlich für Goethes organische Anschauung ist ferner der Begriff der Polarität, der Einheit des lebendigen Gegenseitigen („Systole und Diastole“, „Einatmen und Ausatmen“, „Zusammenziehen und Sichausdehnen“, „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust“), die Goethe überall in der Natur, wie im Einzelleben sieht, eine Anschauungsform von ungeheurer Fruchtbarkeit. Dieser Polaritätsgedanke wird ergänzt durch die Idee der Steigerung, der organischen Entwicklung zu immer höheren Formen; den allem Lebendigen einwohnenden Bildungstrieb sieht er überall in der Natur wie im Individuum, nicht aber im Sinne eines kausal-mechanisch bedingten natürlichen Entwicklungsprozesses, sondern im Sinne der Selbstgestaltung der allem Lebendigen innewohnenden Lebensidee.

Immer wieder betont Goethe, daß hier ein mit dem Verstande nicht zu enträtselndes Geheimnis des Lebens vorliegt; dem Menschen bleibt keine andere Wahl, als in Anschauung, Erkenntnis und Tat sich ganz nach ihm zu richten, denn in diesem Geheimnis offenbart sich Gott. „Ich glaube einen Gott!“ Das ist ein schönes und löbliches Wort; aber Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden“. Die Unendlichkeit und Mannigfaltigkeit des Geschehensprozesses wird geregelt durch das Gesetz: „In der Natur schaut Goethe das Gesetz als Idee, als das ungeheure, vielmaschige Netz des gesetzlichen Zusammenhanges. Im eigenen und fremden „Ich“ offenbart es sich als das individuelle Gesetz. Im geschichtlichen Geschehen tritt es uns als die Macht des Schicksals entgegen. „Unter jedem organischen Wesen steht die höhere Idee“, „Was man Idee nennt: das, was

immer zur Erscheinung kommt und daher als Gesetz aller Erscheinungen uns entgegentritt". Die Natur ist also eine Welt der Ideen, ein Universum, in dem der lebendige Geist gesetzlich herrscht. Der Mensch als geistiges Wesen besitzt das Vermögen, im Stoff die Idee zu erkennen, und das gibt ihm die Gewißheit seiner geistigen Herkunft.

Diese Goethe'sche Anschauungsweise, die immer wieder über das bloß Erfassbare und Beweishare hinausgeht, ist in ihrem innersten Wesen tief religiös. Die Anschauung der Idee in ihre Vielheit drängt notwendig auf eine abschließende und umfassende Idee hin, so daß Goethe sagen kann: „Die Idee ist ewig und einzig.“

Dieser Einheitsgedanke, die Ahnung des *Seins*, das hinter allem Werden und über allen Gegensätzlichkeiten steht, spricht Goethe wohl am schönsten in der VI. der „Zahmen Xenien“ aus.

Wenn im Unendlichen daselbe
Sich wiederholend ewig fließt,
Das tausendfältige Gewölbe
Sich kräftig ineinanderschließt,
Strömt Lebenslust aus allen Dingen,
Dem kleinsten wie dem größten Stern,
Und alles Drängen, alles Ringen
Ist ew'ge Ruh in Gott dem Herrn.

„Hier, in dieser höchsten Einheit, sind die Begriffe des Lebendigen, des Geistes und der Natur aus ihrer organischen Bedingtheit gänzlich herausgelöst und unbedingt, absolut geworden.“

Aus der organischen Weltanschauung, die auch in jedem Individualleben ein ihm innenwohnendes Gesetz anerkennt, folgt aber auch eine *ethische* Forderung höchster Art. Sie lautet: Verwirkliche das in dir angelegte Gesetz; gestalte das, was sich nach seiner Ordnung in dir regt, zum Kosmos. Darin liegt aber auch die notwendige *Begrenzung* des Einzellebens: „Jeder Mensch muß nach seiner Weise denken: denn er findet auf seinem Wege immer ein Wahres oder eine Art von Wahrem, die ihm durchs Leben hilft“.

„Gleich sei keiner dem anderen, doch gleich sei jeder dem Höchsten.

Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich“.

Dieser Individualitätsbegriff hat allerdings nichts zu tun mit dem Ausleben des zufälligen empirischen Ich, sondern er schließt die Forderung in sich, dieses seiner Idee gemäß zu gestalten, bezieht sich also auf das ideale Selbst, die Persönlichkeit. Daraus folgt die Pflicht zur Tätigkeit, zum Handeln, zum Fortschreiten, die Goethe immer wieder betont, das organische Leben besteht ja im Wachstum des in jedem Wesen angelegten Keimes.

Der Maßstab für das *sittliche Werturteil* hat auch hier seine Wurzel: Goethe glaubt an das Gute im Menschen, denn er hat ja als ein Stück Natur Anteil am Göttlichen, die Macht des Bösen über den Men-

sehen erkennt er trotzdem in hohem Maße an, ja soweit, daß der Erlösungsgedanke, die Notwendigkeit der Erlösung durch die göttliche Macht, uns häufig entgegentritt. In dieser Frage hat man ja besonders oft einen Gegensatz zwischen Christentum und Idealismus sehen wollen, indem man sagt, das Christentum lasse den mit der Erbsünde behafteten Menschen nur durch die Gnade Gottes erlöst werden, Goethe dagegen glaubte an die gute Anlage des Menschen, die aus eigener Kraft seine Vollkommenheit erreichen könne. Ein absoluter Gegensatz liegt hier doch wohl nicht vor: gewiß glaubt Goethe an die göttliche Wesensprägung des Menschen, aber er ist sich seiner Zweifelseelenhaftigkeit deutlich bewußt, und wenn er Fausts Rettung nicht nur mit den Worten begründet „wer immer strebend sich bemüht“, sondern hier hinzufügt „und hat an ihm die Liebe gar von oben teilgenommen“, so haben wir hier eine im tiefsten Wesen christliche, wenn auch nicht streng dogmatisch-orthodoxe Anschauung. — Die Pflicht der Selbstvervollkommenung schließt die Notwendigkeit der Selbstbeschränkung, des Verzichtens und Entjagens in sich, eine Forderung, die Goethe immer wieder an sich stellt. Ohne dieses könnte das menschliche Wesen nie zu einer Abrundung seiner selbst gelangen.

„Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet“.

Selbstbeschränkung, Richtung aller Kräfte auf die im Augenblick notwendige pflichtgemäße Tat — das ist auch der Sinn des „Faust“.

Es tritt nun neben das Prinzip der organischen Selbstgestaltung ein zweiter Goethescher Grundgedanke, der in seinem Leben eine ganz einschneidende Bedeutung gehabt hat: das Schicksalsgesetz. Schicksal ist der Begriff alles dessen, was der Herrschaft des Willens nicht untertan ist: die Bestimmtheit der Wesensanlage wie das ganze Geschlecht der äußeren Einflüsse und Lebensumstände. In diesem Schicksal sieht Goethe den unergründlichen göttlichen Willen, dem der Mensch sich zu ergeben habe. Das Erlebnis des Schicksals gehört zu den tiefsten religiösen Erlebnissen Goethes, und klingt aus seinen Werken immer wieder hervor. Goethes Schicksalsglaube ist jedoch weit entfernt vom Fatalismus; er hat vielmehr durchaus den Charakter eines starken Gottvertrauens, besonders in seinem Alter, wo Goethes Gottesvorstellung einen immer persönlicheren Charakter annimmt. Außerdem wird jeglicher Fatalismus durch die Forderung gebannt, daß der Mensch sich mit dem Schicksal auseinanderzusetzen, es in sich zu verarbeiten und dadurch gewissermaßen zu einem Teil seiner Persönlichkeit zu machen habe. Auch der Schicksalsglaube Goethes ist durchaus organisch: jeder Organismus ist in eine bestimmte Umwelt hineingestellt, in die er sich hineinzuleben hat.

So führt Goethes organische Denkweise in jeder Richtung auf das Gotteserlebnis hinaus und weckt in ihm das Gefühl, das er als das höchste preist, das Menschen haben können: die Ehrfurcht, die das Grundelement des religiösen Glaubens bildet.

„Der Glaube sei ein heiliges Gefäß, in welches jeder sein Gefühl, seinen Verstand, seine Einbildungskraft, so gut als er es vermöge, zu opfern bereit stehe“.

Goethes Religiosität äußert sich aber nicht nur in der bisher besprochenen Erlebnisreihe: Idee — Gesetz — Schicksal — Entsagung — Glaube, sondern noch in einem ganz andersartigen Erlebnis: es ist das *Singabebedürfnis* des Ich, das sich in zwei verschiedenen, aber im letzten Grunde doch ähnlichen Formen auswirkt: in der *kosmischen Sehnsucht*, welche das Ich in das All einströmen lassen will, und in der *Liebe*, welche dem Ich ein Du gegenüberstellt. Zwischen beiden besteht eine innige Beziehung: das Unendliche wird bildhaft, sichtbar in den phantasiegestalteten Zügen des geliebten Wesens. Goethe ist sich dieses Zusammenhanges sehr wohl bewußt gewesen, wofür außer vielen anderen Belegen eine Stelle aus der „Trilogie der Leidenschaften“ angeführt sei:

„In unsres Busens Keine wagt ein Streben,
Sich einem Hohen, Reinen, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enttäuschend sich dem ewig Ungenannten;
Wir heißen's *f r o m m* sein! — Solcher seligen Höhe
Fühl' ich mich teilhaft, wenn ich vor i h r stehe.
Vor ihrem Blick, wie vor der Sonne Walken,
Vor ihrem Atem, wie vor Frühlingslüften,
Zerschmilzt, so längst sich eiskalt starr gehalten,
Der Selbstsinn tief in winterlichen Grüften;
Kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert,
Vor ihrem Kommen sind sie weggeschauert“.

So wird auch das Liebeserlebnis für Goethe zum Symbol der Beziehung des Ich zum Unendlichen.

Daher ist es auch kein Wunder, daß für Goethe das höchste Attribut der Gottesidee die *Liebe* ist. Er glaubt an die Erlösungskraft der göttlichen Liebe; wie die menschliche und kosmische Liebe des Menschen Herz aufschließt und emporführt, so waltet die göttliche Liebe über allem geteilten, verdunkelten Irdischen und erlöst es. Auf die Bedeutung der Erlösungsidee im Faust, wo die Erlösung durch die göttliche Liebe die notwendige Ergänzung des immer unvollkommen bleibenden sittlichen Strebens des Menschen ist, wurde schon hingewiesen. —

Jedes religiöse Erleben bedarf der *Symbole*; während die religiösen Grunderlebnisse ein bleibendes Glaubensgut aller Zeiten und Völker bilden, wandeln sich die symbolischen Deutungsmittel nach Zeitanfassungen und Volkscharakteren, wie auch nach der seelischen Eigenart des einzelnen Gläubigen. Für Goethe ist die *organische Anschauungsweise* der seinem Wesen gemäße religiöse Symbolkomplex, eine Anschauungsweise, die nicht nur besonders geeignet ist zu symbolischer Verwendung, sondern auch „in weitgehendem Maße der seelischen und weltanschaulichen Richtung der Gegenwart entspricht“.

„Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Überblick des beweglichen, immer kreis- und spirallartig wiederkehrenden Erdentreibens.

Liebe, Neigung zwischen zwei Welten schwebend; alles Reale geläutert, sich symbolisch auflösend“ — diese Worte Goethes an Zelter kennzeichnen die freie, lichte Höhe seiner religiösen Anschauungsweise.

Generalarzt Dr. Butterjack.

Triebkräfte des Lebens.

W. Stillmark.

Alles Weltgeschehen besteht in der Auslösung von Spannungen, wobei die in irgendeiner Umsetzung ausgeglichenen Energien immer wieder in neue Spannungen übergeführt werden. Hinter all diesen Vorgängen steht eine höhere Weltvernunft, die wir rational nicht zu erfassen vermögen: „Vernunft und Verstand sind in diesen metaphysischen, irrationalen Gebieten ungleich größer, als in unserer hochgepriesenen Ratio“.

Es findet in der Natur immer ein Zusammenwirken zweier bis zu einem gewissen Grade entgegengesetzter Momente statt: einerseits der Speicherung von Energien, andererseits deren Auslösung. Die getrennte Betrachtung beider Vorgänge ist das Werk menschlichen Denkvermögens: in Wirklichkeit sind beide Momente unlöslich verknüpft miteinander, und zwar so, daß jedes Moment gleichzeitig Auslösung und neue Speicherung ist. Der Verfasser zeigt uns die Wirksamkeit dieses Grundgesetzes zunächst an den Lebensvorgängen: das Wachstum z. B. ist nicht einfach eine Zunahme an Länge und Gewicht, sondern eine durch mannigfache Verschlingung von Auslösungen und neuen Kraftspeicherungen erzielte Reifung. In der Anhäufung von Energien allein liegt aber noch nicht das Wesentliche des Lebens, sondern in der Eigenartigkeit ihrer Verknüpfung: in jedem Wachstum verkörpert sich eine Idee, die jedes Einzelleben regiert und aus ihm etwas Eigenartiges macht. Jede Reifung braucht ihr Material und ihre Zeit.

Im menschlichen Leben, dem die Instinktsicherheit in weitem Maße verlorengegangen ist, vergeist man sich oft im Material zum Aufbau, z. B. in der Nahrungsfrage, in der geistigen Erziehung usw.

Die Kraftquellen des Einzellebens müssen immer wieder neu aufgespeichert werden; solche energiespeichernde Faktoren sind: Schlaf, Erholung, aber auch Optimismus, Hoffnung, Erfolge. Die Ausspeicherung von Energie zeigt sich dann in Spiel- oder Arbeitstrieb, im Tatendrang; die Auswirkungen dieser Triebe werden oft, sehr zum Schaden des Einzelnen wie der Gemeinschaft, durch äußere Bindungen gehemmt.

Das Leben bedeutender Männer zeigt uns fast immer einen Wechsel von Perioden großer Schaffenskraft mit solchen scheinbaren Stillstandes; es muß immer erst eine gewisse Summe von Energien aufgehäuft werden,

damit eine Auslösung stattfinden könne; oft geschieht das durch von außen kommende Auslösungsreize: sie sind aber nicht das Wesentliche, die Hauptsache bleibt die im gegebenen Moment vorhandene Energie. Die Auslösungsreize können sehr verschiedener Art sein, ihre Bedeutung darf aber nicht überschätzt werden; bei der Erziehung z. B. ist es wichtiger, Kraftspeicherung zu schaffen, indem die Kunst des Lernens gelehrt wird; weniger wesentlich ist der Auslösungsreiz, d. h. der Lernstoff.

Die Auslösung gespeicherter Energien kann auch in krankhaften Formen erfolgen: Krämpfe, Tobsucht, Gestikulieren, Schwäzen gehören hierher. „Insbesondere das Letztere scheint dermalen die europäische Menschheit pandemisch ergriffen zu haben“. Gesteigerte Auslösungen verhindern die normale Reifung; die Reizbarkeit des modernen Großstadtlebens ist ein Beweis hierfür: die Reizschwelle ist herabgesetzt, alle Auslösungen erfolgen zu früh, d. h. ohne daß die genügende Energiespeicherung stattgefunden hat, und das Ergebnis ist — frühzeitige Ermüdung der Produzierenden und Unreife der Produktion. Andererseits kann auch eine künstliche Erhöhung der Reizschwelle, also Hemmung der Auslösung, manche Gefahren in sich bergen, ja auch Erkrankungen zur Folge haben.

All diese Gedanken haben einen ungeheuren Wert für die medizinische Therapie und für die Erziehung, sie müssen aber auch in allen anderen Lebensgebieten berücksichtigt werden, denn sie haben überall ihre Gültigkeit. Der Verfasser untersucht z. B. auch die Beziehungen zwischen den Geschlechtern und vor allem den geschichtlichen Prozeß von dem Gesichtspunkt Spannung — Auslösung her, und darin besteht besonders der eigenartige Reiz dieses Buches.

In der Natur gibt es keinen Stillstand, nur Aufbau und Abbau. Beim Wachstum unterscheiden wir auch Speicherung, d. h. Hochspannung der potentiellen Energie, und ihre Inbetriebsetzung, die Auslösung.

Das hier Gemeinte kann durch ein Bild aus dem Kriegswesen veranschaulicht werden: Heeresorganisation entspricht dem ersteren Vorgang, Heerführung dem letzteren. Bei höher organisierten Geschöpfen findet eine Arbeitsteilung in der Weise statt, daß einem Teil der lebendigen Substanz die Speicherung, einem anderen die Auslösung der Energien übertragen ist; den ersten nennen wir den weiblichen, den zweiten den männlichen. Zum Zweck der Vereinigung beider hat die Natur die Anziehungskraft geschaffen, welche im menschlichen Leben Liebe genannt wird. Die psychischen Momente, die mit diesem Naturtriebe vereinigt erscheinen, sind erst Zutaten eines differenzierteren Lebens; das Primäre ist die biologisch bedingte Anziehung der Geschlechter. Biologisch gesehen, ist daher „die Gleichheit der Geschlechter eine Sage, aber weder eine wahre, noch eine schöne“. Dem Anziehungstrieb dienen die verschiedensten Lockmethoden, welche hauptsächlich vom weiblichen Teil ausgeübt werden, um den Auslösungsreiz herbeizuführen; daher die Bezeichnung der Frau als „reizend“. Der biologische Sinn aller Lockreize ist: Zusammenbringen von Wachstumsenergie und Auslösungsreiz. Der Verf. zeigt in überaus feinsinniger Weise, wie sich diese biologische Grundtatsache in der Ehe nach-

weisen läßt, als wesentliche, nicht aber unbewußte, Ursache einer glücklichen, einer indifferenten oder unharmonischen Ehe, aber auch in der Idealbildung, in der Gesellschaft usw.

Dieselben Elemente, welche das Leben des Einzelnen enthält, muß man auch im Leben der größeren Einheit wiederfinden, welcher der Einzelne angehört. So ist auch im Leben der Völker das Prinzip der Energiespeicherung und der Auslösung zu erkennen: Aufspeicherung von Kräften ist Sache der Gesamtheit der Individuen, ihre Auslösung geschieht durch Einzelereignisse (Naturvorgänge, Persönlichkeiten, Schlagworte usw.). Junge Völker treten immer mit einem bestimmten Kraftvorrat in die Geschichte ein. Oft ist die Entstehung eines neuen Volkes für uns ganz in Dunkel gehüllt, in anderen Fällen läßt sich die Abtrennung von einem anderen alten Volke beobachten. Allmählich bilden sich im Völkerleben Druckspannungen, welche durch einen verhältnismäßig geringfügigen Auslösungsreiz zur Entladung gebracht werden können. Einige Beispiele: die Entstehung des 30jährigen Krieges (Fenstersturz), des Weltkrieges (Ermordung Franz Ferdinands), vieler Revolutionen, der Reformation usw. Es ist sehr verführerisch, die „verschiedenen Formen und Vorgänge der Energiespeicherung, die Auslösungsreize und die Entladungserfolge systematisch zu ordnen, um daraus den weiteren Gang der Dinge berechnen und womöglich beeinflussen zu können.“ Das ist aber eine Utopie, weil unser Horizont zu eng ist, um die Verwickeltheit aller dieser Vorgänge zu durchschauen resp. sie vorauszusehen.

Im allgemeinen gilt der Satz: die Explosion erfolgt nach der Richtung des geringsten Widerstandes. Wir können aber wohl versuchen, zu sehen, wie die Kräftespannungen zustande kommen. Die wichtigste Voraussetzung der Energiebildung ist immer *Differenzierung*: allgemeine Gleichheit bedeutet Aufhören jeder Bewegung und damit jeden Fortschritts. Diese Differenzierung entsteht innerhalb eines Volkskörpers aus verschiedenen Gründen; sozial bedingte Arbeitsteilung, Rassenunterschiede innerhalb eines Volkes; Rassenkreuzungen können oft sehr starke Kräfte schaffen und bedeutende Leistungen auslösen, z. B. die mykenische Kultur, aber auch zum Absterben führen. „Der Absturz erfolgt, sobald die wertvollen Elemente auf das Niveau der breiten Masse herabsinken, und das Ende tritt ein, wenn dieses Absinken vollständig eingetreten ist“; „so wird es den stolzen Staaten Europas und unserer ganzen Kultur ergehen, wenn ein gründlich mißverständener Sozialismus sämtliche Volksgenossen auf das gleiche niedere Niveau herabgedrückt haben wird.“ Eine weitere Entstehungsurache von Energiepannungen ist die *Verührung verschiedenartiger Völker*, besonders solcher, die mehr aktiv, mit solchen, die mehr passiv, rezeptiv veranlagt sind. Die Folgen von Völkermischungen, sowohl gute wie schlimme, können oft auch erst in späteren Zeiten zum Vorschein kommen.

Das Auftreten großer Persönlichkeiten und ihre Wirkung beruht immer auf zwei Faktoren: auf ihrer eigenen starken Energiespannung und dem günstigen Boden ihrer Zeit. Wenn die Zeit dem großen

Menschen keine Resonanz bietet, dann geht seine Energie ins Leere oder sie wirkt sich viel später aus. Historische Schauspiele von großartiger Gewalt dagegen entstehen dann, wenn zwei in ihren Zielen entgegengesetzte Energiespannungen aufeinanderstoßen: z. B. im Kampf des Kaisertums und des Papsttums. Steht der einen Energie dagegen keine starke entgegengesetzte gegenüber, dann kann auch eine geringere Stoßkraft der ersteren große Wirkungen hervorbringen. Für die Wirksamkeit und den Erfolg großer Männer gilt aber allgemein das Prinzip: in den Massen müssen schon die entsprechenden Energiemengen aufgespeichert sein, die durch den Genius zur Auslösung gebracht werden können. Der Genius ist zunächst nur individuelle Entladung in ihm aufgespeicherter Energien, wirkt aber dann als Auslösungsreiz auf sonst noch vorhandene, der Auslösung harrende Potentiale. Daher sind für die Geschichte nicht nur die großen Auslöser wertvoll, sondern ebenso diejenigen, welche die Energiespeicherungen begonnen haben, die Vorbereiter (Philipp — Alexander, Pippin — Karl der Große, Heinrich I. — Otto der Große, Heinrich IV. — Ludwig XIV. usw.). Dasselbe gilt auch für wissenschaftliche Entdeckungen und Erfindungen.

Die historische Bedeutung, die wahre Größe eines Mannes, bemisst sich nicht darnach, um wieviel er seine Zeitgenossen überragte, sondern darnach, wie weit er in die Zukunft gewirkt hat.

Das Gesamtvolk als Träger dieser Wirkung ist daher im geschichtlichen Prozeß ein sehr wesentlicher Faktor: „Das Größte, was dem Menschen begegnen kann, ist es wohl, in der eigenen Sache die allgemeine zu verteidigen“ (Ranke).

Besonders wertvoll sind solche Zeiten, wo mehrere Generationen nacheinander große Männer hervorbringen und sie zu tragen vermögen; wenn das nicht der Fall ist, dann kommt es oft zu kurzen, aber schnell absinkenden Blüteperioden, wie z. B. Theben unter Epaminondas. Oft bleibt eine große Vergangenheit noch als Erinnerung wirksam und kann als Sehnsucht eine starke kräftespeichernde Wirkung haben: daher der Kampf aller Staats- oder Religionsformen gegen die Erinnerung an die ihnen entgegengesetzten Formen der Vergangenheit, ein Kampf, der aber meist vergeblich ist. An dem Verkennen der Kraft solcher geistiger Erinnerungsströme, die man gebändigt zu haben glaubte, ist oft das Werk großer Männer gescheitert (Peter der Große, Joseph II.).

Wenn in der Menschheit eine Menge gespeicherter Energie vorhanden ist, die der Auslösung harrt, so kann das Auftreten der „Erlöser“ ungeheure Wirkungen schaffen: Jesus, Buddha, Mohammed, Luther; es treten dann aber auch immer Gegenwirkungen auf, die oft zum Untergang der Erlöser führen. Umgekehrt können aber auch falsch gerichtete Reize erstaunliche Wirkungen ausüben: Schlagworte, Suggestionen, ja Betrug sind oft zu wirksamen historischen Faktoren geworden.

Die Aufgabe der Masse „Volk“ kann immer nur darin bestehen, die von den Führern in Gang gesetzten Bewegungen zu unterstützen, auch durch Beseitigung der Hindernisse, welche neuen Ideen im Wege stehen; nie aber kann die Masse selbst schöpferisch sein.

Auf Zeiten starker Entspannungen folgen E r s c h ö p f u n g s - z u s t ä n d e. Die Nachkriegszeit ist für alle Völker ein solcher Zustand; Symptome dafür sind die pazifistischen Strömungen, die französische Angst vor Deutschland, der Völkerbund, die gänzliche Unfähigkeit zu schöpferischem Neubau, die sich bei allen Völkern zeigt usw.

Durch das Grundgesetz, daß Spannungen sich durch fortgesetzte Differenzierungen entwickeln, erklärt sich auch der Umstand, daß alle Versuche zur Weltherrschaft, politische, kirchliche, wirtschaftliche, immer nach einer gewissen Zeit gescheitert sind, trotzdem sie immer wieder unternommen werden: ein Weltreich ist immer ein Versuch, die Differenzen durch Vereinheitlichung zu beseitigen; dagegen lehnen sich die Besonderheiten auf, es kommt zu inneren Spannungen, die das ganze Gefüge schließlich zerbrechen.

Die Aufgabe eines Staatsmannes besteht im Erfühlen der sich bildenden Spannungen und in ihrer Ausnützung; oft wird er im Gegensatz zu den Wünschen und Ideen der Massen stehen, weil diesen die vorhandenen Spannungen nicht bewußt sind. Popularität ist daher durchaus kein sicherer Maßstab für das politische Genie.

Geschichtsbiologisch wichtig ist das Studium untergegangener Völker; während ein Volk, das seine Selbständigkeit eingebüßt hat, das Interesse des Historikers verliert, kann es nun für den Biologen eine ganz besondere Bedeutung gewinnen, wenn sein Reimgut in anderen Völkern weiterwirkt. Die Geschichte zeigt viele Hochblüten, die allein aus dem Wesen des Volkes, das sie hervorbringt, nicht zu erklären sind: ihre Ursache sind dann meist Nachwirkungen von Vermischungen mit anderen Völkern, die als solche nicht mehr existieren (z. B. die Renaissance in Italien, die Kultur des klassischen Hellenentums usw.). Ein Staat kann verschwinden, ein Volk aber verschwindet nicht, „wenn es nicht Selbstmord begeht, wie es die Römer und Franzosen getan haben und wie die Deutschen im Begriffe sind, es zu tun. Ein Volk lebt fort, allerdings in anderer, uns nicht ohne weiteres erkennbarer Einkleidung.“ „Im Nacheinander der Individuen sehen wir deutlich, wie das Leben — als Auslöschungsprozeß genommen — durch immer neue Energiekombinationen seine Spannkraft erhält; im Leben der Völker ist es genau ebenso.“ —

Die Wissenschaften haben ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich der Welt der E r s c h e i n u n g e n, d. h. der A u s l ö s u n g e n, zugewandt; das ist das Gebiet, das unserem wissenschaftlichen Apparat, dem Verstande, zugänglich ist. Jede Auslösung ist aber nur der Schlupunkt einer ganzen Reihe von Spannungen und wird zum Anfangspunkt neuer Spannungen; diesen Teil des Weltgeschehens können wir aber verstandesmäßig nicht erfassen, diese in der Tiefe sich abspielenden Vorgänge können wir nur intuitiv erraten.

Das Buch des hervorragenden Mediziners zeigt uns, daß der Verfasser viel mehr ist, als nur ein Fachmann; es ist ein sehr gelungener Versuch, das gesamte Weltgeschehen vom Standpunkt eines Grundprinzips aus zu betrachten, eines Prinzips, das in der Betrachtung sowohl des physikali-

ischen Geschehens, als auch der Lebenserscheinungen des Individuums und der Gemeinschaften die Wirksamkeit geistiger Kräfte im Universum erkennen läßt. Es ist eine vorzügliche, durch eine ungeheure Quellenkenntnis auf allen Gebieten gestützte Widerlegung mechanistisch-materialistischer Weltbetrachtung, mithin ein wertvoller Beitrag zur Klärung des organischen Weltbildes.

„Baltisches Geistesleben“

Im Laufe dieses Monats erscheint das Schlußheft des ersten Jahrgangs 1928/29 der Sammlung „Baltisches Geistesleben“ unter dem Titel „Die Gebrüder von Dettingen“. Das reiche Material, das diesem Doppelheft von ca. 180 Seiten Umfang zu Grunde lag, sind die Einzelbiographien der Brüder, die vom Landrat a. D. Arved von Dettingen — Rudenhof verfaßt wurden und von denen bisher nur zwei in gekürzter Form in der „Balt. Monatschrift“¹⁾ im Druck erschienen sind. Die zusammenfassende Monographie der sechs Brüder ist von dem Schriftleiter dieses Blattes bearbeitet und herausgegeben worden.

Die Kapitelüberschriften des Heftes lauten:

I. Vorwort. II. Die völkerrechtliche Stellung der Livländischen Ritterschaft und ihre Selbstverwaltung des Landes von Landrat N. v. Dettingen — Rudenhof. III. Vorgeschichte und Jugendzeit. IV. Tätiges Leben. 1. Die drei Politiker: August, Nikolai und Eduard v. Dettingen. 2. Die drei Akademiker: Georg (Gori), Alexander (im Zusammenhang mit diesem sein Schwager Moritz v. Engelhardt) und Arthur v. Dettingen. V. Ausklang.

Wir lassen hier einige Textproben aus dem „Vorwort“ folgen, um unsere Leser schon jetzt auf die Bedeutung dieses Heftes hinzuweisen:

„.... Eine derartige Darstellung (sc. der kulturellen und politischen Bedeutung der sechs Brüder v. Dettingen) gehört durchaus in den Aufgabenkreis unserer Hefte, die geistig-kulturelle Art und Haltung des Baltentums in Zeit- und Zustandsbildern, in richtungsgebenden markanten Persönlichkeiten des baltischen Typus zu schildern. So dürfen wir mit vollem Recht auch an dem außerordentlich vielgestaltigen Reichtum dieses Geschlechtes an individuellen Charakteren nicht vorüber gehen.

Trägt nun auch die Quelle, aus der wir schöpfen konnten, durchaus den Charakter der intimen Familiengeschichte, so bietet diese doch wieder so reiche Ausstrahlungen in die politische und Geistesgeschichte unserer Heimat, daß wir wohl hoffen dürfen, mit unserer Darstellung auch dem Interesse weiterer Kreise entgegenzukommen. Zugleich aber — und diese Aufgabe entbehrt nicht eines gewissen Reizes — lassen sich an der Hand ganz persönlicher Korrespondenzen, von Einzelzügen des intimen Lebens die

¹⁾ Die von August und Nikolai von Dettingen in dem Juli/Augustheft 1927 und Heft 2/3 1928.

nach Außen hin wirkende und in Erscheinung tretende politische, erzieherisch-akademische oder organisatorische Tätigkeit des Einzelnen mehr nach ihren Wurzeln im Kern der Persönlichkeit wurzelnden Motiven hin vertiefen und durchleuchten.

Mit dieser Wendung zum intimen Ursprung baltischer Geistesgeschichte berühren wir einen Punkt, von dem aus der Charakter dieser Geschichte auch dem Außenstehenden, dem Nichtbalten verständlich wird, die starke Totalverbundenheit des Balten mit seinem Heimatboden, ja mit seinem Heimatort und der in diesem und dem Geschlechte wurzelnden Familien- und Traditionen.

Es ist sicher nicht zuviel von jener Generation der Dettingens gesagt, wenn wir ihr einen weitgehenden Einfluß auf den Gang der politischen und kulturell-geistigen Heimatgeschichte während fast eines halben Jahrhunderts zusprechen, da in mancher Hinsicht ihre geistige Physiognomie auch dem Baltentum jener Zeit das Gepräge gab, welches wir als typisch für die „Blütezeit baltischen Geistes“¹⁾ erkannt haben.

Gerade in den Brüdern Dettingen ist zum ersten Mal und in eindrucksvoller Weise in einer einzigen Geschwistergeneration des livländischen Adels jene deutliche Spaltung in den politischen und den akademischen Aufgabenkreis eingetreten, deren enge Verbundenheit und Abhängigkeit von einander, weil aus der gleichen Wurzel entsprungen, sowohl der Politik, wie der geistigen Lage der Heimat ihren Stempel ausdrückte. Man kann deshalb wohl mit einem gewissen Rechte — ohne dem Vorwurf der Schönfärberei zu verfallen, sagen, daß in dem sechsfach gebrochenen Licht dieser Generation alle jene Einzelheiten des baltischen Aristokraten besser Prägung in Erscheinung traten, der nicht nur das angestammte Adelsprädikat trug, sondern im wahren Wortsinn „Edelmann von Geblüt“ war.

Diese innere „geistesaristokratische Haltung“, wie sie unseren städtischen Patriziergeschlechtern und dem alteingesessenen Literatentum in ähnlicher Weise eigen war, die Bereitschaft zum Heimatdienst, das Verantwortungsbewußtsein und nicht zum letzten die Wahrung eigener Würde in unverbrüchlich deutscher Gesinnung und der Kampf um Gesinnung und Überzeugung mit stets offenem Visier — das sind die prägnantesten Eigenschaften gerade dieser Generation.“

„... Die Brüder Dettingen waren nicht in erster Linie „historisch“ gebundene oder orientierte Menschen, nicht belastet von der Vergangenheit, sie waren durch und durch Gegenwartsmenschen mit starkem naturhaften Gefühl für geistige Bodenständigkeit, autochthone Menschen, ein geistiges Unternehmertum, das sich seiner Ordensritterpflicht stets bewußt war und blieb.

Vielleicht liegt hierin die ungeheure Bedeutung einer festen Bodenständigkeit der Bevölkerung, daß ihr weit mehr, als der fluktuierenden städtischen, die Kontinuität des traditionell überkommenen Arbeitsfeldes durch die enge Verbindung mit dem eigenen

¹⁾ Vgl. „Balt. Geistesleben“ Heft 1. „Aus der Blütezeit baltischen Geistes“ von H. v. Engelhardt.

Grund und Boden gewahrt blieb bei gleichzeitiger beständiger Anspannung und Einfühlung in die Forderungen der Zeit. Auf diesem Gebiet liegt die nächste Brücke zwischen Natur und Kultur, jener verebdesten Natur, die nie ohne tiefste Einfühlung ihres Schöpfers in das Naturhafte und seine Gesetze zu einer lebendigen, ewig werdenden und doch ideell-einheitlichen wird. Und in diesem Totalverbundensein mit dem eigenen Grund und Boden liegt auch die Gewähr für eine wurzelechte Politik und für eine lebensnahe Wissenschaft. Nirgends treten die Verfallerscheinungen der Politik und ihrer verantwortlichen Träger deutlicher zu Tage, als wenn dieser Zusammenhang mit dem Heimatboden gelockert, wenn sie wurzellos und somit Konjunkturpolitik geworden ist ...“

Die im nunmehr abgeschlossenen ersten Jahrgang des „Baltischen Geisteslebens“ erschienenen Aufsätze sind folgende:

1. Heft: E. D. Spranger. Geleitwort. R. v. Engelhardt. Aus der Blütezeit baltischen Geistes. H. Onden. Ein Freund Bismarcks: Graf Alexander Rehsferling. Graf Alex. Rehsferling. Gedächtnisrede auf R. E. v. Baer. R. E. v. Baer: Welche Auffassung der lebenden Natur ist die richtige? R. E. v. Baer. Zum Andenken an Alex. v. Humboldt.

2. Heft. R. v. Engelhardt. Alt-Dorpat um 1870. Ad. Harnack über wissenschaftliche Erkenntnis. Gust. Bunge, Vitalismus und Mechanismus. Ar. Harnack, Naturforschung und Naturphilosophie. Leop. v. Schroeder, Die Bedeutung der arischen Sagenquellen für unsere heutige Kultur.

3. Heft. R. Virgenson, Viktor Sehn. Georg Dehio, Viktor Sehn A. (Buchholz), Viktor Sehn zum hundertjährigen Geburtstag. Viktor Sehn, Zur Charakteristik der Römer. Karl Petersen, St. Petersburger Korrespondenz.

4. Heft. W. Hollander, Dr. Julius Eckardt. E. v. Schrenk, Der Übergang zur neuen Zeit in Livland. Julius Eckardt, Livländisches Stilleben. Wie J. Eckardt Hamilkar Fölscherjahn kennen lernte. Livland um die Mitte des 19. Jahrhunderts.

5. u. 6. Heft. A. v. Dettingen u. R. v. Engelhardt „Die Gebrüder von Dettingen“.

Prof. Dr. E. D. Spranger, der sich um das Zustandekommen dieser Hefte als Vorsitzender des Berliner Freundeskreises der Deutschen Akademie das größte Verdienst erworben hat, sagt in seinem schönen Geleitwort, das er der Sammlung mitgab: „So haben sie (die Baltten) der deutschen Geistesarbeit seit Jahrhunderten viel gegeben, dessen wir uns nicht nur dankbar erinnern, sondern lebendig bewußt bleiben wollen. Ihnen selbst wird eine solche Sammlung zum Ansporn werden, im gleichen Sinne befruchtend für die gemeinsame deutsche Kultur weiterzujtreden... Die „Deutsche Akademie zur Pflege und Erforschung des Deutschtums“ hat sich daher mit besonderer Neigung den Geisteschätzen zugewandt, die in der geplanten Sammlung bewahrt und gehoben werden sollen. Und sie ist gewiß, daß sie zu ihrem bescheidenen Teil mitwirken wird, das Band geistiger Zusammengehörigkeit noch fester zu knüpfen, das in der Tiefe

nie abreißen kann, weil die deutsche Wesensverwandtschaft, um mit Fichte zu reden, bis in die „Wurzeln der Lebensregung und -bewegung“ hinabreicht.“

Zu unserem schmerzlichen Bedauern müssen wir feststellen, daß weder dieser von maßgebender Stelle erfolgte Hinweis auf die Bedeutung des Unternehmens, noch der Appell an das Kulturgewissen der Balten, weder die in weitem Umfang von der Deutschen Akademie und dem heimatlichen Verlag im Interesse der Sache dargebrachten Opfer, noch auch die Bemühungen der Redaktionskommission in nennenswerter Weise bei unseren Landsleuten in Est- und Lettland und in Deutschland ein Echo gefunden haben und ihr tätiges Interesse geweckt haben — kurz, daß das Unternehmen an der Gleichgültigkeit unserer eigenen Landsleute zu scheitern droht!

Möge in letzter Stunde ein Jeder sich seiner Verantwortung vor sich selbst und unserer jüngeren Generation gegenüber für die Erhaltung unseres Traditionsgutes bewußt werden und ein Unternehmen fördern, dessen vorzeitiges Ende nicht gerade zu den Ruhmeskiteln unseres heutigen „baltischen Geisteslebens“ gehören dürfte.

R. v. E.

Aegyptische Kunst¹⁾.

Außerordentlich ist die Aufgabe, die sich Hans Gerhard Evers gestellt hat. Gotteswesen, Menschentum, Staat, Bildungskräfte und Einzelsein im Aegypten des Mittleren Reiches, also in der tausendjährigen Epoche der ägyptischsten Wirklichkeit vorzuführen, ja aufzurufen, dem Sinn durch das Auge und dem Auge durch das Wort deutlich zu machen, ist die Absicht seines Werkes. Die Denkmäler selbst, vor allem die freiplastischen und die Reliefs, durch einige Raumanichten, Landschaften, Trümmersfelder, Vegetationsstücke ortsgebunden, sind in reichster Auswahl und mit außerordentlichem sehr bewußtem Verstehen des jeweiligen bildnerischen Moments vom Verfasser persönlich aufgenommen; der Eindruck zumal der dreidimensionalen Form, ist vollkommen gewahrt; und ich glaube, der Betrachter, der diese Bildreihe an sich vorüberziehen läßt, hier verweilt, dort rückblättert und sich zu vertiefen vermag, wird, vielleicht zum erstenmal, aber endgültig, das in seiner Selbstbedingtheit undurchdringliche ägyptische Geheimnis fassen. Wendet er sich dann zur Darstellung durch das Wort, dann wird sich ihm vieles enthüllen, ohne daß die Ehrfurcht sich verringere, das Staunen erlasse. Soweit es überhaupt angeht in unserer Sprache, mit den Mitteln unseres Verständnisses, unserer Organen und Begriffssformen, diese Welt zu fassen und wiederzugeben, ist es hier gelungen. Wir scheinen jeder Voraussetzung bar, eine Welt zu erkennen, in der sämtliche Verhältnisse und Umstände, daraus wir entstanden sind, damit wir rechnen, für die wir da sind und die wir bekämpfen, fehlen, in der die Beziehungen von Jetzt, Einst und Zukunft, der Zusammenhang von Hier und Jenseits, von Leben und Tod, von Gott, Mensch, Herr, Land und Volk ganz und gar dem unseren widersprechen, in der jedes Mysterium und jede Ausdeutung seine eigene heilige Sprache redet oder verhält. Mit unendlicher Hingabe hat Evers sich in

¹⁾ Hans Gerhard Evers. Staat aus dem Stein. Denkmäler, Geschichte und Bedeutung der Aegyptischen Plastik während des Mittleren Reichs. 2 Bände. Verlag F. Bruckmann A.-G., München.

diese ungeheure Fremde versenkt, und sie hat es ihm gelohnt und damit uns. In einer äußerst klaren, einfachen und dennoch von Ergriffenheit erzitternden Darstellung spricht hier ein Wissender aus, was er gesehen hat. Das Gesamtbild hebt sich hervor, die Einzelheiten ordnen sich ihm ein. Beginn, Wachstum, Höhepunkt und Ende dieses Geschichtsraums steigen vor uns auf, wandeln sich, zerfallen, münden aus, und alles dies wird am Beispiele selbst, an der Welt der Denkmale verpflichtend, unausweichlich erläutert. Und im Mittelpunkt des gewaltigen Vorganges das dennoch Unwandelbare, das Ueberdauernde, der Mensch selbst. Der Mensch, Ursprung, Gestalter und Träger auch dieser Gotteswelt: daß es Evers gelungen ist, mit seinem, besonders im zweiten, näher ausführenden Bande, an Ausblicken und Abgrenzungen, z. B. gegen griechische Welt- und Formideale so reichen Buche derart weit zu dringen, ist aus diesem Erlebnis vom Menschen zu erklären. Zu ihm treten Ehrfurcht des Künstlers, Selblosigkeit des Forschers, ein unstillbarer Erkenntnisdrang und — doch wer möchte hier weiterfahren — vielleicht noch ein Schicksalhafteres. Genug. Dies Buch erfüllt den Anspruch seines Titels vollaus und mit Würde.

Karl Wolfskehl (München)

Stilblüten des demokratischen Zeitgeistes.

Zum Jubiläum des Mannheimer Nationaltheaters gab man „Die Räuber“ in der Dekoration der Uraufführung. Die Vorstellung eröffnete F r i z v o n U n - r u h mit einem „Wortpruch“, dem wir folgende dichterische Stilblüten des Verfassers von „Flügel der Nixe“ entnehmen¹⁾:

„Auf dem Giebel unseres Theaters stampft kein Flügeltroß mehr! In den Kulissen und Gängen schleichen die Makler der Börse... Auch dem Mimen glänzt selten die Wimper von echter Verzücung, jede Träne wird Münze — und der Typ seines Autos nußt die Grade der Kunst. Statt jener Vollkraft, die einst in brüchige Adern verzärtelter Unnatur lebendiges Blut stieß, bis sich das Wort aus dem Urtal wiedergebar — bestielt jetzt Schwäche auf der Flucht zum Erfolg die Väter der Sprache — unbedenklich. Geile Entblößung, deren keiner bedarf mehr in der gesunden Nacktheit, gibt sich als Schöpfertum aus... Schon schleifen Boten den zartesten Warner des Gottes: die Scham — niedergebogen aus dem Spielrund! Rummel und Sumpf mästen ungehindert den Schweiß! Nicht mehr Pan — der Faun bläst die Flötel! Immer tiefer lockt er hinab in den Schlamm des Beginns. Was einmal Mythe war und Magie, wird beschnüffelt von jedem Hund, der apportieren gelernt im Gelände der Dichtung.

Ist uns nichts heilig mehr? Ward alle Hoffnung verschlungen? Muß erst Nacht kommen und das apokalyptische Tier durch unsere Behauptungen kriechen, ehe wir uns des Nichts erinnern? Waren alle Worte des Herzens umsonst? alle Töne der Freiheit?.....“

Glängen diese „Töne der Freiheit“ von „echter Verzücung“ oder „bestielt jetzt Schwäche auf der Flucht zum Erfolg die Väter der Sprache — unbedenklich“? Sind das „Worte des Herzens“? „Le style c'est l'homme“ — ist jener bedenklich, ist es auch dieser! „Immer tiefer lockt er hinab in den Schlamm des Beginn!“

R. v. E.

¹⁾ Nach der „Frankfurter Zeitung“.

Schriftleitung: Dorpat, Leichstr. 15. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmark. * Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing, Direktor Alfred Walter. * Bezugspreis: für ein Halbjahr 1.50 Rr. (mit Zust. 1.60 Rr.); Deutschl. 2 Rmk.; Vettl. 2.25 Rk., Einzelnummer 0.25 Rr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten“, Reval, Naderstr. 10. Postfach 51. * Zahlstellen (Naut Konto „Etl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Co.“) — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postsparkonto Berlin 122602.

Aus deutscher Geistesarbeit

Monatsschrift für wissenschaftliche und
kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Dorpat

Nr. 15

Freitag, den 13. September 1929

5. Jahrgang

Eroica — Erotica.

Don

R. v. E.¹⁾

Mythos, Sage und Legende haben sich zu allen Zeiten mit der Kontrapunktik dieses Doppelthemas befaßt. Simson büßt seine übermenschlichen Kräfte im Bann der Dalila ein. Herakles vertauscht Keule und Bogen mit dem Spinnrocken im Gemach der Omphale, vorzeitliche Kulturen stehen unter dem Matriarchat, Adam fällt von der Höhe seiner paradiesischen Unschuld durch das Weib, das Werkzeug der Schlange.

Tief im Menschenherzen muß der Glaube wurzeln, daß das Heldenhafte, das Heroische das Erotische ausschließt, und umgekehrt, daß die überwuchernde Erotik den Helden in der Brust des Mannes tötet, daß das Weib der Fluch des Mannes sei (Strindberg).

Was ist bei diesem alternativen Verhältnis das Primäre: ertötet die hemmungslose Sinnlichkeit den Ehrgeiz des Mannes, die Gefahr zu suchen und ihr zu trocken, oder sucht der durch irgendwelche Umstände erstickte, erweichte Mannesmut sich das Ventil des hingebenden Genusses? Die Frage ist heute leider keine akademische, sondern eine eminent praktische.

In Berlin ging tagtäglich vor vollbesetztem Hause ein Schauspiel über die Piscatorbühne: „Rivalen“. Die Verfasser sind Amerikaner, und von dem durch „den fröhlichen Weinberg“ bekannten Tuchmahr ist das Stück für die deutsche Bühne bearbeitet worden. In Amerika soll es bereits 1916 als Kriegspropagandastück unter dem Titel „Kameraden“ viel gespielt worden sein. Sieht man das umgearbeitete Stück in deutscher Übertragung, so fehlt einem jede Möglichkeit, diese Absicht des Verfassers zu verstehen, denn auf den Deutschen wirkt es eher im pazifistischen Sinn, kriegsabschreckend. Viel-

¹⁾ Erschienen im „Deutschen Volkstum“ Sept. 1929, auf welches Heft wir besonders hinweisen, da es von verschiedenen Gesichtspunkten aus das Eheproblem behandelt.

leicht empfindet die amerikanische Psyche darin unkomplizierter, anders als die europäische und besonders die deutsche.

Der Hergang des Stückes ist schnell erzählt: an der französischen vordersten Front liegt ein amerikanisches Regiment. Kapitän und Sergeant sind überall, wo sie sich begegnen, Rivalen, unerbittliche Feinde, die ihrer Überzeugung nach auf diesem Planeten keinen Platz nebeneinander haben. Und doch zwingt sie das gleiche Fronterlebnis, „Kameraden“ zu sein. Mag es sich um Urlaub, um Abancement, um Kriegsdekoration, um — das Weib handeln, überall gibt es heimlichen oder offenen Kampf.

In brutalster Realistik wird die Schützengrabenatmosphäre mit expressionistischer Betonung wiedergegeben: die Granaten heulen, die Maschinengewehre knattern, nach dem ohrenbetäubenden Einschlag durchdringendes Geschrei, völlige Dunkelheit im Unterstande, über dem sich in weißen wogenden Gaschwaden hastende Silhouetten mit Handgranaten, Einzelgruppen im Nahkampf bewegen. In den Kampfpausen Alkohol und wieder Alkohol, und im Dorfquartier dasselbe und das Weib. Keine Spur, auch nicht die geringste Andeutung in Wort oder Gebärde von der Troica des Krieges. Alles ist dumpfes Schicksal, Zufall ohne Sinn. Und vor dem Zwang und Druck dieses schicksalhaften Muß verliert der Mensch seine Seele: wo sie sich regt, wird sie in Alkohol ertränkt, und der Rest ist das ungeschlummte Tier im Menschen, sein Lebenswille, sein Haß und sein primitives Triebleben — das Erotische. Und zum Schluß, da der Haß der beiden Gegner zur Weißglut erhitzt ist, wo es bereits um das Leben des einen von ihnen geht — ruft das unerbittliche Muß sie beide zum Sturmangriff in den Unterstand, das Häuschen in der Dorfstraße mit dem sehnsüchtig winkenden Mädchen gleitet immer weiter in den Hintergrund und in schwer schleppendem Marschtempo gehen die beiden „Rivalen“ auf dem laufenden Band an der Spitze ihres Regimentes Arm in Arm dem Tod oder Leben — so oder so, mag das Schicksal entscheiden — entgegen.

Erstaunlich ist es, wie dieses mit allen Requisiten und Raffinements der Piscator-Regie inszenierte Theaterstück auch den skeptischen Zuschauer in den Bann des Kriegserlebnisses hineinzieht, und zwar so stark, daß diese Scheinwirklichkeit auch den Zynismus des Geschlechtslebens auf der Bühne als natürliche Abreaktion des zum Tier gewordenen Menschen versteht und erträgt.

Mit dieser elementaren Wucht eines jeglichen Sinnes entkleideten Schicksals aber wird jeder Ansatz zum Tragischen und damit auch das Heroische erschlagen, der Begriff der Schuld, der Pflicht und des freiwilligen Opfers verschwindet völlig aus dieser „neuen Sachlichkeit“ einer sensationellen Scheinkunst.

Auf fast entgegengesetzter Linie liegt das seltsame Schauspiel „Ein Nachfolge-Christi-Spiel“ von dem Wiener Melli, das in diesem Frühjahr in das Repertoire des Dresdner Schauspielhauses aufgenommen wurde. Hier liegt der einzige Akzent auf dem Tragischen, dem unlöslichen Konflikt zwischen der Nachfolge Christi und der Rechtsordnung dieser Welt. Wenn auch das Stück in das historische Gewand der Frührenaissance gekleidet ist, so soll doch die schlichte, an die Krippenspiele erinnernde Reimsprache dem

Ganzen einen zeitlosen Charakter geben. So wird alles zur Allegorie, zum Symbolhaften. In scheinbar tiefem Frieden lebt der Schloßherr mit seinen beiden Töchtern, in streng kirchlichem Wandel auf seinem fürstlichen Besitz. Aber es gärt im Volke, dunkle Gerüchte von Aufstand und Plünderung gehen um — und in einer Nacht wird das Schloß von vagierenden Banden und den eigenen Leuten gestürmt, geplündert — der Schloßherr selbst im Schloßhof an das Kreuz geheftet, das er zur Ehre Christi für einen Kalvarienberg hat anfertigen lassen. Von der Bande gehöhnt, mißhandelt fügt er sich mit Würde als Nachfolger Christi der ihm von Gott gesandten „Passion“. Sein Martyrium geht schon über die Kraft, da naht die Rettung und die Aufrihrer werden von einer Truppe überwältigt. Die weltliche Gerechtigkeit verlangt ihren Tod. Gut charakterisiert ist das psychologisch so unendlich verschiedenartige Bild der Todesfurcht bei den einzelnen Gestalten der Bande und andererseits der fanatische Troß des Führers. Volkshewiskenerinnerungen für die, die es am eigenen Leibe erfahren haben.

Da bittet der aus tieffter Ohnmacht erwachte Schloßherr um Schonung für die Verführten, denn „sie wissen nicht, was sie tun“. Er will vergeben, aber die irdische Gerechtigkeit will, kann davon nichts wissen, die Ordnung dieser Welt steht höher als das Leben desjenigen, der diese Ordnung leugnet.

In heißem Gebet erfleht der Schloßherr vom Himmel das Wunder, diesen Konflikt zu lösen — und bricht tot zusammen — die konsequente Nachfolge Christi zerbricht an unserer unzulänglichen Welt, deren doppelte Buchführung durch das dialektische „Sowohl als auch“ des Paters, des Repräsentanten der Kirche scharf ironisiert wird. Es weht etwas von der Luft Dostojewskis (Großinquisitor), Tolstois und Björnsons („Über die Kraft“) in diesem Stück, das mit einem resignierten Fragezeichen endet.

In diesem „Nachfolge-Christi-Spiel“ liegt zweifellos dem äußeren Anscheine nach Tragik und Heroismus, wenn auch mit einem stark östlich abgewandelten Akzent. Das Dilemma zwischen verstehend-vergebender Liebe und den berechtigten Forderungen einer staatsbehaltenden Ordnung kann gewiß im Einzelfall zu schwersten Konflikten führen; aber zum Axiom erhoben, das ein Entweder-Oder fordert, stirbt nicht nur der einzelne Mensch an der radikalen Erfüllung des Gebotes vergebender Liebe, sondern sie ist auch der Tod jedes Staates, jeder sozialen Ordnung. Dostojewski und Tolstoi werden nicht mit Unrecht als geistige Väter des heutigen Rußland angesehen. In der Fragestellung des Stückes liegt etwas von jenem echt russischen eschatologischen Radikalismus, den Berdjajew als typischen Gegensatz dem deutschen Wesen gegenüberstellt — etwas Feminines, eine Erotik sublimierter Art, die in der harten Gesetzhaltigkeit des Staates, die nichts mit Liebe zu tun hat, das Gegenteil der uneingeschränkten Nachfolge Christi zu sehen glaubt.

Sicherlich ist diese Zwitterstellung des Menschen zwischen dem Gesetz der Erde und des Himmels, dem Hier und Dort, sofern er in sich selbst diesen Kampf um die Entscheidung im Einzelfall erlebt, tragisch, aber das Tragische wird ausgeschaltet, sobald der Mensch sich dieser Entscheidung entzieht, sie Gott überläßt und der Entscheidung durch den Tod enthoben wird.

Gnade und Gerechtigkeit in jenem höchsten Sinne walten zu lassen, ist das Vorrecht Gottes, für den Menschen bleibt es ein unerfüllbares Problem auf dieser Erde.

Wir haben absichtlich diese beiden grundverschiedenen Typen einer unheldenhaften Erotik hier nebeneinander gestellt, um an dieser Gegenüberstellung zu zeigen, wie sich die scheinbar einander entgegengesetzten Tendenzen in der heute üblichen realistischen oder hyperidealistischen Lebensanschauung begegnen: das eine Mal entfesselt die dem Schicksal erliegende Seele das ungehemmte Triebleben in einer nackten Erotik, das andere Mal fällt die vom christlichen Grotz ergriffene Seele der weltlichen Gerechtigkeit in den Arm und schafft an Stelle des Reiches Gottes das Chaos auf Erden. Es hat fast den Anschein, als fiele von hier aus auf eine ganze Reihe von höchst problematischen Stellungnahmen zu Weltanschauungsfragen, zu Fragen der Sitte, zu Fragen der verantwortlichen Tat ein klärendes Licht.

So liegt unzweifelhaft dem Pazifismus, wie er in dem obengenannten Stück „Rivalen“, in dem in Hunderttausenden von Exemplaren in Europa verbreiteten „Im Westen nichts Neues“ und unzähligen modernen Dichtungen zum Ausdruck kommt, ein Wirklichkeitsfanatismus zugrunde, der wie ein Ruf zur Selbstbesinnung erscheint, in der erdentrübten Übersteigerung aber des christlichen Friedensideals jede Grundlage irdischweltlicher Ordnung erschüttert und in seinen letzten Konsequenzen zu den eschatologischen Phantasien des Bolschewismus führt, wie sie allerdings nur der Theorie noch proklamiert, in der Praxis aber zum Gegenteil verkehrt werden.

Dieses Entweder-Oder, wie es im Großinquisitor Dostojewskis, wie es in der erdfernen überspannten und überspannenden slawischen Synthese von Apokalypse und Eschatologie in Erscheinung tritt, ist zur Parole derer geworden, die sich des verantwortlichen und tragischen Heroismus, den die Menschenaufgabe auf Erden fordert, entschlagen wollen.

Der ewige Friede, das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl (die bekannte demokratische Parole), Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit — wir wissen heute nur zu genau, wie diese verwirklichten Ideale auf Erden aussehen — sie alle tragen jenen ausgesprochen femininen, demophilen Zug an sich, der sicherlich kein heroisches Zeitalter verkündet. Ja, man möchte versucht sein, auch in gewissen Verirrungen der Jugendbewegung von heute, insbesondere in der kameradschaftlichen Gleichstellung der Geschlechter, welche den naturgegebenen Unterschied der Geschlechter und, davon abhängig, ihr sexuelles Reziprozitätsverhältnis nach Möglichkeit ausschaltet, eine Tendenz zum Ausgleich jener polaren Spannungen zu erblicken, die nun einmal das Schicksal alles Organischen sind.

Wenn auch manche Versuche, diese Fragen einer Lösung entgegenzuführen, heute gerechtfertigt erscheinen mögen, so sind es doch nicht nur grundsätzliche Bedenken, die sich gegen sie erheben. Entweder tauschen bei diesen Ausgleichsversuchen die Geschlechter ihre Rollen, d. h. das Mädchen vergibt seine Mädchenrolle und wird vermännlicht, wie auch umgekehrt — oder das Schlimmere tritt ein, daß die Scheidewand zwischen den Geschlechtern, wie sie Sitte und Anstand errichtet, fällt, und aus der allzuweit gehen-

Den Unbefangenheit des kameradschaftlichen Verkehrs entsteht ein ebenso unbefangener in anderer Richtung.

Und hiermit kommen wir zu den ernststen und anscheinend in der heutigen Zeit unlösbaren Eheproblemen.

Die weitgehenden Konzessionen, die nicht nur von amerikanischer Seite hinsichtlich des Eheproblems — als Kameradschafts- oder Versuchshe — vorgeschlagen worden sind, mögen hier unerörtert bleiben, denn wir teilen die schweren Bedenken, die sich gegenüber einer so radikalen Umstellung in bezug auf unsere Gesellschaftsmoral erheben. Ganz abgesehen von den destruktiven Folgen für den Begriff der Familie, scheint schon prinzipiell der Standpunkt nicht gerechtfertigt, die gesellschaftliche Moral und Sitte dadurch zu heben und zu festigen, daß man ihre Normen „um unserer Schwachheit willen“ möglichst niedrig ansetzt. Auf einem scheinbar abliegenden Gebiet sehen wir die Gefahren, die einem zu weitgetriebenen Selbstbestimmungsrecht — und in gewissem Sinn liegt dieses auch den Lockerungen des bindend-verpflichtenden Charakters der Ehe zugrunde — drohen. Das ist die Forderung eines unterschiedslosen Selbstbestimmungsrechtes nicht nur in Form von Kulturautonomien, sondern auch Rechtsautonomien für jeden Volkssplitter, für jede Art Minorität, die zu einem fremdstämmigen Staate gehört. Daß diese auf rein demokratisch-quantitativen Zählungsergebnissen beruhende Parole ohne qualitative Wertung der staatserkhaltenden Tendenzen der Minorität zu einer allmählichen Aushöhlung des Staatsbegriffes führen muß, ist klar. Der Staat wird zu einer wirtschaftlichen Interessengemeinschaft, die ja in reinsten Form das Ideal der Sozialdemokratie ist und die mit der bisherigen Staatsidee kaum noch etwas gemein hat. Das wahllos jedem einzelnen, wie jeder Volksgruppe zugestandene Selbstbestimmungsrecht muß zur Auflösung oder Lockerung jeder Gemeinschaftsform führen und vollends zu der besonders gefährdeten der Ehe. Stellt man sich aber auf den sicherlich sozialethisch höheren Standpunkt, daß das Selbstbestimmungsrecht sein Korrektiv und seine Grenze in dem Verantwortungsgefühl und der Opferbereitschaft für den übergeordneten Begriff — sei es in dem einen Fall Staat, im anderen Ehe — hat, so wird sich dieses Selbstbestimmungsrecht eben doch eine Einschränkung gefallen lassen müssen, und zwar um so mehr, je größer der Abstand ist zwischen diesem Selbstbestimmungsrecht und dem übergeordneten Begriff.

Im Rahmen der Ehe liegt nun eine besonders weite Spannung zwischen diesen beiden Motivreihen vor: auf der einen Seite ist es der Wunsch nach einem hemmungslosen triebhaften Sichausleben, auf der anderen ist es die durch das Ehegelingen geforderte Einschränkung des Triebes.

Man hat geglaubt dieses heute stark betonte Recht des Sichauslebens biologisch begründen zu können. Die vielfachen Hemmungen und Bindungen, welche die wirtschaftliche Lage der Nachkriegszeit mit sich brachte, hätten gewissermaßen automatisch nach einer Lösung vieler Verdrängungskomplexe verlangt, und diese suchten nun ihre „Abreaktion“ auf dem Wege einer ungehemmten Erotik.

Sicherlich spielt dieses Moment eine ganz wesentliche Rolle in dem heutigen entbundnen Leben; in Wort und Schrift, in Bild, Kino und

Tanzbar spielt das Erotische, verhüllt, meistens unverhüllt, die Hauptrolle, und der Mensch reagiert heute vielleicht stärker auf diese Reize, als in der Vorkriegszeit.

Aber doch dürfen wir nicht aus dem Auge verlieren, daß es sich hierbei nicht um eine rein biologische Frage handelt, sondern um eine solche, die, wenn auch biologisch, so doch auf eine Stufe höherer Ordnung gestellt ist. Wenn wir schon auf rein biologischem Gebiet, z. B. bei einer rein reflektorischen, d. h. unbewußten Hand- oder Armbewegung ein kompliziertes Spiel von Bewegungs- und Hemmungsmechanismen zweckmäßig funktionieren sehen, wieviel verwickelter wird dieses Spiel bei den höheren Funktionen unseres Zentralnervensystems. Auch hier das Gegeneinander von Trieb und Hemmung, und zwar derart, daß vorzugsweise die Hemmung unter der Kontrolle unseres verantwortlichen Willens steht. Keine Erziehung hätte einen Sinn, geschweige denn einen Erfolg, wenn wir nicht an die Möglichkeit glaubten, einen bestimmenden Einfluß auf den Ablauf unserer Triebe und Instinkte zu gewinnen, und zwar so, daß deren Beherrschung durch Hemmung uns zur „zweiten Natur“ werde, d. h. daß sie sich automatisch vollzieht. Wir unterscheiden doch auch zwischen dem instinktiven Herdentrieb und dem bewußten und verantwortlichen Gemeinshaftswillen, der seinen normativen Halt nicht nur im Gewissen und in der Wertordnung jedes einzelnen findet, sondern ebenso, ja, vielleicht noch mehr an jenem Niederschlag eines Wertwillens der Gesellschaft, den wir Sitte nennen.

Auch sie ist, oder sollte doch wohl dort, wo die automatische oder bewußte Triebhemmung des einzelnen versagt, unantastbare Norm bleiben und als sozialethische Bindung Halt für den Schwachen, für den die „öffentliche Meinung“, das gesellschaftliche Urteil zum warnenden Signal wird, wo das eigene Gewissen versagt.

Es hieße also diesen Halt, den uns die Sitte bietet, unverantwortlich lockern, wenn wir den Spielraum des triebhaften Sichauslebens weit über den Rahmen der Ehe ausdehnen wollten und diese Libertinage gesellschaftlich sanktionieren. Auch die Folgen in biologischer Hinsicht würden nicht ausbleiben, die sich bald auf anderen Gebieten als Ueberwucherung sozialnotwendiger Hemmungen durch höchst unsoziale, primitive Instinkte zeigen würden. Auch die heutige Handhabung gesellschaftlicher Schiedsgerichtsordnungen im Gegensatz zu früher spricht eine deutliche Sprache.

Gegen diese strengere Auffassung des verpflichtenden Charakters der Ehe erheben sich aber wiederum Bedenken. Man kann nicht leugnen, daß die Ehe in jenem Sinn nicht ohne den Begriff des Opfers denkbar ist — eine Seite der Frage, die ebenfalls in der Literatur unserer Tage, wenn auch selten genug, betont wird (F. Stepun, „Die Liebe des Nikolai Pereslegin“). Entkleidet man aber die Ehe völlig ihres „Glücks“charakters und stellt sie in erster Reihe unter das Zeichen der Askese, so darf man sich dem schweren Bedenken nicht verschließen, ob heute dem arbeitenden Menschen, der ein Haus, eine Familie gründen will, dieser Entschluß zur Askese zugemutet werden kann? Denn fraglos ist der Mensch von heute, insbesondere der deutsche Mensch, mehr als wir es ahnen, mit der Askese der Arbeit belastet, ja, sein ganzes Leben steht mehr oder weniger unter diesem

Zeichen. Wie viele sind heute in die Lage geraten, aus Not Berufe zu ergreifen, die nichts mit ihrem eigentlichen Interesse zu tun haben., Berufe, die ihnen immer jeelisch fremd bleiben? Wie viele stehen heute bei der katastrophalen Umschichtung der Gesellschaft in Abhängigkeit von Vorgesetzten, deren Bildungsgrad mehr als zweifelhaft ist und deren Emporkömmlingstum sich auch im Verhältnis zu den Untergebenen deutlich genug kennzeichnet! „Der Segen der Arbeit“ hat sich nur in allzuweitem Ausmaß zum Fluch der Arbeitsfron, zum Seelenmorde verwandelt. Kann der jeelische Aufschwung eines Volkes noch erhalten und gefördert werden, wo geistige Leistung den niedrigsten Kurzwert hat?

Und der mühsam erworbene Ertrag der Arbeit? Kommt er dem Arbeiter zugute, ihm selbst und seiner Familie, oder fließt er als Tribut in den Säckel der Ententemächte?

Ist es bei diesem hoffnungslosen Proletendasein, das nur noch arbeitet, um kümmerlich zu leben und umgekehrt, nicht begreiflich, daß der Mensch sich in den kurzen Freistunden des Abends nach völligem Ausspannen, Sichgehenlassen — höchstens von leichtem oder stärkerem Sinnenfickel auf den Tummelplätzen der Erotik belebt — im Kino, in der Tanzbar sehnt?

Und soll das in der Ehe erstrebte Glück, das vor allem die Belastungsprobe durch das Kind scheut, nun noch mit dem Joch der Askese beschwert werden, wo schon das ganze Leben asketisch geworden ist?

Wahrhaftig, der Zynismus, mit dem die Ententemächte im deutschen Volk den Abgrund des Bolschewismus als zwangsläufige Folge jeelischer Lebensleere aufreißen, er wird einst von der Geschichte dafür verantwortlich gemacht werden, daß der Zerfall der staatlichen Ordnung nicht mehr an den Staatsgrenzen Frankreichs, Englands und Amerikas Halt machen wird, wenn Deutschland nicht mehr stark und widerstandsfähig bleibt.

Diese zwangsläufige Kette, geschmiedet von roher Gewalt und Rechtsbruch, glaubt ein Teil der politischen und geistigen Führung in Deutschland noch immer durch den Geist des Kompromisses, der Nachgiebigkeit und des jeelischen Bediententums lockern zu können — das ist nicht mehr Schicksal, sondern Schuld.

Zerrißen werden kann die Kette nur durch den Heroismus der Gesinnung.

Aber dieser Heroismus verlangt das bewußte freiwillige Opfer, nicht Askese, nicht den absoluten Verzicht.

Dann müßte, wenn der Gegensatz heroisch-erotisch zu Recht besteht, wenn auch das Ehegelingen ein heroischer Entschluß auf lange Sicht sein soll, die Erotik aus der Ehe ausgeschaltet werden?

Es gibt nicht nur die eine primitivste Art der Erotik, die sexuelle, auch sie ist ein Stufenreich, das bis zum geistig schöpferischen Gros hinaufführt. Je tiefer die Stufe der Erotik, um so unverständlicher der Gegensatz zum Heroismus, je höher, desto mehr nähern sie sich einander, bis sie sich auf der höchsten Stufe verschwifert die Hand reichen, wo der Gros nicht mehr bloß naturhafter Trieb, sondern Antrieb zur schöpferischen Gestaltung, Gebot zur Tat wird.

Auch hier sehen wir, wie opferwillige Mutter- und Gattenliebe im Tierreich, im Menschtum sich bewußt und verantwortlich dem Gebot des höchsten Gros fügt in opferwilligem Heroismus; das biologische Mußgesetz wird zu einem ethischen Sollgesetz.

Das schöne Nietzschewort: „Ueber Dich sollst Du hinausbauen“; „Nicht nur fort sollst Du Dich pflanzen, sondern hinauf! Dazu helfe Dir der Garten der Ehe!“ — dieses Ziel sollten wir nicht aus den Augen verlieren, und unsere Sitte sollte sich nie denen anbequemen, die nur noch unter dem Druck der Not „hinausbauen“ können, sondern sollte den Sinn des höchsten Gros zum Maßstab ihres eigenen Wertes machen. Wer an der Möglichkeit einer Steigerung und Erhöhung des Lebenszieles weit über die rein vitale Sphäre hinaus zweifelt, die allerdings für viele heute das noch mühsam erreichbare Endziel bedeutet, der sollte sich doch darüber klar werden, daß er mit diesem Bekenntnis zum Evangelium vom „Untergang des Abendlandes“ der fatalistischen Resignation, einem kulturellen Defaitismus das Wort redet und die letzten Aufstiegskräfte lähmt, die noch im deutschen Volke schlummern.

Selten sind die Augenblicke, in denen das Triebhafte im Menschen restlos mit dem Gebot seines Dämon-Gros zusammenfällt, wir nennen dieses völlige Zusammenklingen „Eu-dämonie“ — Glückseligkeit. Noch seltener sind heute diese Augenblicke geworden, ja — fast verschwunden.

Die Spannung, die Lust zwischen Trieb und Geist-Gros scheint fast unüberbrückbar und, trotz der fast übermenschlichen Forderung des heroischen Opfers, müssen wir es bringen, wir müssen in gewissem Sinne „sterben“, um zu „werden“, wenn wir das Recht auf unser eigenstes seelisch-geistiges Leben behalten wollen.

Das Mysterium des Rades.

Von Hans v. Schulmann.

Man hat nicht mit Unrecht das Wagenrad als die entscheidendste technische Erfindung aller Zeiten bezeichnet. In der Tat ergeben sich aus dem allgemeinen Prinzip der Rotation eines Körpers um eine in Lagern laufende Achse Möglichkeiten, durch welche erst die meisten und wichtigsten Erfindungen zur Tat werden konnten. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß die gesamte Industrie und das gesamte Verkehrsweisen sich heute auf dieses Prinzip stützen. Das Naturfremde der Maschine und des „Maschinenzeitalters“, wie man die dominierende Rolle der angewandten Mechanik in der gegenwärtigen Epoche kennzeichnet, entspringt sicher nicht zuletzt aus der Eigenart des verbreitetsten Maschinenelements: des Rades. Die organische Natur kennt aus Ursachen, die mit der Ernährung der Organe und ihrer Teile zusammenhängen, die Rotation in oben angegebenem Sinne nicht. Die zwei ständig gegeneinander in gleitender Bewegung befindlichen Teile, Achse und Lager, lassen eben eine Einordnung in einen Organismus nicht zu. Man kann sich jederzeit durch einen Versuch davon überzeugen,

daß dieses Gleiten zweier getrennter Körper untrennbar mit der Rotation verbunden ist. So ist ein auf Lagern laufendes Rad zwar leicht mit der Hand in Umdrehung zu versetzen, jedoch nur bei gleichzeitigem Auftreten gleitender Bewegung (etwa zwischen Kurbel und Hand, oder Kurbellager und Kurbelachse etc. etc.)

Danach erscheint es nicht unberechtigt anzunehmen, daß die Natur nur unter dem Zwang ihres eigenen Gesetzes auf das zweifellos sehr wertvolle Rotationsprinzip verzichtet hat und lediglich versucht hat mit ihren beschränkten Mitteln Ähnliches zu erzielen. So klar liegen die Dinge jedoch nicht. Zum mindesten scheint es irrig zu sein, aus den Erfolgen, die in technischer Hinsicht das Rad gebracht hat, quasi auf eine Überlegenheit des menschlichen Intellektes über die Natur schließen zu wollen. Die Situation kann nämlich auch in der Weise gedeutet werden, daß die Rotation für die organische Welt nicht notwendig oder zweckmäßig war, daß also gerade die besondere Ernährungsweise der Organe zu bestimmten anderen Zielen gewählt wurde. Wäre die Rotation eine „Lebensfrage“, so wäre es der Natur kein Hindernis gewesen, die Organernährung entsprechend zu modifizieren. Gerade die Vielseitigkeit organischer Formen gemahnt immer wieder an die unerschöpflichen Quellen, aus denen das Leben quillt. Und was ist es anderes, als der Wille der Natur, der dem Menschen durch den Intellekt das für ihn notwendige Hilfsmittel des Rades verlieh...

Demnach muß logischerweise darauf verzichtet werden, aus einem hypothetischen Vermögen oder Unvermögen der Natur Rückschlüsse auf den prinzipiellen Wert aller technischen Errungenschaften zu ziehen. Noch mehr, aus der Tatsache, daß die Menschheit aus ihrer Technik Nutzen zieht, muß gefolgert werden, daß gerade die Natur uns ihre Hilfsmittel fortlaufend zuspielt, um die Entwicklung weiterzuführen.

In der Tat hat jede Erfindung ganz ausgesprochen „ihre Zeit“: das drahtlose Telephon hätte beispielsweise auch im Altertum mit Erfolg Verwendung gefunden. Und es wäre auch mit den damaligen Mitteln der Technik möglich gewesen, das Nachrichtenwesen (etwa durch Lichttelegraphie) im weitesten Maße zu entwickeln. Dennoch wurde nichts Derartiges erfunden. Aus dem einen Grunde, weil es nicht notwendig war. Die Welt wäre damals nur um ein geistreiches Spielzeug reicher geworden, nicht um das Hilfsmittel der Natur, über welches wir heute verfügen.

Die Zeitgebundenheit der Erfindung überhaupt muß vor allen da besonders deutlich sichtbar werden, wo es sich um fundamentalste Dinge handelt, dort wo die Notwendigkeit eines Gegenstandes so selbstverständlich geworden ist, daß sie kaum mehr auffällt. Die Umstände, die den Gegenstand entbehrlich machen könnten, müßten besonders stark kontrastieren und damit die Erfindung in ihrer Eigenschaft als Hilfsmittel der Natur offenbaren.

Von diesem Gesichtspunkt aus ist es reizvoll dem eigentlichen Wesen der Erfindung des Wagenrades nachzuspüren.

Wann und unter welchen Umständen das auf einer Achse laufende Rad entstanden sein mag, entzieht sich völlig unserer Kenntnis. Am wahrscheinlichsten ist anzunehmen, daß der Transport schwerer Gegenstände durch Unterschieben von Rundhölzern die ersten Anregungen dazu hergab, achsen-

festen Rollen versuchsweise in Benutzung zu nehmen. Es mag sich zwar bald gezeigt haben, daß der hiermit erzielten Vereinfachung der Transportarbeit nun eine unerwünschte Vermehrung derselben in quantitativer Hinsicht entgegentrat. Durch Vergrößerung des Durchmesser der Rollen und Verringerung des Achsendurchmessers ließ sich jedoch dieser Nachteil beseitigen. In der Folge dürfte sich ergeben haben, daß die Anzahl der Rollen auf zwei zu beschränken war, worauf dann aus primitiven Stabilitätsüberlegungen und aus Gründen der Raumersparnis eine Teilung der Walzen in vier „Räder“ erfolgte. — Zeit- und Kraftersparnis sind die ersten Früchte dieser primitiven „Erfindung“ gewesen. Und diese Ersparnisse waren es, die den Möglichkeiten, welche im Menschen schlummerten, Bahn brachen: ein Teil des im Daseinskampfe festliegenden Kapitals wurde für neue Aufgaben disponibel.

Ein solches Verkehrsmittel genügte zu einer Zeit, wo zu einer schnellen Überbrückung großer Entfernungen noch kein Bedürfnis vorlag. Erst einer späteren Zeit war es vorbehalten, durch Anlage von Wegen zwischen bevorzugten Punkten bevölkerter Gegenden Ökonomie und Geschwindigkeit des Verkehrs steigern zu müssen. Und stets bis in die Neuzeit mit ihren Asphaltstraßen führt der Doppelzweck — Kraft- und Zeitersparnis die Entwicklung des Wagens in gerader Linie weiter. Hand in Hand damit geht jedoch eine Spezialisierung der Fortbewegungsmittel vor sich: der in allen Fällen verwendungsfähige Ochsenkarren macht mehr und mehr Wagentypen Platz, die einzig auf den für sie hergerichteten Strecken zu verkehren imstande sind. Idealisierung und Spezialisierung des Wagens finden gewissermaßen einen Abschluß mit der Erfindung der Eisenbahn, und damit ist die erste Phase der Entwicklung eigentlich zu Ende geführt, deren Ziel es war, zwischen bevorzugten Punkten einen von den jeweiligen Zeitumständen verlangten Verkehr aufrechtzuerhalten. Diese Bevorzugung ist es nun letzten Endes gewesen, die dem Äußeren des modernen Wagens den typisch „naturfremden“ Stil aufgeprägt hat. So relativ zwanglos sich der Ochsenkarren in jede Umgebung einordnet, so fremdartig wirkt stets auf's unverborgene Auge der Kraftwagen, weil sein Element eben nicht die Natur, sondern — der Asphalt ist!

Und doch erfüllen die modernen Verkehrsmittel gerade die ihnen von derselben Natur vorgezeichneten Aufgaben. Dieser Widerspruch kann nur unter der Annahme fallen, es handle sich bei den neuen Verkehrsformen um eine Art Provisorium, eine zeitweilige Aushilfsform, ein Experiment der Natur im gleichen Sinne, wie es seinerzeit etwa die ausgestorbenen Arten der Tierwelt waren.

Die „Erfindung des Wagens“ ist mit der „Erfindung des Weges“ so untrennbar verbunden, daß man berechtigterweise von einer Doppelerfindung reden könnte; denn ohne entsprechende Bahn erfüllt das Rad seine eigentliche Mission nicht. Aus ihrem eigenen Geseß heraus schuf aber die Natur unsere unebene Planetenoberfläche. Darum war ihr das Rad als Hilfsmittel auch im Prinzip fremd, fremd andererseits auch in bezug auf den inneren Aufbau der Organismen. Es wäre daher sinnlos zu behaupten: dadurch, daß die Natur etwa den runden Baumstamm schuf, wurde sie zur „Lehrmeisterin“ des Menschen.

Aus ihrer eigenen Struktur heraus hätte sich die Möglichkeit des Rades nicht zu ergeben brauchen, wenn in derselben Struktur nicht gleichzeitig die Möglichkeit einer Entwicklung mit dem Menschen als einem ihrer wesentlichsten Glieder latent vorgebildet gewesen wäre. Im Plane der Natur hat das Rad nur in Verbindung mit dem Menschen Bedeutung, einem Menschen, der in der Natur vor den an sich naturfremden Zwang gestellt wurde, dies Rad zu „erfinden“. — Man erkennt hiernach die Rolle des menschlichen Intellektes gleichsam als Bindeglied zum Anorganischen mit dem Charakter eines nur temporären Ersatzmittels der Natur.

Weil aber der Mensch der allgemeinen Entwicklung unterworfen ist, und andererseits die Natur das ihr Wesensfremde nur durch den Umweg über den Intellekt schaffen und erhalten kann, — so muß man vermuten, daß die Erfindung des an sich wesensfeindlichen Elements der Rotation in die Natur nur eine vorübergehende ist. — Wir erkennen heute den Menschen mehr denn je als einen mit allen Fasern mit dem Weltganzen verbundenen Teil derselben an und nicht als einen Fremdkörper darin. Darum gerade erfahren wir dauernd, daß nur naturwidriges, also nicht organisches Denken ein Korrektiv erforderlich macht, welche Tatsache uns die Natur zeitweilig als Lehrmeisterin erscheinen läßt, die sie nicht sein sollte. Es lag gar nicht in der Absicht der Natur durch das Rundholz dem Menschen die Anregung zum Rade zu geben; die Existenz des runden Stammes läßt nur die Universalität des Gesetzes ahnen, nach welchem Natur und Mensch verbunden sind. Wären die Bäume, drastisch gesprochen, etwa nicht rund, sondern dreikantig, — nun, eine solche Natur hätte in sich nicht das Gesetz den Menschen hervorzubringen! — Das pädagogische Walten der Natur erweist sich somit als ein rein negatives und passives, indem es uns nur die Folgen spüren läßt, wenn etwas geschieht, was ihrem Gesetz nicht entspricht. Je mehr sich Erfindungen von diesem inneren Gesetz der Natur und vom Rhythmus ihrer Entwicklung entfernen, um so höher türmen sich die als „technische Schwierigkeiten“ bezeichneten Hemmungen. Ist eine Erfindung verfrüht, so weigert sie sich geradezu eine praktische Form annehmen zu wollen. Ist sie überlebt, so kompliziert sich ihre Anwendung solange, bis sie sich selbst ad absurdum geführt hat. Erfindungen erfolgen in der von der Natur bestimmten Richtung mit einem Minimum an Hemmungen; gleichwie etwa nach der Wärmelehre der Erfolg gewisser Prozesse von ihrer „Richtung“ bestimmt wird. — —

Der gleichsam anorganische Charakter des Rades zeugte Straße und Fahrdramm, an sich wesensfremde Dinge auf unseren Planeten, gegen deren Vorhandensein sich alle Kräfte der Natur, die gerade das Rad selbst zuließ, zur Wehr setzen. Im heutigen Entwicklungsstadium muß bereits ein geradezu Übermenschliches an Energie aufgebracht werden um die Radbahn der Natur abzutrogen. Dereinst aber werden wir vor der ernststen Alternativen stehen, entweder buchstäblich die ganze Erdoberfläche zu planieren, oder uns nach anderen Fortbewegungsmethoden umzusehen und den Kampf mit der resorbierenden Tätigkeit der Natur allmählich aufzugeben. Wenn nicht alles trügt, wird der zweite Weg der weit gangbarere sein, zumal

uns die Natur bereits heute ein neues Hilfsmittel in die Hände gespielt hat, welches einen teilweisen Ausweg aus dem Dilemma bietet: die Beherrschung der Luft. — Die Verwendung besonders gepflegter Verkehrsbahnen zwischen bevorzugten Punkten macht die Beherrschung der Luft prinzipiell überflüssig; dagegen dürfte sie im Verkehr auf kurze Entfernungen, vor allem für Lastentransporte kaum in Betracht kommen. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde sich in Zukunft ein neues für wegeloses Terrain erfundenes Transportmittel dieser letzteren Aufgabe annehmen müssen.

Heute schon vermag der aufmerksame Zuschauer die Symptome dieser Rückbildungsphase in neuen technischen Versuchen zu erkennen. In den letzteren zählen neben verschiedenartigen technischen Zwittern, bei denen mittels komplizierter Vorrichtungen, die für das Vorwärtssrollen ihrer Räder notwendigen Schienen mitgeführt und automatisch unter die Räder geschoben werden, — vor allem die sog. Raupenschlepper, „Traktoren“ und „Tank's“. Das bei diesen und ähnlichen Transportmitteln verwandte endlose Band an Stelle von Rädern, gemahnt bereits wieder deutlich an den mutmaßlichen Urbater des Wagens. — Andere Bestrebungen gehen wieder dahin, künstliche Gelenke, ja geradezu künstliche Extremitäten an die Stelle der Räder zu setzen, — alles mit dem Hauptziel Straße und Fahrdamm zu erübrigen. Nebenbei spielt jedoch noch ein anderer bisher nicht immer deutlich erkannter Grund eine Rolle.

Das wahre Element des Rades ist die glatte Bahn. Auf unebenem Gelände können ihm andere Vorrichtungen ökonomisch überlegen sein. Im letzteren Fall ist z. B. die elastisch-springende Fortbewegung dem stetigen Rollen im Prinzip voraus, da die Bewegungswiderstände hier wegen der nur in Augenblicken erfolgenden Berührung mit dem Boden teilweise fortfallen. Man kann sich davon überzeugen, wenn man einen Ball abwechselnd rollend und springend einen Gang hinunterlaufen läßt. Von dieser Tatsache ist in beschränktem Maße im Gummireifen des Kraftwagens und seiner Federung überhaupt unbewußt Gebrauch gemacht worden. (Hiermit beginnt die eigentliche „Rückbildung“.) Finden beim federnden Aufprall keine wesentlichen Verluste statt — und diese Verluste brauchen relativ gering zu sein — so besteht der Energieverbrauch des Vehikels fast nur aus Luftwiderstandsarbeit. Dort wo die Natur auf schnelle und ökonomische Fortbewegung Wert legt, bedient sie sich durchweg des gekennzeichneten Verfahrens, — der nichtstationären Bewegung mit wechselnder Bahnbelastung — welches eben darum das bestmögliche ist, weil es der gleichen inneren Gesetzmäßigkeit entspringt, wie die Aufgabe selber. — Die Technik der Fortbewegung, wie sie der Mensch entwickelt, kann sich diesem inneren Zwang ebenso wenig entziehen. Ist nicht schon der heutige Etappenflug von Stadt zu Stadt und der naheliegende von Schiff zu Schiff hierzu eine Analogie größten Formats?.. In einem Fall ist es die lebendige Kraft des Balles, die am Orte jedes Aufpralles wieder neu erzeugt wird; im anderen ist es die Energie des Betriebsstoffes, der immer nachgefüllt, die Entfernungen meistert.

Von besonderem Interesse ist der Umstand, daß das nämliche Prinzip von der Natur nicht nur für die Bewegung auf festem Boden, sondern z. T. auch im Wasser und in erster Linie in der Luft verwertet wird. Die Theorie hat über diese Probleme noch kein abschließendes Urteil abgeben können, wohl aus dem Grunde, weil wir in der Beherrschung dieser beiden Elemente erst Neulinge sind und zunächst noch unter dem Banne des Rades stehen. Dies gilt vor allem für die Luftfahrzeuge, wo wir uns einstweilen lediglich darauf beschränken das fremde Element mit den Tausenden von Pferdefräften des Propellerrades zu forcieren. Was dieser Anfang an Zukunftswerten birgt, ist wenig und kaum mehr, als der sieghafte Glaube an den Fortschritt, so kindlich er sich auch noch in seinen Schlagworten von der „Eroberung“ der Luft und von der „Lösung“ von den Vorbildern der Natur gebärden mag. —

So stehen wir denn bald in der Technik, entgegen allerorts geäußerten Ansichten, vor ihrem Wesen nach gänzlich neuen Dingen, nicht allein auf dem Gebiet des Verkehrs. Allgemach wird uns spürbarer werden jene schicksalsvolle Naturverbundenheit, aus der es für uns zwar kein Entkommen gibt, die uns aber eine vornehmere Mission zugebach hat, als es die „Eroberung der Erde“ je sein könnte: ein Wirken für den Fortschritt im Sinne der Natur nicht gegen sie, eine unsichtbarere und dienende Herrschaft. —

Zur Überwindung der mechanischen Welt

von

Georg Lange — München ¹⁾.

Das unvergängliche Verdienst Spenglers ist, die moderne Zivilisation, das heißt die mechanische Welt in ihrer ganzen Ausdehnung lichtvoll dargestellt zu haben. Aber seine Persönlichkeit selbst blieb, mochte sie auch hier und da vom Blute des Lebens trinken und so eine wahrhaft mythische Einsicht in das Leben vergangener Kulturen, eine dichterische Schau gegenwärtigen Absterbens gewinnen, in dem Schattenreich der Zivilisation. Ja, der große Erfolg des Buches stammte von der journalistischen Sensation, von der verblüffenden mathematischen Ausrechnung des „Unterganges“. Dabei war Nietzsche, der Prophet einer neuen Zeit, noch nicht ein Menschenalter tot und überall waren schon geheime Kräfte am Werk, die mechanische Welt zu überwinden, jene Welt, die freilich heute noch in der Bürokratie einer überorganisierten Verwaltung genau so herrscht, wie in der mechanischen Wissenschaft oder der internationalen Mode, jene Welt, die in der Maschine ihr Symbol gefunden hat.

¹⁾ Obgleich das bedeutsame Werk P. Krannhals' bereits in Nr. 7 dieses Jahrgangs von Dr. W. Stillmark besprochen worden ist, weisen wir mit dem das gleiche Thema behandelnden Aufsatz Dr. Georg Lange's (vergl. Nr. 11, 4. Jahrgang „G. Lange, Erziehung als Zeugung“) gerne noch einmal auf dieses hin, da der geschätzte Verfasser wieder andere Seiten des Problems betont.

Den groß angelegten Versuch, einen Überblick über die hier und da hervorbrechenden schöpferischen Kulturkräfte zu geben, unternimmt das Buch von Paul Krannhals „Das organische Weltbild“ (Verlag F. Bruckmann, München). Mit dem Titel wird schon die gemeinsame Richtung jener Kräfte oder vielmehr ihre Vorbedingung, das organische Wachstum im Gegensatz zu der mechanischen Konstruktion angezeigt. Im Staatsleben, in der Wissenschaft, in Kunst und Religion, sucht die Schrift das schöpferische Werden zu erspiiren. Die Gefahren einer so ausgedehnten Übersicht sind nicht gering, und Krannhals ist ihnen ebensowenig entgangen wie Spengler. Gerade das Wesen der kulturellen Schöpfung im Gegensatz zu zivilisatorischer Systematik liegt darin, daß der Schöpfer nur sein eigen tümliches Erleben ausspricht, das niemals quantitativ, sondern nur dynamisch die Welt erfassen kann. Ebensowenig wie es heute eine Synthese der ausgebildeten Fachwissenschaften geben kann, ebensowenig kann die Plastik und die Staatskunst und die Naturforschung von einem Menschen in gleicher Weise beherrscht werden. Es ist Sache des großen Staatsmannes allein, den Staat zu gestalten, und nur sein Werk, mit Notwendigkeit geschaffen, und seine Aussage darüber ist im Grunde organisch. Ein großer synthetischer Versuch, der von Krannhals genau so wie der von Spengler, wird allzuleicht Gebiete einbeziehen, auf denen der Verfasser nicht zu Hause ist, wo er sich auf die Berichte anderer verlassen muß. Dadurch verliert bei Krannhals die Darstellung, die lebhaft und beschwingt ist, wo er sich Wesentliches von der Seele spricht, ihren persönlichen Klang auf weite Strecken hin; sie wird wissenschaftlich-objektiv, freilich auch in dem guten alten Sinne Kants, der alle Stilblumen, mit denen der moderne Gelehrte seine Rede auszugieren liebt, verschmährt.

Abgesehen von solchen aus dem großen Umfang des Buches natürlich erwachsenden Mängeln bleibt es ein wichtiger Vorstoß zur organischen Neugestaltung der deutschen Kultur. Denn hierin liegt sein Gewicht. An die Stelle der unabhängig von einander gleichsam im luftleeren Raum ablaufenden Kultur-„Uhren“ Spenglers (nach dem treffenden Ausdruck von Krannhals), an die Stelle einer allgemeinen „abendländischen“ Kultur setzt es die deutsche Kultur, wie sie aus der frühgermanischen Bronzezeit bis in unsere Gegenwart und Zukunft herüberreicht. Die Geschichte der deutschen Kultur, wie die der Literatur und Kunst, erscheint nunmehr als die Geschichte des Kampfes germanischer Seelenart gegen immer neue Fremdströmungen, und in der Schwierigkeit des „Reiches der Mitte“ sich nach allen Seiten zu behaupten, ja sich in allen Fremdschicksalen selber zu finden, liegt zugleich die Gewißheit der Dauer und Zukunft deutscher Art. Die Grundlagen der deutschen Kultur sind nach Krannhals die Rasse und die Landschaft zwischen Meer und Mittelgebirgen, in der diese Rasse ihr Leben entfaltet hat. Dabei nimmt er Rasse nicht im äußerlichen Sinne, sondern als eine bestimmte seelische Form. Diese germanische Seelenart, die sich übrigens im Akzent der deutschen Sprache genau so kennzeichnet wie in deutscher Politik oder Philosophie oder Kunst, kann man wohl Dynamik nennen oder Bedürfnis nach Herrschaft und Unterordnung oder Aufstreben zum Turm.

Durch den Begriff der Rasse verbindet Krannhals Kultur und Natur

und darin liegt eine neue Bedeutung seines Buches. Es ist der kühne Versuch, zwischen diesen beiden Reichen, die von der mechanischen Wissenschaft der Neuzeit geschieden sind, eine Brücke zu schlagen. Dabei ist der Verfasser in seinem Element, wenn er ganz im Gegensatz zu der Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts, die das Leben in die Materie hineinbeziehen wollte, nun umgekehrt vom Leben aus weit hinein in die sogenannte „anorganische“ Natur vorstößt. Die organische Welt verhält sich zu der anorganischen wie Tag zu Nacht, wie Leben zu Tod. Die schöpferische Kultur lehrt: der Tod gehört in das Leben hinein. Die Zivilisation wiederum will sich auch das Leben dienstbar machen. Richtig erkennt Krannhals gegen Spengler, daß die Zivilisation nicht erst am Schlusse einer Kultur erscheint, sondern daß sie in jeder Epoche der Kultur da ist, nur eben vom Leben gemeistert wird.

Er hat den tieferen Zug der Zeit ganz erfaßt, ihre Sehnsucht, ihr Heimweh nach der großen Mutter: der Volksgemeinschaft. Diese Volksgemeinschaft war vor den einzelnen Menschen, den einzelnen Werken. Nicht die Gemeinschaft ist das Abstrakte, das Unlebendige, sondern das Individuum. Der heute absterbende Liberalismus aber geht von dem Individuum aus. „Die Regierung (im heutigen Staat) ist vom Parlament abhängig,“ sagt Krannhals (I, 210), „das die politischen Parteien bildet, hinter diesem stehen die wirtschaftlichen Verbände, und hinter den wirtschaftlichen Verbänden stehen offen oder in verhüllten Formen die Finanzmächte, welche die Herrschaft des Geldes repräsentieren. Das Geld wirkt aber nur durch die Masse, durch Quantität, und so bewegt sich seine Herrschaft auf derselben Ebene wie die Herrschaft der Masse „Mensch“, die sich als Summe von Individuen darstellt.“ Wie das Individuum ein Atom der Gesellschaft, eines Zweckverbandes ist, so ist die Persönlichkeit der eigentliche Träger der Volksgemeinschaft. „Das Individuum ist für die arterhaltende Natur wie auch für die Zukunft der artverwurzelten Kultur wesentlich nur Mittel zum Zweck. Die Persönlichkeit hingegen bleibt in ihrem Wirken den kommenden Geschlechtern erhalten, weil sie ihnen ebenso dient wie der Gegenwart, weil sie deren Wesensart ebenso kündigt, wie die ihrer eigenen Gegenwart und der in ihrem Bewußtsein wieder lebendigen Generationen entschwundener Zeiten.“

Der Kampf zwischen persönlicher und mechanischer Lebensgestaltung steigert sich für Krannhals zu einer Antithese von Blut und Geld als letzten Wertmaßstäben. Heute, sagt er, wird das Geld zum „Ding an sich“, nach dem aller Wert bestimmt wird. „Gegenüber diesem Ding an sich wird alles zur seelenlosen Ware. Nicht nur das, was man gemeiniglich als Ware bezeichnet — obgleich dieser Begriff als solcher schon rein mechanisch ist — auch all die heilige Arbeit der Persönlichkeit, Leistungen, die ihre Seele, ihr Herzblut künden, der Mensch selbst, ja, ganze Völker und ihre Kulturen.“ (I, 202.) Um diese Allgewalt des Geldes über den Menschen zu brechen, muß der Staat nach Krannhals wieder national werden, die organische Form einer bestimmten Volksgemeinschaft. An die Stelle der Weltwirtschaft muß die Volkswirtschaft treten, die der Landwirtschaft wieder den obersten Rang zuweist, die Industrie wesentlich in deren Dienst stellt, eine Volkswirtschaft, die ihrerseits wieder dem höheren und wahren Leben des Volkes „dient“.

Denn der heutige „Wirtschaftsstaat“ ist nach Krannhals' treffendem Urteil zu dem Leben des Einzellers herabgesunken, dessen einzige Funktion der Magen ist.

Das zukünftige Leben eines Volkes wird wesentlich bestimmt durch die Erziehung seiner Jugend. Im Mittelpunkt der deutschen Jugenderziehung muß nach Krannhals das Erlebnis der deutschen Heimat stehen, die Verwurzelung im deutschen Boden — im weitesten Sinne. Nicht darauf kommt es an, daß die Heimatkunde als neues Fach in den intellektuellen Schulbetrieb eingereiht wird, sondern daß alles Wissen organisch von dem Heimat-erlebnis erfaßt und — daß die Erlebnisfähigkeit des deutschen Menschen auf der Schule gesteigert wird. Damit berührt die Schrift das zentrale Problem einer neuen deutschen Kultur, für die sie wertvolle Bausteine liefert.

Erlesenes.

In den „Münch. Neuest. Nachr.“ berichtet P. Trumm über einen Besuch beim Bildhauer Hermann Hahn:

„In seiner Werkstatt springt das Gespräch rasch in die Mitte der Dinge, und so sind wir gleich bei dem, was den Meister am tiefsten bewegt. „Früher suchte ich das „Formale“; der Hamburger Bronzereiter da ist „formal“; heute suche ich die höhere Schönheit der inneren Form. Dies Streben erkennen Sie an meinen neuesten Arbeiten im Glaspalast, besonders an der Jünglingsfigur des „Höhenflugs“, und dasselbe suche ich an diesem Rossesführer auszusprechen.“

Mit dieser Gegenüberstellung des „Formalen“ und der „inneren Form“ beleuchtet er nicht nur den Kern der jüngsten Entwicklung in der Plastik, sondern auch zwei Systeme, zwei Anschauungsweisen des plastischen Denkens überhaupt. Jene, die „formale“, zwingt die Form als den mathematisch deutbaren Abschluß eines Durchdenkens der organischen Oberfläche gewissenmaßen von außen in die Masse; diese, die „innere“, sucht die Oberflächenform entstehen zu lassen als eine notwendige Funktion des Raumtriebes der Dinge. Jene prägt, setzt zusammen, standiert, läßt den Rhythmus des Ganzen aus Einzelmelodien zusammenklingen; diese läßt wachsen, hält Möglichkeiten offen, sieht die Oberfläche mit Robin als „letzte Welle einer auf dich zukommenden Form“. Man könnte als Beispiel für jene (freilich wissend, daß große Kunst alle Möglichkeiten zu enthalten und der Einordnung in begriffliche Klassifizierung zu spotten scheint) den Colleoni des Verrocchio dem Gattamelata des Donatello gegenüberstellen. Wer möchte indes diese oder jene Anschauung grundsätzlich als die höhere und wertvollere bezeichnen? Sie sind Pole, deren keiner ohne den Bezug auf den anderen und den geheimnisvollen Kräfteaustausch mit ihm sein kann; sicher aber ist, daß jene „innere Form“ für die Plastik unserer Tage die nähere, lebendigere Aufgabe ist.“

Schriftleitung: Dorpat, Leichstr. 15. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmarf. * Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing, Direktor Alfred Walter. * Bezugspreis: für ein Halbjahr 1.50 Kr., mit Post 1.60 Kr.; Deutschl. 2 Rmk.; Veitl. 2.25 Mk. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten“, Reval, Naderstr. 10. Postfach 51. * Zahlstellen (laut Konto „Etl. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Co.“) — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postcheckkonto Berlin 122602

Gedruckt in der Estländischen Druckerei A.-G., Reval.

Aus deutscher Geistesarbeit

Monatschrift für wissenschaftliche und
kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Dorpat

Nr. 16

Freitag, den 11. Oktober 1929

5. Jahrgang

Das Gesicht unserer Zeit.

Von Broder Christiansen.

Vor Jahren erregte ein Buch des damals noch jungen Verfassers starkes Aufsehen — es war „die Philosophie der Kunst“ von Broder Christiansen. Die wenigen, welche es bei uns kennen lernten, schätzten und liebten es. Sätze von einprägsamer Tiefe standen da, so die Charakteristik der großen und größten Bildnisse aller Zeiten: „es ist, als ob sie dich anschauten und doch bist du ihnen nicht Grenze und Halt, denn ihr Blick bleibt bei dir nicht stehen, er geht über dich hinaus in eine dir fremde Ferne und Tiefe, die dir heute noch verborgen ist.“ Wilh. Schäfer schrieb über das Werk „man liest das Buch fast in einer Art Spannung bis zu Ende. Hier kündigt sich vielleicht ein Kopf höheren Ranges an: einer, der kühler als ein Dichter zu denken und lebendiger als meisthin ein Denker sich auszudrücken weiß“.

Schäfer hat recht behalten. Christiansen ist ein Kopf „höheren Ranges“.

Sein soeben erschienenen, nicht umfangreiches Büchlein „Das Gesicht unserer Zeit“ ¹⁾ darf man getrost zu den reifsten und klügsten Versuchen zählen, das rätselhafte Sphinxgesicht des Heute zu entziffern. Es wirkt unmittelbar suggestiv, und seine Weisheit ist evident. Solche Bücher können wir heute wahrhaftig brauchen.

Es weht eine eigentümliche Höhenluft durch diese mit Gedanken belasteten Zeilen. Trotz der Schwere des Weges wird einem leichter ums Herz und das Steigen selbst wird zu Genuß und Gewinn. Immer weiter dehnt sich der Horizont, von „Anschauenden“ werden wir an der Hand dieses Führers zu „Umfassenden“ — wir ersteigen die lichten Höhen der Goetheschen Lebenspyramide. In gewissem Sinne schwingt als Unterton das „Problem der Generation“ mit, die Frage nach dem Warum des klaffenden Zwiespaltes

1) Felsenberg-Verlag. Buchenbach i/Baden 1929. Nr. 4.50.

zwischen den Generationen von heute. Der Verfasser versucht „das Gesicht unserer Zeit“ in seiner besonderen und eigenartigen Stilmischung zu ergründen und dazu bedient er sich vier mehr oder weniger bestimmter Stiltypen, kurz schematisiert des Stiles von Vorgestern, in der Kunst „Impressionismus“ genannt (V), von Gestern (G) als „Expressionismus“ bezeichnet, von Heute (H) — die „neue Sachlichkeit“ und des kommenden, möglichen Stiles von Morgen (M.). Auszugsweise entnehmen wir dem Werke folgendes:

„Stilerkenntnis gelingt nicht mit den Mitteln der exakten Erfahrungswissenschaft. Das tragende Lebensgefühl entzieht sich jedem direkten Zugriff. . . Stilerkenntnis hat also keine schlechthin übertragbare Methode; sie bedarf der persönlichen Intuition. Stile erfasst nur, wer hellhörig ist für die Innensprache der Formen und Dinge und ihre Zusammenhörigkeiten genau erfüllt. Aber es muß gesagt werden, daß Intuition sich heute anders einstellt, als früher; denn auch die Intuitionen haben ihren zeitlich verschiedenen Stil.

Intuition der V-Zeit, etwa bei Georg Simmel stellte sich ein auf schwebend andeutende Aussagen. Heute stellt Intuition sich bereit, eine präzise, knappe, geschlossene Formel zu geben. Sie ist nicht rational, aber sie hat, wie alles im H-Stil, rationalen Klang. . . .

Jeder Stil hat seine Plus-Seite und seine Minus-Seite: die Ausdruckszeichen der Plus-Seite sind von denen der Minus-Seite äußerlich nicht gar verschieden, so daß, wer am Äußeren haftet, sie schwer unterscheidet. Wir wissen von Klages, daß der Ausdruck einer Kraft und der einer Schwäche äußerlich einander ähnlich sein können. Z. B. kann die Unregelmäßigkeit einer Handschrift Ausdruck sein von starkem Gefühl und Triebkraft, oder Ausdruck von Willensschwäche. So geschieht auch der Fortgang zu einem neuen Stil aus Kraft oder aus Schwäche. Aus Kraft: ein neues Lebensgefühl drängt, findet im Früheren nicht den gemäßen Ausdruck, und bricht sich neuen Ausdrucksweg. Aus Schwäche: Unrast und Reizhunger bei innerer Leere, Bedürfnis nach Wechsel, Apartseinstimmen als Kompensation von Minderwertigkeitsgefühlen, Nachahmungslust, alles das treibt dazu, sich der neuesten Ausdrucksbahnen zu bemächtigen. Oft erkennt man die Schwäche gerade daran, daß sie das Neue übertreibt: das *épater le bourgeois* ist Zeichen einer Unsicherheit, die sich kompensiert. Überkrafte Themen einiger Impressionisten, allzu grelle Formverbiegenheiten des Jugendstils oder der Bauhausleute beweisen nicht überschwängliche Kraft, wie sie es möchten, sondern Schwäche.

Nie ergreift eine Stilbewegung das Ganze der Gesellschaft: sie ist nur Oberströmung; darunter ist eine tiefe Schicht von Beharrung. Neue Stile sind zumeist Sache von wenigen; die übrige Welt geht in ihren Geleisen weiter. Der Katholizismus im schweren Gewand seiner Traditionen und Institutionen, das Korpsstudententum, das Leben auf einem ostelbischen Rittergut, die Arbeitsweise von Durchschnittsgelehrten, die Sitten von breiten Schichten des Bürgertums, das alles beharrt in seinem

gewohnten Lebensgefühl fast unberührt. Aber freilich nur: fast. Es gibt keine absolute Beharrung; überall ist eine gewisse Teilhabe an der Bewegung.

Jeder neue Stil kämpft gegen zwei Fronten: gegen den vorhergehenden Stil und gegen das Philistertum. Das ist bisher nie klar gesehen worden; und daran liegt es zum Teil, daß das Neue immer wieder als Aufstieg empfunden wird: es ist ja tatsächlich ein Aufstieg, aber nur gemessen am Philistertum.

Stilisierung und Stil sind Verschiedenes. Stil ist echt; Stilisierung unecht. Dem Graphologen zeigt ein einziger Blick das selbe: immer wieder ist man überrascht, wie gar oft Handschriften aus expressionistischen Kreisen das verräterische Symptom der Stilisierung haben. Und doch verständlich: der G-Stil stellt so hohe Forderungen, daß nur wenige ihn wirklich echt leben können. Die Dornacher Bauten der Anthroposophen, die den Expressionismus verewigen, sprechen dieselben Zeichen: mer empfindlich ist für den Unterschied von Echt und Unecht, liest aus ihnen die innere Haltung der heutigen Anthroposophie.

Die Zunahme stilisierter Handschriften in der G-Zeit war ein Zeichen, das hätte warnen können; es blieb unverstanden. Doch als nun die jungen Menschen des Jugendaufbruchs älter wurden und versuchen mußten, aus ihrem Idealleben den Alltag zu gewinnen, da wurden ihnen diese Probleme, so sagt Hermann Nohl, „überlebensgroß: und man erlebte den Aschermittwoch der Jugendbewegung“.

Der G-Stil verlangt exakte Leistung und darum ein immer bereites Können, unabhängig von der Gunst des Augenblicks . . .

Können wird Selbstwert; Exponent ist der Sport. Früher mußte der Sport sich rechtfertigen durch sein Versprechen körperlicher Erleichterung; „heute ist die Frage nach Sinn und Zweck des Sports überflüssig geworden“. Das Können in reinster Form, das Können in meßbarer Form, so daß die Hoch- und Höhersteigerung exakt sichtbar wird: das ist der Sport. Er ist frei von jedem Wozu. Rekorde werden überboten; aber darin liegt kein Ziel: es ist statische Bewegung, wie bei einem Dreirad: denn jede erreichte Leistungszahl sinkt automatisch herab als neue Basis. Auch liegt im Sport eine Gleichgültigkeit gegen den Inhalt der Leistung: ist das Können Selbstzweck geworden, so wird es belanglos, was gekonnt wird: Pferderennen und Ski, Rekorde im Bibellesen und Rekorde journalistischer Fixigkeit stehen gleichwertig nebeneinander. Aber Krafthubertum gehört nicht zum Sport; die Sportleistung ist um so stilreiner, je eleganter der Kräfteaufwand sich verhält.

Charakteristisch für das neue Lebensgefühl ist, daß sich überall an Stelle verfallener Moralen ein neues Ethos durchsetzt: das fair play des Sports. Fair play? Hier die Definition: es ist die Summe von Verhaltensregeln, die es ermöglichen, das Können der Sportgegner exakt aneinander zu messen . . .

Verknüpft damit: das Naturgefühl schlägt um. Hier ist wieder ein Punkt, wie im Worte Jugend und jung, wo G und J sich äußerlich berühren, aber im Sinne einander widersprechen. Beide treffen sich in der Na-

turbewegung; aber sie lieben die Natur aus verschiedensten Gründen. Die Jugend von gestern liebte sie, weil sie das eigene Dasein verbunden fühlte den großen Landschaften von Himmel und Boden, weil ihrem Herzen die Natur Bruder und Schwester war wie dem Franziskus. Dagegen die Natur des S.-Menschen, soweit er wirklich S.-Stil hat, ist nicht die lebendige Natur; Großstadt ist ihm stilgemäßer. Seine Natur ist rational; sie mißt sich nach Kilometern: sie ist die unerläßliche Spielweite für Auto und Ski und jeden Sport; und Wind und Bergsonne sind ihm Mittel zum Fröhlich- und Jungsein, als solche willkommen, aber gleichgeordnet der Vibrationsmassage und dem Rippenstift.

S.-Stil: nüchterne, unbestiegene Wirklichkeit. Viel Mut und Freude, festzustellen und auszusprechen, was ist. Überall helle Sicht, grelle Tatsächlichkeit. Überall geht man aus von der Wirklichkeit, nicht vom Ideal. Man übernimmt die Verantwortung für das Wirkliche, aber man schränkt die verantwortete Wirklichkeit ein auf das Nächste, auf das Diesseitigste. Man meint den Leib; nicht Seele und Sinn. Man ist der Erde treu; aber erst nachdem man sie entgöttert hat¹⁾.

Wir dürfen darum nicht die Erdnähe der Modernen verwechseln mit der Erdnähe Goethes. Ihm, wie jeder klassischen Kunst, ist die Erde das lebendige Kleid der Gottheit; für S. ist sie nur Materie. Den S.-Stil neuklassisch zu nennen, wie es geschieht, ist grobe Verzeichnung; schon daß jeder klassische Stil organisch und der S.-Stil extrem mechanisch ist.

S.-Stil: extreme Unpersönlichkeit ... Wo man kann, schaltet man das Subjekt aus und das Subjektive; man wird „sachlich“; Schlagwort des S.-Stiles wird „die neue Sachlichkeit“. Das bedeutet in Wahrheit: man wird intersubjektiv. Geltung hat nur das Übertragbare. Einsiedelei, Eigenbrötelei klingt in der S.-Zeit komisch. Man will und darf sich nicht absondern; stilgemäß gehört man zur Masse.

Dadurch gewinnt jeder eine vorher nicht gekannte Sicherheit und Beruhigung. Das Eintauchen in die Masse Mensch gibt Kraft wie die Berührung der mütterlichen Erde. In B. war jeder, der auf sich hielt, etwas nervös, schon um der Sensibilität willen, und man hatte damals stilgemäß die Komplexe, die dann verspätet und bei den Nachzüglern Freud zu heilen begann. In G. war man heimlich bedrückt von dem Uebermaß der Verheißungen und bekam leicht die Adlersche Krankheit der Unzulänglichkeitsgefühle. Der S.-Mensch ist weder nervös noch entwertet; zum Stil gehört eine sichere Selbstbewußtheit, die er leicht behauptet, da ihn das Eintauchen in die Gleichform aller unangreifbar macht.

Es geschieht dabei, daß auch die Lebenswünsche sich entpersönlichen; und so vertauscht man Freude mit Plärier. Das Leben verliert an Tiefe und Duft. Berührung von Mensch zu Mensch und Zwiegespräch verflachen; denn die verlangen ein Zusammenspielen persönlich verschiede-

¹⁾ Man ist auch der Wirklichkeit des Krieges treu, nachdem man sie ihres Sinnes beraubt, entgöttert hat (Remarque „Im Westen nichts Neues“).

ner Meinung und Haltung. Der entpersönlichte Mensch kann nur abgestempelte Meinungen weiter geben. Besucher Amerikas, wo der G.-Stil am vorgeschrittensten, bestaunen immer wieder die Trivialität amerikanischer Konversation.

Weiter geschieht beim Vorherrschen der Masse Mensch, daß der Geschmack der Unterschichten und die groben Reizungen simplerer Kulturen aufsteigen zum wertbestimmenden Maß. Der Schlager kommt von der Gasse in den Salon. Das überfeine, in der B.-Zeit so sehr geliebte Japan und die G.-gemäße Tiefe Indiens müssen abhandeln zugunsten von Negermusik und Negertanz. Die Liebesweise der Dienstmädchen steigt auf zu den Bürgertöchtern. Jeder liest die Hintertreppenromane von Wallace. Und etwas von der dreisten Aufdringlichkeit der Dirnenbeine wird nun allen Frauen gemein. Aber das so Aufsteigende bekommt von oben her einen feineren Schliff; und so ist für die Breite des Stils doch eine Hebung, wenn auch Nivellierung.

Der Entpersönlichung entspricht die Entwurzelung: man ist nicht mehr heimständig. Das Haus verliert die haltende Schrägung seines Daches; es verlangt das entlassende Flachdach. Die Familie entläßt. Positiv: ein Freigefühl unbegrenzter Weite. Negativ: Ungehaltenheit wird Kaltlosigkeit.

Es ist wie ein Widerspruch, und doch psychologisch verständlich, daß aus der Masse Mensch aufsteigt der Ruf nach dem überragenden Einzelmenschen. Die Herde will ihren Diktator. Daß in der G.-Zeit überall Diktaturen entstehen, ist kein Zufall, sondern stilnotwendig. Man würde mißdeuten, faßte man die heutigen Diktaturen auf als Schöpfungen wirklich starker Persönlichkeiten. Gerade umgekehrt: die Herdenhaftigkeit der Menschen hat sie geschaffen. Es zeigt sich ja klar darin, daß einige Länder erfolglos rufen. Auch bedarf es heute nicht eines gar gewaltigen Überragens. In einer Zeit, wo die Persönlichkeit Dominante war, mußte es ein Napoleon sein; für den G.-Stil genügt Mussolini...

Aus den „vier Stilen in der Philosophie“: „Für V bedeutet Psychologie Zerschlagung der Seelengestalten in Elemente, die man experimentell untersucht; die Seele selbst ist Nebensache: „Psychologie ohne Seele“. In der Werttheorie werden die Werte relativiert. ... Simmels feinspüriger Psychologismus. ...

Der schöpferische Ausbruch des G-Stils findet philosophischen Ausdruck in Bergsons élan vital. Irrationalismus, Intuition höher als Experiment; Weisheit höher als Wissenschaft. „Schule der Weisheit“. Wesensfindung; Sinnfindung. ... Nietzsche ... gibt im Zarathustra das Hauptstück des Expressionismus: das explosiv pathetische, dionysische Ja zu neuen Werten.

Die Philosophie des H-Stils ist unpathetisch, nüchtern, extrem rationalistisch, exakt. ... Mit einmal ist die Logik ... das lebendigste Stück der Philosophie. Methodische Haltung, das ist jetzt Weltanschauung!“

R. v. E.

Zum Problem der Generationen.

Von R. v. E.

Von dem Kunsthistoriker Pinder-München¹⁾ ist der interessante Versuch unternommen worden, innerhalb der kunsthistorisch fest umrissenen Stilepochen den eigentümlichen Abwandlungen in der einzelnen Epoche nachzugehen und eine Erklärung für sie darin zu suchen, daß zur selben Zeit verschiedene Generationen die Stilepoche bestimmen, ihre Stellungnahme zum Stil aber je nach der erreichten Altersstufe eine grundverschiedene sei. Bei dem Künstler, der bereits im reifen Alter den Übergang in eine neue Stilepoche erlebt, wirkt die Tradition des vorhergehenden Stiles ungleich stärker nach, als bei dem, der gleichzeitig mit diesem Stilwandel den eigenen Reifungsprozeß erst durchmacht.

In ähnlicher Weise hat Broder Christiansen den Versuch unternommen das „Gesicht unserer Zeit“ zu bestimmen d. h. die verwirrende Fülle von Erscheinungsformen des Zeitgeistes auf gewisse grundlegende Eigentümlichkeiten zurückzuführen, die im Grunde auf ein ähnliches Prinzip der Generationenfolge herauslaufen, wie die Arbeit Pinder's.

Wenn jeder bewußtlebende Mensch durch sein Alter, seine Zugehörigkeit zu einer Generation auch seine Zeit in besonderem Lichte sieht, so wird man sich wohl die Frage vorlegen dürfen, wie denn der Autor selbst sich von dem Geseß der Generation, der er angehört, freimachen könne, um einen von diesem unabhängigen Standpunkt zu gewinnen! An diesen Einwand hat Christiansen wohl auch gedacht, wenn er gewissermaßen die persönliche Stilgleichung des Einzelmenschen oder des Zeitgeistes nicht nur durch das wechselnde Stärkeverhältnis der Stilarten V. G. H. u. M.²⁾ bestimmt sein läßt, sondern eine zweite Gleichung hinzunimmt, die diesen Elementen eine weit schärfere, präzisere Formulierung gibt.

Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß der Verf. mit Recht hervorhebt, daß ein Stilwandel eintreten kann aus Kraft oder Schwäche, daß er immer gemischt bleibt aus Elementen der Beharrung und des Fortschreitens. So ergibt denn das Verhältnis von Kraft (K) zu Schwäche (S), von Beharrung (B) zum Fortschreiten (F) ein zweites Diagramm für den Einzelmenschen oder den Zeitgeist³⁾. Selbstverständlich gewinnt man durch die Benutzung solcher Schemata nur Annäherungswerte für eine Person oder für eine Zeit, aber doch dürfte diese Art „Psychoanalyse“ — denn das ist sie im Grunde — manche Dunkelheiten und Verschrobenheiten der heutigen Zeit aufhellen.

¹⁾ W. Pinder. Das Problem d. Generation in der Kunstgeschichte Europas. Berlin. Frankfurter Verlagsanstalt.

²⁾ Siehe den vorhergehenden Aufsatz.

³⁾ Der Aufbau dieser Diagramme ist in der Arbeit Christiansen's völlig verständlich dargestellt, kann aber hier aus technischen Gründen nicht wiedergegeben werden.

Es kommt aber nun ein Bedenken hinzu, welches die objektive Richtigkeit dieser Art Zeitdeutung doch stark in Frage zu stellen scheint. Das ist der Umstand, daß wir, ob wir wollen oder nicht, doch für eine der von Christiansen genannten Stilepochen in besonderem Maße Partei nehmen, ihr ein stärkeres Plusvorzeichen geben, als der nächstfolgenden oder vorhergehenden, so daß dadurch das vom Verf. entworfene Schema eine starke Korrektur erfährt. Es fragt sich nun, ob wir für diese Korrekturen so gewichtige Gründe anführen können, daß dadurch der ganze Aufbau des Verfassers gestürzt wird. Das ist nun keineswegs der Fall und es beweist die grundlegende Bedeutung seines Gedankenganges, daß wir unbeschadet seines Sinnes die einzelnen Größen der Gleichung vertauschen können.

Christiansen teilt mit R. Hamann-Marburg die Ansicht, daß der Expressionismus d. h. der Stil G im Gegensatz zu dem Impressionismus (V) ganz wesentlich der extravagante Ausdruck eines *j u g e n d l i c h e n* Sehnsens sei, ein Suchen nach dem Wesenhaften, dem inneren Gehalt der Dinge die der Künstler gestalten soll — ein beständiges und lautes Versprechen auf die Zukunft hin — und ein schließliches Versagen „weil die Aufgabe überlebensgroß“ war.

Halten wir uns, um das Verhältnis von V zu G zu bestimmen, in erster Linie an die Kunstgattung, der wir die Namen „Impressionismus“ und „Expressionismus“ verdanken, an die Malerei, so ergibt sich folgendes.

Sicherlich war der *Impressionismus* getragen von einer revolutionären Stimmung gegen das Gutbürgerliche, gegen die bescheidene, kleine Welt des Alltags. Charakteristisch für diese Zeit waren P. Altenberg's flüchtige Impressionen, die unter dem Titel „wie ich es sehe“ erschienen. Jede Richtigkeit, ja auch die Nachtseite des Lebens erhielt ihren Wert und ihre Bedeutung als künstlerischer Vorwurf, es kam nur darauf an, wie man die Dinge sah. Selbstverständlich mußte hierbei auf eine nackte Sachlichkeit verzichtet werden, die Gegenstände verloren ihren Eigenwert, ihre Kontur, ihre Greifbarkeit. Sie sollten auf mich Eindruck machen (Impression), in mir eine Stimmung wecken; so zergingen sie in Luft und Licht, sogar die sachlich bedingten Grenzen zwischen Gegenstand und Gegenstand, zwischen Körper und Körper verschwammen, wurden undeutlich (Rodin). Dieses Zerfließen der Formen, dieses Undeutlichwerden, dieses absichtliche Vergessen der von uns „gewußten“ Formen — das sah Hamann in seinem Buch „Impressionismus“ vor etwa zwei Jahrzehnten als „*Zeichen des Alterns*“ an. Der Altersstil eines Rembrandt, Goethe, Beethoven, Wagner zeigte alle diese charakteristischen Merkmale in ihren Spätwerken. Ließ sich aber dieser eigenartige Umschlag nicht anders deuten?

Der Impressionismus kam von Frankreich über Schottland nach Deutschland. Es war die Schule von Barbizon, die ihn sozusagen „entdeckte“, Millet, Claude Monet, Sisley, Pissarro, Raffaelli, Degas, Daubigny, Rousseau u. a. waren die Entdecker. Dann nahmen die Schotten, die „*Glasgow-boy's*“ diese Anregung auf: Macaulay-Stevenson, Melville, Docharty und ein Jahrzehnt später die „*Gabriel-Mourey*“-Gruppe in Paris: Aman-

Jean, Latouche, Besnard, Ménard, Cottet, Le Sidaner, Blandhe, der Holländer Baertson, der Norweger Thaulow und der Belgier Emile Claus.

War schon in den Spätwerken Menzel's deutlich die Neigung zum Impressionismus zu spüren, so wurde er bei Ch. Schuch, Leibl, Gotth. Rühl, Liebermann, Eberhart, Leistikow, Trübner zum Programm.

Gewiß hielt sich nebenbei auch die Richtung von Gestern und Vorgestern, aber das „Gesicht der Zeit“ war impressionistisch. War das eine Alterserscheinung? Im Gegenteil, wir — die wir das Staunen und den Ärger der Menschen vom damaligen Vorgestern über diese „neue Kunst“ erlebt haben, hatten die Empfindung, daß hier ein Neues und Frisches in der Kunst sich den Weg bahne.

Die Namen, die wir oben genannt haben, sind nicht verklungen, sondern haben noch heute ihren guten Klang und — auf dem Kunstmarkt ihren hohen Preis.

Was war aber nun das Neue, das Hoffnungsvolle an dieser Kunst? Vor allem dieses, daß sie nicht mehr die Luft des Ateliers atmete, es war „Freilicht“malerei, die Gegenstände verschmolzen mit Licht und Luft, sie wurden gesehen, nicht, wie sie sachlich waren, sondern wie sie bedingt von ihrer Umwelt erschienen. Der Künstler sollte vergessen, daß der Baum ein Baum, der Heuschöber ein Heuschöber war, er sollte nur den Eindruck, den Farbflack wiedergeben. Aber zu diesem Undeutlichwerden der Gegenstände trat noch ein Neues hinzu: man entdeckte im Dämmerlicht eine reichere Farbenskala — das Auge schärfte sich für die feinen Unterschiede im kalten Teil des Spektrums von Blau bis Violett. Und zugleich trat eine gewisse Überempfindlichkeit des Auges für die Farben im langwelligen Teil — d. h. etwa um Rot und Gelb auf! Wer erinnert sich nicht der grellblauen und violetten Schatten auf dem Schnee, die wir nun auch mit unseren Augen entdecken — das waren Überbetonungen der Komplementärfarben, um außerordentliche Lichtwirkungen zu erzielen. Jedenfalls war das Auge des Impressionisten differenzierter geworden, es sah mehr, als seine Vorgänger.

In dieser Kunst lag also deutlich ein „Zurück zur Natur“, nicht in dem Sinne, daß der Mensch erkennender, klarer sich in der Natur sah und diese wieder als etwas ihm Fremdes, Entgegengesetztes erkannte, sondern in dem Sinn, daß der Mensch, der Künstler gewissermaßen in die Natur eintauchte und selbst ein Stück von ihr wurde („Einfühlung“). Dieses Zusammenfließen von Subjekt und Objekt, diese nahe Verbundenheit von Mensch und Natur — wie wir sie noch heute am stärksten nicht in der grellen Sachlichkeit des Tages, sondern im Dämmer des Abends, am grauerhängten Tage oder in der Nacht empfinden — sie trägt am deutlichsten den Stimmungsgehalt in unser Naturempfinden, der verfliegt, sobald wir die Trennung zwischen Subjekt und Objekt rücksichtslos sachlich im grellen Tageslicht vollziehen.

Nun ist dieses Zusammenfließen von Subjekt und Objekt ein charakteristisches Symptom des *Kindesalters*, mit dem Reiferwerden spal-

tet sich dieses Einssein immer mehr und mehr und im Alter ist die Welt objektiviert, rationalisiert.

Wie kam es denn zum Irrtum Samann's, daß er in dem Altersstil Rembrandt's, Beethoven's, Goethe's (Faust II), der sicherlich impressionistisch ist, das Symptom des Altwerdens erblickte? Er über sah das sehr wesentliche Moment, daß jene eigenartige Entrationalisierung, Entsachlichung der Kunst eben nur beim alternden Genie eintrat und wir wissen es, am eindrucksvollsten von Goethe selbst erlebt und berichtet (Marienbader Elegie), daß das Genie eine zweite Jugend, eine zweite Pubertät erlebt, nachdem es schneller als ein gewöhnlicher Sterblicher seinen Reifeprozess beendete und nun ein mythisch-stimmungsvolles Gell-dunkel aus ihren Spätwerken leuchtet, die strenge Form ist vergessen und ein transzendentes kosmisches Licht erhellt felsenam aufleuchtend das Dämmern der Worte, Töne und Farben.

Das ist der romantische Zauber der zweiten Jugend, aber hier strömen Ich und Welt nicht mehr unmittelbar, wie in der ersten Jugend zu einem mächtigen Stimmungsgehalt impressionistischer Art zusammen, sondern die Welt wird nun vom gereiften, geformten Ich in anderer, neuer Weise gesehen und gestaltet, gefühlsmäßig, stimmungsvoll, lebendig und wertbetont.

Das rationalisierte, vollendete, in langem Leben allzubewußt, klassisch gewordene Ich wölbt seine gotischen Bogen wieder in faustischem Drang hoch hinauf ins Irrationale, Metaphysische, in das geheimnisvolle Reich der Urquellen, der Mütter zu neuer Weltschau" ¹⁾).

Und nun folgt auf diesen ungeheuren Aufschwung einesteils die spitzfindige Übertreibung des Prinzips, anderseits der Gegen-schlag, die Reaktion. Der Neo-Impressionismus löst das Gegenstandsbild völlig auf in ein atomisiertes Mosaik von Spektralfarben, die erst vom Beschauer „zusammengesehen“ werden müssen (Seurat, Croix, van Rysselberghe) — das ist die eine Seite, die den Ausklang des Impressionismus charakterisiert, die andere aber, die hinüberleitet zu dem Expressionismus ist der herbe Kontur eines Cezanne, von Gogh, Gauguin, eines Godler, eines Munch. Löst jener extreme Neoimpressionismus das Gegenständliche einfach in einem Farben- und Lichtgeflimmer auf, so sucht dieser beginnende Expressionismus nun den Ersatz für den Verlust des Sachlichen in einer Typisierung des Gegenstandes und zwar vorzugsweise linear-konstruktivischer Art, so daß vom Individuellen, Persönlichen „abstrahiert“ wird und die „Essenz“, das Wesenhafte der Erscheinung überbetont wird. Ein Beispiel mag diesen Vorgang erläutern: wenn der Impressionist im Stilleben den Faltenwurf einer Decke, das Glanzlicht auf dem Römer wiedergab, so konnte der Beschauer stimmungsmäßig durch die wenigen zerfließenden Farb-flecke in die Illusion Sammet, Glas und in das Bezugssystem dieser Dinge hineingeführt werden; das Miteinander, das Zusammen-sein wurde stärker betont als das Einzeldasein der Gegen-

1) R. v. Engelhardt. Organische Kultur p. 114. (Lehmann. München).

stände, es ergab einen organischen Zusammenhang zwischen Dingen, die in ihrer Eigenart zu einander in Beziehung getreten waren. Der Expressionist — etwa Cezanne — gab „den Faltenwurf“ wieder in herber Architektur — nicht mehr dieses oder jenes Stoffes, von dem er „abstrahierte“, sondern das Wesenhafte einer Falte. Die Dinge standen nur verbunden durch den gleichen gewaltsamen konstruktiven Konturstil als Typen, nicht mehr als Individuen neben einander. Es war ein phänomenologisches Vorgehen: nicht diese oder jene Straße im Landschaftsbild wurde in ihrer spezifischen Besonderheit abgebildet, sondern das Bild hieß nun einfach „die Straße“ — es war der Begriff „Straße“, der dargestellt wurde, allerdings, wie bei Cezanne — mit unerhörter Suggestibilität. Das war „Abstraktion“. Allmählich entwich nun das Gegenständliche immer mehr dem Auge und der Hand des Künstlers — die Abstraktion wurde zu einer Art Zeichensprache für den Eingeweihten, wie etwa die Symbole altchristlicher Kunst, die Zeichen für den Tierkreis und Ähnliches. Neben diese Entgegenständlichung trat nun ein weiteres Moment in den Aufgabenkreis des Expressionismus: das war der Versuch auch zeitliche Vorgänge in der Malerei, die doch nur Raumkunst sein konnte, wiederzugeben. Es wurden die visuellen Eindrücke, die der Maler etwa auf einer Fahrt in der elektrischen Straßenbahn erlebt hatte, einfach im Bild aneinandergereiht, völlig zusammenhangslos, diskontinuierlich, wie man bei gespannter Aufmerksamkeit solche Dinge — Schaufenster, Menschen, Wagen, Häuser, Plakate, Laternen usw. an sich vorbeigleiten sieht. Da diese Dinge sich nicht räumlich in einem übersichtlichen Raum vereinigen ließen, so mußte der Beschauer die Einzelteile des Bildes zeitlich an einander reihen — ein rein intellektueller Vorgang! Der Expressionismus ist ausgesprochen reflektiv, rational und intellektuell-konstruktiv und er ist eine typische Alterserscheinung. Diese immer weiter fortschreitende Entfremdung der Kunst vom Raumgegenständlichen führte nun naturgemäß zu einem völlig gestaltlosen Spiel von Farben und Linien, die — wie bei der Ornamentik der Patagonier oder in dem Zeichenheft des kleinen Moriz — Symbol oder Symptom einer besonderen individuellen Seelendynamik sein sollte. Allerdings konnte sich hier und da diese nebulöse Seelendynamik zu einer flüchtigen, schattenhaften Gegenstandserinnerung verdichten, dann hatte man das „Wesen“ der Gattung, des Typs eingefangen.

Auffallend war es nun, daß diese radikalste Bewegung, die sich die Namen Futurismus und Kubismus beilegte (Picasso, Kandinsky, Marc, Kokoschka, Kandoldt, Pechstein u. a.) zeitlich fast zusammenfiel mit dem jähen Aufschließen bolschewistisch-kommunistischer Ideen und daß Rußland in diesem seltsamen Hexenabbat der Kunst durchaus an erster Stelle stand.

Was war denn dieses neue Evangelium anderes, als eine radikale Ablehnung einer historisch gewordenen Welt der Wirklichkeit, eine Entgegenständlichung des Seienden, eine gewaltsame Typisierung und Uniformierung alles Individuellen, Persönlichen, eine brutale Rationalisierung

des Lebens und eine Entwertung, ja eine völlige Zerstörung der seelenhaften Bezüge des Menschen zum Menschen, zur Welt und dem Sinn der Welt. Ein greisenhaft überspannter Intellektualismus und Doktrinarismus erschlug alles wahrhaft Lebendige, Schöpferische — die Maschine, die Konstruktion triumphierte.

Aber mit dem fremden Leben wurde auch das eigene erschlagen, denn ein unheimlich maskenhaft starrer Zug ist allen den Verkündern dieses neuen kommunistischen Evangeliums eigen, ein internationaler Typus, dem jeder rassennmäßige und volkseigene charakteristische Zug fehlt. Ganz ähnlich auch die extremsten Vertreter des Expressionismus, auch hier das Allerveltschema, das die persönliche Note des Künstlers ausschaltet. Denn der Verstand, der Intellekt ist international, das Seelische scharf national bestimmt. Übersteigter Intellektualismus — der zum Gehirntier gewordene Mensch — das sind die Totengräber der Kultur des Abendlandes — der danse macabre vielgeschäftiger Lemuren!

Man würde aber dem Sinn dieser Bewegung nicht gerecht werden, wenn wir außer acht ließen, daß die Not der Zeit, das Versagen der geistigen Führerschaft so manchen in diesen Sumpf lockte, der wirklich auszog, seinen Gott und seine Seele mit seinem ganzen Jugendenthusiasmus in der Wirrnis der Zeiten wiederzufinden.

Einen verhängnisvollen Anteil an diesen Radikalismen nahm daher die Jugendbewegung in ihren extremsten Formen, die als Antwort auf ihre Fragen nach dem Sinne des Lebens, ihres Lebens — Steine statt Brot erhielt.

Es lag in der Parole — fort aus dieser Scheinkultur, aus der lügenhaften Struktur der Gemeinschaft, aus der Sinnlosigkeit des Lebenszieles eine echte und berechtigte Jugendsehnsucht, die vergeblich auf die entscheidende Antwort wartete. Wenn auch diese an sich gesunde Richtung zum Teil in Doktrinarismus und Kommunismus verlandete, so trug der Expressionismus in Leben und Kunst die Hauptschuld an dem Versagen.

Der Rückschlag konnte nicht ausbleiben, der Alchermittwoch des Expressionismus war gekommen.

Die Kunst von heute (H), die „neue Sachlichkeit“ ist sein Zeichen.

Aber ist nun diese Abkehr von den utopischen Wahngebilden des Expressionismus nur Flucht, oder hat sie auch ein positives Vorzeichen, ist sie bloß der Verlegenheitsstil von heute, oder liegen in ihm die Anzeichen eines Kommenden?

Das eine darf nun wohl von der „neuen Sachlichkeit“ gesagt werden, daß sie — solange wir im Bereich der Kunst bleiben — uns wieder den Respekt vor der Wirklichkeit lehrt, daß sie die Eigenexistenz des individuellen, einzigartigen Daseins betont. Die Auseinandersetzung des Künstlers mit dem Objekt beschränkt sich darauf, daß er sich dem Gesetz des Gegenstandes zu fügen hat. Aber damit erspart sich nun auch der Künstler jede Problematik, die in dem Verhältnis von „Ich“ und „Du“, von Subjekt und Objekt liegt, und die im Grunde die treibende Kraft allen Wachs-

tums, aller Entwicklung ist. Noch ist in diesem Spannungsverhältnis, das in der „neuen Sachlichkeit“ nicht als Aufgabe, sondern als Tatsache hingenommen wird, die Seele nicht zu Wort gekommen. Man denke bloß an die modernsten Dramen, an Kriegsbücher, wie „im Westen nichts Neues“ mit ihrem Wirklichkeitsfanatismus und ihrer Seelenlosigkeit. Diese entseelte Wirklichkeit, die überhaupt nicht mehr Träger einer Idee sein kann, wird zum Schicksal, das in seiner Unerbittlichkeit einfach hingenommen werden muß.

Man braucht nur an die heutige Allweltspolitik zu denken, um sich ein Bild von dieser „neuen Sachlichkeit“ zu machen. „Da ist das Schicksal, sei es in Gestalt von Macht oder gefülltem Beutel und hier steht du als entrechteter Sklave und Bettler. Sieh nüchtern und illusionslos dieser Wirklichkeit ins Auge und suche dir aus der Konjunktur des Tages oder der Stunde deinen noch gerade notwendigen Atemraum zum bescheidensten Leben herauszufalkulieren!“ So lautet überall die Parole, mag es sich um die große Weltbühne des Völkerbundes, mag es sich um weit bescheidenere Schauplätze politischer oder kulturpolitischer Betätigung handeln. Aber weit tiefer in die Seelenregion reichende Fragen, werden ebenfalls „versachlicht“, wie die Beziehungen der Geschlechter zu einander und alles, was damit zusammenhängt. Das hat Christiansen klar und deutlich gesehen. Ganz wesentlich aber für die Deutung dieser Erscheinungen im Gesicht unserer heutigen Zeit und deren Prognose für die Zukunft ist der offensichtliche Verzicht auf jeden Kampf mit der Wirklichkeit, auf den Versuch sie — wenn auch unter heroischem Opfer — der eigenen Idee nach zu gestalten¹⁾. Mithin trägt auch dieser heutige Stil den Stempel der Schwäche an der Stirn, nicht der Kraft, wenn er auch im Gegensatz zum Expressionismus, der die Wirklichkeit nicht sehen wollte, den Mut gefunden hat, ihr ins Auge zu sehen. Charakteristisch für diese Zeit ist auch die geistige Kurzsichtigkeit, die in dem Satz zum Ausdruck kommt „Weltanschauungen beruhen auf Tatsachen“. Niemals, denn erst der Sinngehalt, den ich aus den Tatsachen, der Wirklichkeit herauslese, ist Grundlage aller Weltanschauung. Solange ich die Tatsache als solche in ihrer Unwandelbarkeit gelten lasse, verzichte ich darauf sie zu gestalten, sie in ihrer nackten Wirklichkeit irgendwie zu ändern. Jede Tatsache an sich hat nur soweit eine Wirkung (d. h. eben ihre Wirklichkeit) als ihr Sinngehalt sich zu dem Sinngehalt meiner Person in Beziehung setzt und da liegt es in meiner Macht, ihren Sinngehalt so oder anders zu deuten. Der Weltkrieg ist eine „Tatsache“, aber diese Tatsache allein hatte gewiß ihre zweifellosen konkreten Folgen für jeden, aber seine tiefsten und sehr grundverschiedenen Wirkungen auf die Menschheit hängen eben von dem Sinngehalt ab, den man dieser Tatsache entnimmt.

Eine solche „Konkretisierung“ des Lebens kann — stark übertrieben — mit der psychischen Situation des Großhirnverletzten verglichen werden, der wohl im Stande ist aus einer konkreten Situation heraus das

¹⁾ Vergl. hierzu in Nr. 15 unseres Blattes „Troica-Erotica“.

von dieser Verlangte zu tun, nicht aber das, was er eben getan hat, theoretisch, d. h. begrifflich zu wiederholen. Physiologisch ausgedrückt bedeutet das eine Ausschaltung der Großhirntätigkeit, bei erhaltener Funktion des Mittelhirns, wo die automatischen Bahnen zwischen Sinnesindruck und Tat verlaufen.

Die „neue Sachlichkeit“ bedeutet also eine radikale Abkehr vom Intellekt (Großhirn) und der reflektiven Abstraktion, die das wesentlichste Kennzeichen des Expressionismus war. Aber wenn sie auch die sehr entscheidende Wendung — im Wilde gesprochen — zum Mittelhirn gemacht hat, so ist doch die instinktlichere Auseinandersetzung mit unserer Umwelt, die offenbar in jener Region ihren Ursprung hat, nicht nur abhängig von der konkreten d. h. sachgemäßen Orientierung, sondern zugleich auch von einer Zu- oder Abneigung dem Gegenstande gegenüber d. h. einem Lust- oder Unlustbetonten Gefühl, das das Tun ganz wesentlich mitbestimmt. Beim Menschen nun verfeinert, differenziert sich dieses primitive Leitmotiv von Lust und Unlust zu einem Stufenreich der Werte und dementsprechenden Werturteilen, die nun seinem Handeln die Richtung geben. Daß hier die entscheidende Instanz für das ganz individuelle Verhalten des Menschen, seine seelische Konstitution liegt, scheint wahrscheinlich, aber bis zu dieser letzten Tiefe des Seelischen ist die „neue Sachlichkeit“ noch nicht vorgedrungen. Aber sie wird früher oder später — die Persönlichkeit psychologie weist bereits darauf hin — die Entdeckung machen, daß es eine reine vom Subjekt losgelöste Sachlichkeit, die für Alle gleich verbindlich sein sollte, garnicht gibt und daß der Grund für die verschiedenartige „Sachlichkeit“ eben in der Einzigartigkeit des persönlichen Seelengrundes liegt.

Man darf heute wohl mit einem gewissen Recht behaupten, daß alles für Europa so katastrophale Versagen der Siegermächte in ihren Bemühungen um den Wiederaufbau einer zerrütteten Welt in allererster Linie auf einer oberflächlichen, wenn nicht verlogenen „Sachlichkeit“ beruht, die allen Grund hat ihre Augen vor dem Seelen Grunde der unter Kuratel gesetzten Volksgemeinschaften zu verschließen. Das expressionistische sozialpolitische Experiment in Rußland ist für den denkenden Europäer zum abschreckendsten Beispiel geworden, die „neue Sachlichkeit“ der Entente, sowie fast sämtlicher europäischer Führerstellen hat bis heute völlig versagt! Werden die seelischen Kräfte Einzelner oder von Volksgemeinschaften stark genug sein, diese eiserne Umklammerung verlogener Scheingründe und politischer Manöver zu sprengen, die Seele wieder zu ihrem Rechte kommen zu lassen? Die Weltgeschichte hat ihr Tempo beschleunigt, der früher fast naturnotwendige Gegensatz zwischen Vätern und Söhnen spielt sich heute bereits in den benachbarten Generationen der älteren und jüngeren Brüder ab, weil jeder eine andere Mischung stilbestimmender Elemente aufweist.

Und da tritt uns, wie es scheint, nicht als flüchtige Modesache, sondern als immer deutlicheres, ernst zu nehmendes Sympton einer kommenden Renaissance und Stilepoche von Morgen, der stark rückwärts gewandte

Blick nach der Geburtsstunde des organischen Gedankens vor 100 Jahren vor Augen, eine Verwandtschaft der Stimmungslage von heute mit der anbrechenden Romantik jener Tage, die wieder ganz wesentlich dynamisch und Ich betont sein dürfte, allerdings gedämpft und beschränkt durch staunende Ehrfurcht vor dem Geheimnis des Unerkennbaren, des Lebens und seines letzten Sinnes..

Auferstehende Romantik!

Bericht über die neu entdeckten Romantiker-Briefe.

Von Josef Körner — Prag.

Vor kurzem brachten wir die aufsehenerregende Nachricht, daß Professor Dr. Körner, der bekannte Prager Literaturhistoriker, auf Schloß Coppet am Genfer See eine außerordentlich wichtige und umfangreiche Sammlung von unbekannten Briefen deutscher Romantiker gefunden hat. Wir haben uns daraufhin an Professor Körner gewandt mit der Bitte, unseren Lesern über die Funde in Coppet nähere Nachricht zu geben, und sind nun in der Lage, den nachstehenden interessanten Bericht über seine Entdeckungen zu veröffentlichen.

Die Schriftleitung der „Münch. Neust. Nachrichten“.

Immer noch, mehr als je, beherrscht die Romantik das Schrifttum der Wissenschaft und Bildung: Philosophie, Geschichte, Soziologie, Politik, Dichtung, Musik und Malerei knüpfen wieder an jene Hochzeit deutschen Geistes an, deren gewaltiges Erbe das verfloßene Jahrhundert verkannt, verschmäht, verloren hatte. Heute glaubt man über die zerstreute Einzelforschung schon hinaus zu sein, will das verwickelte, in allen Farben schillernde, proteusartige Wesen der deutschen Romantik auf eine begriffliche Formel bringen; man glaubt die Menschen, Schriften und Ideen jener Epoche genau genug zu kennen, um sie geistesgeschichtlich, so geschichtsphilosophisch deuten zu können.

Aber ist die sachliche Einzelforschung wirklich bereits zu Ende gekommen? Sind endgültige Zusammenfassungen, abschließende Deutungen nicht doch noch verfrüht? Und wäre am Ende alles eifrige Bemühen, reiche Können, tiefe Besinnen unserer idealistischen Synthetiker und Phänomenologen nur ein vorcilig geistreiches Begriffsspiel?

Es bedarf keines Streites. Extensive Gegenstands- und intensive Wesensforschung sind einander zeitlich wie thematisch nicht sowohl nach- als beigeordnet, eines aufs andere gewiesen, wie ja denn alle Wissenschaft gleichsam nur die Asymptote der Erkenntnis darstellt, einem unerreichbaren Ziel in unendlichem Streben sich annähernd. Was wäre der Historiker ohne Intuition? Ohne die selbst-eigene, gewissermaßen apriorische Schau? Aber die Gesichte verdeutlichen, die Begriffe klären, die Schlüsse sichern kann doch nur die Fülle des geschichtlichen Stoffs, und darum sind neue Materialien nichts weniger als gleichgültig, sie sind der Prüfstein für den Wahrheitsgehalt souveränen Geschichtsdenkens, sie üben die höhere Gerichtsbarkeit aus über den spekulierenden Forscher. —

Unsere Kenntnis der intimen Geschichte vom goldenen Zeitalter deutschen Geistes, der im Wesensgrund einheitlichen klassisch-romantisch-idealistischen Epoche, fließt vor allem aus drei mächtigen Quellen: die größte, wichtigste, von der literarhistorischen Wissenschaft einzig ausgeschöpft ist Goethes gewaltiger Nachlaß in Weimar; an Umfang, nicht an Wert, ihr mindestens gleich, die bunte, vorläufig nur durch gelegentliche Entnehmungen, nicht durch zielstrebige Erschließung verwertete Autographensammlung Wernhagens von Encke, die an der Preussischen Staatsbibliothek verwahrt wird; endlich die mit fast pedantischer Vollständigkeit erhaltenen

Korrespondenzen und Manuskripte August Wilhelm Schlegels, ein kostbarer Besitz der Sächsischen Landesbibliothek in Dresden. Auch an diesen wird seit Jahrzehnten gewissenloser Raubbau betrieben, eine (freilich viel Zeit und Mühe und Sachkenntnis heischende) systematische Durchforschung dieser für Werk und Leben der romantischen Genossen massigsten und ergiebigsten Zeugnisse hat erst der Schreiber dieser Zeilen versucht: in vieljähriger Arbeit hat er die von Schlegel selbst aufbehaltenen Korrespondenzen und Konzepte und was die Dresdener Bücherei an Originaltiteln seither noch hinzu erworben hat, seinerseits ergänzt durch eine noch größere Menge Schlegelscher Briefe, die durch Archive, Bibliotheken und den Privatbesitz von Autographenliebhabern der ganzen Welt verstreut sind, und hat aus den vielen Tausenden von Stücken, die durch seine Hände liefen, eine Auswahl des nach Inhalt und Form Bedeutendsten zusammengestellt, die, einläßlichst erläutert, in wenigen Wochen vor den Leser treten wird („Briefe von und an A. W. Schlegel“, Wien, Almalthea-Verlag. 2 Bde.).

Das reichhaltige Quellenwerk hat eine große Lücke: ganz vergeblich waren die Anstrengungen des Herausgebers, Schlegels Briefwechsel mit der Frau von Staël, seiner langjährigen Herrin und Freundin, aufzustöbern und damit endlich Klarheit in das Dunkel dieser Beziehung zu bringen. Es lag nahe, in Schloß Coppet, dem Stammsitz von Madame de Staël und Aufbewahrungsort ihres literarischen Nachlasses, anzufragen, aber die briefliche Erkundigung brachte verneinenden Bescheid.

Damit wollte ich mich doch nicht beruhigen. Zwar widerrieten die Erfahrungen, die ich beim Einsammeln der Materialien meines Briefbuchs gemacht hatte, weiteres Bebrängen der Besitzer von Coppet, aber persönliche Nachforschung an Ort und Stelle schien mir des Versuches wert. Leider verging mehr als ein Jahr, ehe ich die Reise an den Genfer See unternehmen konnte. Am die Augustmitte durfte ich endlich auf Schloß Coppet vorsprechen.

Welche Handschriftensätze das dortige Archiv enthält, ist Gelehrten und Literaturfreunden aus den zahlreichen ausgezeichneten Veröffentlichungen des Grafen d'Haussonville, des vor mehreren Jahren verstorbenen früheren Besitzers von Coppet, hinlänglich bekannt. Die Töchter und Erben des Grafen — Erben nicht nur seiner Güter, auch seines Geistes —, insbesondere die älteste dieser Damen, Frau Gräfin Le Marois, haben mir mit der entgegenkommendsten Freundlichkeit, mit unübertrefflicher und über alle Dankesworte erhabenen Güte das Archiv eröffnet, mich bei der Durchsicht der für meine Zwecke wichtigen Papiere aufs Liebenswürdigste unterstützt und alles Gewünschte bereitwilligt zur Bearbeitung überlassen. Welches Verdienst sie sich damit um die deutsche Literaturwissenschaft erworben haben, wird deutlich werden, wenn ich nun erzähle, was ich da alles fand.

Leider nichts vom Briefwechsel Schlegels mit Frau v. Staël (dieser muß, wenn er überhaupt noch erhalten ist, in den Archives de Broglie liegen, wohin eine gewisse Anzahl Staëlscher Papiere durch Erbteilung gelangte); hingegen eine erstaunliche Menge anderer Schlegeliana, die niemand in Coppet vermuten konnte.

Als Frau v. Staël, und A. W. Schlegel in ihrer Begleitung, im Frühjahr 1812 vor Napoleon über Rußland und Schweden nach England floh, stand der Franzosenkaiser noch auf dem Gipfel seiner Macht und niemand mochte sein frühes Ende ahnen; so werden die Gliehenden keineswegs an baldige Rückkehr nach Coppet gedacht und sich entsprechend vorgesehen haben. Schlegel scheint vor der Abreise alle seine Papiere geordnet und in mehreren Kartons dort sorglich aufbewahrt zu haben, die er nachmals wieder an sich brachte, wie denn ja das meiste davon noch heute in Dresden vorhanden ist. Aber zwei dieser Kartons dürften in Coppet veräußert oder aus irgend einem Grunde von Schlegel dort vergessen worden sein, und so hat seit 1812 kein Auge mehr diese versiegelten Briefschaften geschaut. Sie enthalten die an A. W. Schlegel gerichteten Schreiben seiner Familienangehörigen, Freunde und Freundinnen, von Verlegern und Redakteuren aus den Jahren 1804—1812, also just das, was in den Dresdener Autographen fehlt; außerdem mehrere Manuskripte Schlegelscher (meist gedruckter) Schriften.

Für das Verständnis der deutschen Romantik sind die Jahre 1804—1812 vielleicht die allerwichtigsten; sind es doch wahrhaft die Krisenjahre dieser ganzen

Bewegung, innerhalb welcher sie sozusagen eine Drehung um 180 Grad macht, sich aus fast zügelloser Freiheit zu strengster Gebundenheit, vom Zukunfts- zum Vergangenheitsaspekt, von Revolution zu Reaktion wendet, auch die kulturelle Alltätigkeit ihrer zügellosen Ansätze gegen bescheidenere, engumschriebene Aufgaben spezialisierter Wissenschaft tauscht. Was wußten wir bisher über diese Entwicklungsjahre? Die Hauptquelle für das Studium der Zeit, Friedrich Schlegels Brief an August Wilhelm (die Oskar Walzel 1890 aus den Dresdener Papieren ediert hat), weisen zwischen Ende November 1803 und Mitte Januar 1813 eine kassende Lücke auf, die bisher nur sehr notdürftig durch einige wenige Schreiben Friedrichs an Boisseree, Paulus u. a. zu füllen war; aus Coppet fällt nun volles und helles Licht in das bisherige Dunkel, denn dort sind die fehlenden Stücke erhalten, rund 110, meist sehr umfangreiche Episteln von Friedrich (bezw. seiner Gattin Dorothea) an den Bruder und an Frau v. Staël; aus ihnen erfährt man endlich Authentisches über Friedrichs damaliges Leben und Leiden, über die Entwicklung seiner Konversion, über Anlaß und Art seiner Übersiedlung nach Wien und über vieles andere. Besonders pikant sind Friedrichs durch diese Briefe verstreute, meist sehr bissige Urteile über literarische Neuererscheinungen, vor allem seine bösen Worte über Goethe.

Das Konvolut mit Friedrichs Briefen ist vielleicht das wertvollste von den rund 40 Bäckchen der Coppetschen Kartons, doch stehen andere an Masse und Wert nicht weit nach. Da enthält eines 15 ausführliche Briefe Schellings, ein anderes zahlreiche Stücke von Novalis' Bruder Karl v. Hardenberg, ein drittes eine Anzahl Schreiben Fouqués; Mutter und Geschwister, der Bildhauer Friedrich Tieck und dessen Schwester Sophie Bernhardt, Gräfin Luise Voß und Madame Récamier, die Verleger Cotta, Unger, Perthes, Frommann, Hitzig, Reimer, der Tausendsassa Korfes — sie und noch manche andere sind mit eigenen Bäckchen vertreten. Besonders reichhaltig ist eines, „Briefe von Gelehrten, auch einzelne Briefe von Freunden“ überschrieben; hier finden sich Stücke von Arhim v. Arnim, F. G. Jacobi, Schleiermacher, G. v. Collin, L. Tieck, Pestalozzi u. v. a.; auch die Münchner Gelehrten Aretin und Docen erscheinen hier — und sogar Karl v. Clausen, der berühmte Verfasser des Buchs „Vom Kriege“. Besonders reizvoll endlich ist die Reihe der Briefe von Minna Neuhof, einer abenteuerlichen Dame des romantischen Zeitalters, deren Identität und Lebensgeschichte mir vor einigen Jahren erst festzustellen gelang (vgl. meinen Aufsatz „Karolinens Nivalin“ in den „Preussischen Jahrbüchern“, Oktoberheft 1924); und mehr noch die Briefe der Henriette Mendelssohn, die viele Zeitgenossen über die geistreiche Rahel stellten und von deren reicher Briefschaft bisher nur ganz Weniges bekannt geworden ist. Der Vollständigkeit wegen sei erwähnt, daß Schloß Coppet auch eine Anzahl sehr interessanter Briefe von A. W. Schlegel besitzt, nämlich die an Madame de Staëls Kinder August und Albertine gerichteten, die allerdings in eine spätere Zeit (die Jahre nach 1818) fallen.

Der Wert des großartigen Fundes für die Geschichte unseres Schrifttums, ja für die gesamte Geistes- und Kulturgeschichte des genannten Jahrzehnts kann wohl nicht leicht überschätzt werden. Was diese rund dritthalbtausend Briefe an neuen biographischen, ergographischen, psychologischen, philosophischen, politischen Aufschlüssen enthalten, läßt sich in einem erstmaligen und vorläufigen Bericht auch nicht annähernd andeuten. Ehe dieser Fund nicht ganz geborgen ist und in wissenschaftlicher Bearbeitung der Öffentlichkeit vorliegt, wird man mit neuen Publikationen zur Geschichte und Deutung deutscher Romantik zurückhalten müssen.

Schriftleitung: Dorpat, Leichstr. 15. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmark. * Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing. Direktor Alfred Walter. * Bezugspreis: für ein Halbjahr 1.50 Kr. mit Zust. 1.60 Kr.; Deutschl. 2 Rmk.; Letztl. 2.25 Ls. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten“, Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. * Zahlstellen (laut Konto „Etil. Verlagsgesellschaft Wold. Kentmann & Ko.“) — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postfachkonto Berlin 122602.

Aus deutscher Geistesarbeit

Monatschrift für wissenschaftliche und
kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Dorpat

Nr. 17

Freitag, den 15. November 1929

5. Jahrgang

Das öffentliche Vertrauen, ein unterschätzter politischer Faktor.

Von Generalarzt Dr. Buttersack — Göttingen.

„Wie das Volk heute nicht mehr glaubt, daß die Männer seiner Wahl rein und säuberlich seinen Interessen dienen, sondern sich durch die Dunkelheiten und halben Dinge betrogen fühlt, so werden die Völker untereinander die faden-scheinige „Heiligkeit“ solcher Verträge bald erkennen und das gesamte internationale Leben mit neuem Mißtrauen und Zweifel vergiften. Es wäre gut, wenn alle Freunde eines Friedens unter den Völkern einmal darüber nachdächten. Wir haben schon oft an dieser Stelle uns zur Meinung bekannt, daß nur Ehrlichkeit und Wahr-heit einen solchen Frieden begründen können... Es hat also im Gegensatz zu sehr beliebten und landläufigen Meinungen die Demokratisierung der Regierungen die Verständigung der Völker nicht erleichtert, sondern erschwert. Es werden zwar mehr und friedliche Reden gehalten, aber die sachlichen Schwierigkeiten der Liqui-dierung des Krieges bleiben ungelöst. Denn die Interessen der Völker laufen in der Tat weiter auseinander, sind heftiger und hemmungsloser als die immerhin vernunftgebändigten von Regierungen. Daß ein Vertrag, wie der im Haag, wider besseres Wissen abgeschlossene, von allen Beteiligten gleichmäßig als großer Erfolg gepriesen wird, ist dafür besonders bezeichnend. Diese Art Demokratie verlangt Erfolge um jeden Preis; sie will betrogen werden...“

(Aus „Krankheit der Politik“ von F. B. Münch. Neuest. Nachr.
29. IX. 29. Nr. 265.)

In der zu Ende gehenden Periode beschränkte sich das Interesse auf individuelle Gebilde als kunstvoll ausbalancierte Systeme von Organen und Funktionen. Man erklärte jeden für gesund, an dem sich keine Störungen dieser Einrichtungen nachweisen ließen. Das war und ist die Zeit, in welcher vorsichtige Leute in bestimmten Zwischenräumen den Arzt aufsuchen, um ihren Blutdruck, ihre Zungenspitzen oder ihre Nierentätigkeit prüfen und untersuchen zu lassen.

Das war und ist die Zeit der Biographien, der persönlichen Erlebnisse und Erinnerungen, in denen das Individuum mehr oder weniger im Mittel-punkt der Ereignisse steht.

Indessen, neben das individualistische Denken schiebt sich immer deutlicher das soziale. Freilich nicht in dem verbogenen Sinn des offiziellen Sozialismus, welcher die Drohnen auf Kosten der Arbeitsamen und Wertvollen großpäppeln und damit das Ganze auf ein möglichst niedriges Niveau herunterdrücken will, um die utopische Gleichheit aller zu erzwingen.

Das wahre soziale Denken hat vielmehr erkannt, daß die nun einmal naturgegebene Verschiedenheit der Menschen ein Mittel, eine „List der Geschichte“ in Hegel'scher Sprache darstellt, um durch weitgehende Arbeitsteilung dem ganzen System der *societas* — und damit rückwirkend dem einzelnen — die erforderliche innere Geschlossenheit und Festigkeit zu verleihen.

Jeder weiß, wie eine kranke Niere, Lunge, ein krankes Herz oder Gehirn den Organismus im ganzen krank macht, d. h.: von da aus auch die Funktionen der übrigen, anatomisch zunächst nicht beteiligten Organe stört.; umgekehrt mußte schon C i c e r o, daß man durch zweckmäßige Behandlung des Gesamtorganismus auch Lokalerkrankungen heilen kann.

Im Gefüge der Gesellschaft verhält es sich ebenso. Nur bilden da die verschiedenen Individuen bzw. Gesellschaftsschichten die Teilstücke, die Organe, und anstelle von Blut- und Nervenbahnen vermitteln m e t a p h y s i s c h e, p s y c h i s c h e F a k t o r e n die Verbindung zwischen den einzelnen Teilen. Das Gefühl für die Notwendigkeit solch eines überindividuellen organischen Zusammenhangs und Aufbaus ist im Tier- und Menschenreich allgemein verbreitet; daher die Herdenbildung, die Vereine, Zusammenkünfte, Kongresse, Tagungen usw. Aber man gewinnt den Eindruck, daß quantitative Steigerungen dieser Vereinigungen nach Häufigkeit und Teilnehmerzahl das ersetzen wollen, was ihnen an organischer Festigkeit abhanden zu kommen droht. Indem die Spezialisten- und Parteikongresse andere Elemente ausschließen, verzichten sie — natürlich unabsichtlich — auf den lebenspendenden Zusammenhang mit den sonst noch vorhandenen Teilen.

Fühlen sich viele Einzelne oder gar ausgedehnte soziale Schichten in der freien Entfaltung ihrer Kräfte behindert, so deutet das weniger auf deren Erkrankung hin, als auf tiefgehende S t ö r u n g e n i m G a n z e n, in den Wechselbeziehungen innerhalb des gesellschaftlichen Organismus. Psychisch vermittelt, wie sie sind, kommen diese Störungen zunächst in psychischen Verstimmungen, Mißmut, Verdrossenheit, Verzagen u. dgl. zum Ausdruck.

Man kann wohl sagen, daß diese negativen Gefühle weite Kreise des Volkes ergriffen haben, ja, wenn man von dem großen, wenig wertvollen Heer der Indifferenten absieht, die zufrieden sind, wenn sie ihr Bier und ihre Ruhe haben, ergibt sich, daß das ganze Volk v e r s t i m m t ist.

Je nach der Individualität äußert sich diese Verstimmung verschieden. Sie durchläuft die ganze Formenreihe von tiefer Depression bis zu den geschwägigen, nicht immer disziplinierten motorischen Entladungen in den Sprachwerkzeugen. Aber immer steht das gleiche Motiv dahinter: das Gefühl der gestörten Harmonie, des gestörten Zusammenspiels.

Das Gefühl des harmonischen Zusammenspiels gibt seinerseits das Gefühl der Kraft — „Arm in Arm mit dir: so forder' ich mein Jahrhundert in die Schranken“ — und damit der Freude. Andererseits wirkt

sich die Freudlosigkeit in negativem Sinn in unserem ganzen Tun und Treiben, auch im Ablauf der physiologischen Funktionen, aus.

Das medizinische Denken unserer Zeit ist so sehr von physikalischen und chemischen Vorstellungen beherrscht, daß andersgeartete Faktoren nur zögernd in Betracht gezogen werden. Aber es bleibt darum doch wahr, daß die negativen Gefühle des Kummer, der Sorge, Angst, der Freudlosigkeit einen schädlichen Einfluß auf unser psycho-physisches System ausüben, d. h. daß sie krank machen. Die sozialen Störungen in unserem Volk sind mithin keineswegs Dinge, die unser individuelles Dasein nicht berühren, wenigstens bei denen, welche aufrichtigen, warmen, herzlichen Anteil an dem Geschick unseres Volkes nehmen. Sie untergraben vielmehr unbewußt deren Gesundheit und führen zu Zuständen, über deren Entstehung sich späterhin die zünftige Medizin vergebens den Kopf zerbricht, und das um so mehr, weil — wie gesagt — infolge der Verschiedenheiten der Konstitutionen die Folgen der Freudlosigkeit in immer neuen Einkleidungen erscheinen ¹⁾, so daß es unmöglich ist, sie mit der heutzutage verlangten Sicherheit auf ihre wahre Ursache zurückzuführen.

Die Harmonie innerhalb des Organismus des Individuums herzustellen, ist Aufgabe des Arztes, die Harmonie innerhalb der Allgemeinheit, der *societas* ist Aufgabe des Staatsmanns. Aber sowenig als der Arzt durch einen Machtpruch oder ein Allheilmittel eine Krankheit heilen kann, sowenig vermag das in seinem Bereich der Staatsmann mit irgendeinem Patentschema oder Patent-Parteiprogramm.

Vergleicht man den Tatbestand, das allgemeine Mißvergnügen, mit dieser idealen Aufgabe, so ergibt sich ohne weiteres, daß die Staatsleitung ihre Aufgabe nicht erfüllt hat. Wie ganz anders war es zu *Vismars*s Zeiten! Da war es wirklich eine Freude zu leben. Des Morgens machte man sich mit frischem Mute an sein Tagewerk, und des Abends legte man sich beruhigt zu Ruhe in vollem Vertrauen zu dem großen Kanzler. Ohne Zweifel hat auch er da und dort geirrt. Aber nach einem treffenden Wort von *Friedrich II.* haben die großen Männer dieses vor den gewöhnlichen Köpfen voraus, daß sie zwar auch Fehler machen, wie jeder Sterbliche, daß sie aber ihre Fehler einsehen und sofort korrigieren.

Das Vertrauen ist die wahre Grundlage der Freude, des Glücks. Jeder kann das am ehelichen Leben erkennen. Schönheit, Reichtum, Grazie, Geist usw. sind gewiß schätzenswerte Eigenschaften am Ehepartner, aber doch nur äußerliche, welche noch dazu allerlei Schwankungen unterworfen sind. Was allein und dauernd glücklich macht, ist das Bewußtsein, einen Lebenskameraden gefunden zu haben, dem man sich blind hingeben, anvertrauen kann, und zwar so vollständig, daß die beiden Persönlichkeiten kaum mehr zu trennen sind, *parce que c'était lui, parce que c'était moi* (*Montesquieu*).

Dieses Vertrauen ist elastisch. Es schmiegt sich dem Tun und Lassen des anderen willig an, auch wo man selber anders handeln möchte. Allein wie

¹⁾ In diese Kategorie gehören die „Verdrängungs-Komplexe“, von denen heute so viel die Rede ist. R. v. E.

bei der physikalischen Elastizität gibt es auch hier eine Grenze, deren Überschreitung zum Riß führt. Ein solcher Riß heilt nie wieder, weder in der Ehe — die Psychoanalyse beweist es —, noch im Völkernleben. Hart, aber zutreffend sagt das Sprichwort: Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht — und die gesellschaftliche Verdammung eines jeden Rechts- und Sittbrechers ist in seiner Unerbittlichkeit grausam, aber biologisch richtiger als alle sentimentalen Rehabilitierungsversuche einer wirklichkeitsfremden Hyperhumanität. „Erhält's Vertrauen einen Seel, dann ist's für immer weg“.

Der Riß, die Entfremdung, braucht jedoch nicht plötzlich, durch einen Ruck zu erfolgen. Die Überdehnung kann auch allmählich geschehen, bis dann ein, an sich nebensächliches Ereignis zum Bruch führt. Man würde D u t h e r falsch einschätzen, wollte man ihn als einen, urplötzlich vom Teufel persönlich auf die Erde entsandten Umstürzler betrachten. Das Explosionsmaterial lag längst offensichtlich bereit und harrete nur des zündenden Funkens. Nur hatten die verblendeten Machthaber das nicht bemerkt.

So fiel auch S o k r a t e s nicht der Anklagerede des A n t i s t h e n e s zum Opfer, sondern der, sein ganzes Leben hindurch fortgesetzten Tätigkeit als unbequemer Warner und Mahner des Gewissens, ein Schicksal, das sich mutatis mutandis 2000 Jahre später bei G i o r d a n o Bruno wiederholte.

In ähnlicher Weise wurde bei uns allmählich, fast unmerkbar das öffentliche Vertrauen untergraben. Die Entlassung B i s m a r c k s war der erste schwere Anstoß. Einige Jahre später klagte mir einer der berühmtesten Bildhauer, F r i t z S c h a p e r: der neue Kurs lähme ihn in seinem künstlerischen Schaffen, und seitdem hat das allgemeine Mißtrauen epidemisch alle Schichten ergriffen, welche den Staatsgedanken tragen, und lähmt die Freude, die Freude an der Arbeit und am Leben, ohne die kein erfolgreiches Wirken möglich ist.

Aber nicht dieses allein. Das Mißtrauen macht un-gemüthlich, argwöhnisch, abweisend, erschwert den Verkehr und damit die Gegenseitigkeitsbeziehungen. Daher die unfreundlichen, unkameradschaftlichen Verkehrsformen, wie wir sie im privaten wie öffentlichen Leben beobachten. Sie lösen naturgemäß bei den anderen die gleichen Reaktionen aus, und so ergibt sich nicht bloß ein *circulus vitiosus*, sondern — ähnlich wie bei der Dynamomaschine — eine dauernde Steigerung, eine gegenseitige Aufladung mit Mißtrauen und verhaltenem Groll. Auf diese Weise gelangt man schließlich auf den Standpunkt des A p e m a n t u s in S c h a f e j p e a r e s Timon von Athen: „Mich wundert, wie doch Mensch dem Menschen traut. Geht, Götter, daß ich nie so töricht sei, zu trau'n der Menschen Schwur und Treu!“

Lassen wir die außenpolitischen Zustände außer Betracht! Aber im Innern ist das Vertrauen zu, und die Freude an der Finanzwirtschaft, Rechtspflege, Grund- und Bodenpolitik, am Kirchen- und Schulwesen, an den sog. sozialen Einrichtungen, ja an der ganzen Regierungsform aufs schwerste erschüttert. Und doch hat das Volk Anspruch auf Freude an seiner Regierung.

Es wäre ungerecht, sämtlichen, an der Staatsleitung beteiligten Faktoren bewußt häßliche, gegen das Allgemeinwohl gerichtete Motive unterzuschreiben. Man darf das vielleicht nicht einmal bei jenen tun, welche in ei-

ner seltsamen Verirrung des Verstandes mit krankhafter Emphase erklären, sie kennen kein Vaterland, das Deutschland heiße. Indessen, das allgemeine Vertrauen erringen sie sich damit nicht. Und die Vielgeschäftigkeit, das Chaos von — 3. T. nicht ausgereiften Gesetzen und dergleichen erfüllt geradezu mit Mißtrauen, zwar nicht gegen den persönlichen Wert des einzelnen Abgeordneten oder Ministers, wohl aber gegen das höhere Prinzip, gegen die Idee, deren Ausführungsorgane sie darstellen.

Man klagt allgemein, daß die besten Köpfe sich nicht mehr an der Regierung beteiligen; ein Blick in das Reichstagshandbuch beweist das sofort. Aber auch bei der Jugend wandern die Tüchtigsten vom Staatsdienst in die Privatwirtschaft oder gar ins Ausland ab, nicht bloß wegen besserer Verdienstmöglichkeiten, sondern hauptsächlich weil dort ihre Fähigkeiten nicht durch Parteibücher, konfessionelle Rücksichten und dergleichen eingeengt sind und weil sie infolgedessen mehr Freude an ihrer Tätigkeit haben. Das Vertrauen zu der Lösung: Freie Bahn dem Tüchtigen! ist geschrumpft, und eben dadurch berauben die regierenden Kreise das Gesamtvolk der wertvollsten Glieder. Möglicherweise ist es der jeweils maßgebenden Partei ganz erwünscht, die tüchtigen Elemente sich selbst ausschalten zu sehen und dadurch Platz für ihre Kreaturen zu gewinnen. Aber für die Allgemeinheit, für die societas, für den Staat als sozialen Organismus ist dieser Vorgang keineswegs erwünscht, denn schließlich will sie aus der Freude, aus dem Vertrauen zu ihren Staatsleitern für sich selbst neue Schaffensfreude, neue Kräfte gewinnen, wie auch eine kämpfende Truppe die Hälfte ihrer Kraft aus ihrem Vertrauen zum Führer bezieht.

Nun könnte man sagen: Wartet nur ab! in den Reihen der neuen Staatenlenker werden sich schon noch die gewünschten überragenden Köpfe finden, denen das Gesamtvolk sein Vertrauen schenken kann.

Indessen, wir warten nun bereits seit 10 Jahren auf diese Köpfe — vergebens. Wohl aber befinden sich die Staatsfinanzen in einer nie dagewesenen Zerrüttung. Die höheren Stellen sind Leuten ohne die Garantien des Charakters und des Könnens übertragen; durch die Rechtspflege wehen allerlei Nebenrücksichten.

Mittlerweile haben D ü r r - C e c e n e r mit dem Zeppelin die Welt erobert, die Namen R ö h l und v. G ü n e f e l d sind mit ehernen Buchstaben in das Buch der Geschichte eingegraben, S i e m e n s und G a l s k e bauen in Irland ein elektrisches Kraftwerk ungeahnter Ausmaße, F. G. F a r b e n gewinnen Stickstoff aus der Luft und verwandeln gemeine Kohle in hochwertige Produkte, mit denen sie maßgebend in der Weltwirtschaft auftreten. W i n d a u s Vitamine, R o l h ö r s t e r s kosmische Strahlen, v. L a u e ' s kristalloptische Untersuchungen eröffnen unabsehbare Fernblicke, und so ließe sich die Liste genialer und tatkräftiger Männer beliebig verlängern, auf deren Leistungen das ganze Volk mit Stolz und Vertrauen blickt. Nur im Bereich der Staatsleitung scheinen sie zu fehlen. Es ist, als würden sie künstlich ferngehalten bzw. abgeschreckt.

Wir haben uns gewöhnt, nur das anzuerkennen, was meß- und wägbare ist. Darum bewerten wir die Menschen nach ihrem Bankguthaben, die Parteien nach der Zahl der ihnen zugefallenen Mandate, die Armeen

bei der physischen Elastizität gibt es auch hier eine Grenze, deren Überschreitung zum Riß führt. Ein solcher Riß heißt nie wieder, weder in der Ehe — die Psychoanalyse beweist es —, noch im Völkerverleben. Hart, aber zutreffend sagt das Sprichwort: Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht — und die gesellschaftliche Verdammung eines jeden Rechts- und Sittbrechers ist in seiner Unerbittlichkeit grausam, aber biologisch richtiger als alle sentimentalen Rehabilitierungsversuche einer wirklichkeitsfremden Hyperhumanität. „Erhält's Vertrauen einen Seck, dann ist's für immer weg“.

Der Riß, die Entfremdung, braucht jedoch nicht plötzlich, durch einen Ruß zu erfolgen. Die Überdehnung kann auch allmählich geschehen, bis dann ein, an sich nebensächliches Ereignis zum Bruch führt. Man würde Luther falsch einschätzen, wollte man ihn als einen, urplötzlich vom Teufel persönlich auf die Erde entsandten Umstürzler betrachten. Das Explosionsmaterial lag längst offensichtlich bereit und harrete nur des zündenden Funkens. Nur hatten die verblendeten Machthaber das nicht bemerkt.

So fiel auch Sokrates nicht der Anklagerede des Antisthenes zum Opfer, sondern der, sein ganzes Leben hindurch fortgesetzten Tätigkeit als unbehaglicher Warner und Mahner des Gewissens, ein Schicksal, das sich mutatis mutandis 2000 Jahre später bei Giordano Bruno wiederholte.

In ähnlicher Weise wurde bei uns allmählich, fast unmerkbar das öffentliche Vertrauen untergraben. Die Entlassung Bismarcks war der erste schwere Anstoß. Einige Jahre später klagte mir einer der berühmtesten Bildhauer, Fritz Schaper: der neue Kurs lähme ihn in seinem künstlerischen Schaffen, und seitdem hat das allgemeine Mißtrauen epidemisch alle Schichten ergriffen, welche den Staatsgedanken tragen, und lähmt die Freude, die Freude an der Arbeit und am Leben, ohne die kein erfolgreiches Wirken möglich ist.

Aber nicht dieses allein. Das Mißtrauen macht un-gemütlich, argwöhnisch, abweisend, erschwert den Verkehr und damit die Gegenseitigkeitsbeziehungen. Daher die unfreundlichen, unfamiliären Verkehrsformen, wie wir sie im privaten wie öffentlichen Leben beobachten. Sie lösen naturgemäß bei den anderen die gleichen Reaktionen aus, und so ergibt sich nicht bloß ein *circulus vitiosus*, sondern — ähnlich wie bei der Dynamomaschine — eine dauernde Steigerung, eine gegenseitige Aufladung mit Mißtrauen und verhaltenem Groll. Auf diese Weise gelangt man schließlich auf den Standpunkt des Apeimanthus in Schafespeares Timon von Athen: „Mich wundert, wie doch Mensch dem Menschen traut. Gebt, Götter, daß ich nie so töricht sei, zu trau'n der Menschen Schwur und Treu!“

Lassen wir die außenpolitischen Zustände außer Betracht! Wer im Innern ist das Vertrauen zu, und die Freude an der Finanzwirtschaft, Rechtspflege, Grund- und Bodenpolitik, am Kirchen- und Schulwesen, an den sog. sozialen Einrichtungen, ja an der ganzen Regierungsform aufs schwerste erschüttert. Und doch hat das Volk Anspruch auf Freude an seiner Regierung.

Es wäre ungerecht, sämtlichen, an der Staatsleitung beteiligten Faktoren bewußt häßliche, gegen das Allgemeinwohl gerichtete Motive unterzuschreiben. Man darf das vielleicht nicht einmal bei jenen tun, welche in ei-

ner festsamen Verirrung des Verstandes mit krankhafter Emphase erklären, sie kannten kein Vaterland, das Deutschland heiße. Indessen, das allgemeine Vertrauen erringen sie sich damit nicht. Und die Vielgeschäftigkeit, das Chaos von — z. B. nicht ausgereiften Gesetzen und dergleichen erfüllt geradezu mit Mißtrauen, zwar nicht gegen den persönlichen Wert des einzelnen Abgeordneten oder Ministers, wohl aber gegen das höhere Prinzip, gegen die Idee, deren Ausführungsorgane sie darstellen.

Man klagt allgemein, daß die besten Köpfe sich nicht mehr an der Regierung beteiligen; ein Blick in das Reichstagshandbuch beweist das sofort. Aber auch bei der Jugend wandern die Tüchtigsten vom Staatsdienst in die Privatwirtschaft oder gar ins Ausland ab, nicht bloß wegen besserer Verdienstmöglichkeiten, sondern hauptsächlich weil dort ihre Fähigkeiten nicht durch Parteibücher, Konfessionelle Rücksichten und dergleichen eingeengt sind und weil sie infolgedessen mehr Freude an ihrer Tätigkeit haben. Das Vertrauen zu der Lösung: Freie Bahn dem Tüchtigen! ist geschrumpft, und eben dadurch berauben die regierenden Kreise das Gesamtvolk der wertvollsten Glieder. Möglicherweise ist es der jeweils maßgebenden Partei ganz erwünscht, die tüchtigen Elemente sich selbst ausschalten zu sehen und dadurch Platz für ihre Kreaturen zu gewinnen. Aber für die Allgemeinheit, für die societas, für den Staat als sozialen Organismus ist dieser Vorgang keineswegs erwünscht, denn schließlich will sie aus der Freude, aus dem Vertrauen zu ihren Staatsleitern für sich selbst neue Schaffensfreude, neue Kräfte gewinnen, wie auch eine kämpfende Truppe die Hälfte ihrer Kraft aus ihrem Vertrauen zum Führer bezieht.

Nun könnte man sagen: Wartet nur ab! in den Reihen der neuen Staatenlenker werden sich schon noch die gewünschten überragenden Köpfe finden, denen das Gesamtvolk sein Vertrauen schenken kann.

Indessen, wir warten nun bereits seit 10 Jahren auf diese Köpfe — vergebens. Wohl aber befinden sich die Staatsfinanzen in einer nie dagewesenen Zerrüttung. Die höheren Stellen sind Leuten ohne die Garantien des Charakters und des Könnens übertragen; durch die Rechtspflege wehen allerlei Nebenrücksichten.

Mittlerweile haben Dürr-Göner mit dem Zeppelin die Welt erobert, die Namen Röhl und v. Sünefeld sind mit ehernen Buchstaben in das Buch der Geschichte eingegraben, Siemens und Halske bauen in Irland ein elektrisches Kraftwerk ungeahnter Ausmaße, S. G. Farben gewinnen Stickstoff aus der Luft und verwandeln gemeine Kohle in hochwertige Produkte, mit denen sie maßgebend in der Weltwirtschaft auftreten. Windaus Vitamine, Kolhörsters kosmische Strahlen, v. Laue's kristalloptische Untersuchungen eröffnen unabsehbare Fernblicke, und so ließe sich die Liste genialer und tatkräftiger Männer beliebig verlängern, auf deren Leistungen das ganze Volk mit Stolz und Vertrauen blickt. Nur im Bereich der Staatsleitung scheinen sie zu fehlen. Es ist, als würden sie künstlich ferngehalten bzw. abgeschreckt.

Wir haben uns gewöhnt, nur das anzuerkennen, was meß- und wägbar ist. Darum bewerten wir die Menschen nach ihrem Bankguthaben, die Parteien nach der Zahl der ihnen zugefallenen Mandate, die Armeen

nach ihren Kanonen, Tanks, Kriegs- und Luftschiffen. Die Imponderabilien, die Unwägbarkeiten lassen wir außer Betracht. Ideen, die sich nicht sofort praktisch ausmünzen lassen, gelten = 0; und so geht man lächelnd über Vertrauen und Mißtrauen hinweg, sowohl in der theoretischen Psychologie wie in der praktischen Politik.

Allein, mögen auch diese Regungen der Gemüther heute noch kaum beachtliche Reime sein, so wachsen diese doch unaufhaltsam, und — während das allgemeine Vertrauen den einen allmählich in die Höhe trägt, schleudert das mündig gewordene Mißtrauen den anderen in den Abgrund.

Nur historische Daten mahnen, daß ein einmal erreichter Zustand von Bestand sei. Wie der einzelne Mensch — ohne daß er es merkt — körperlich und geistig in steter Umbildung begriffen ist, so auch ein Volk. In beiden Fällen sind die Erlebnisse die Ursachen der Umbildungen. Man kann diese durch List und Betrug oder durch Gewaltmaßregeln eine Weile unterdrücken: auf die Dauer geht das nicht. Aus der Asche der Märtyrer ist noch immer die neue Idee als Siegerin emporgestiegen. Denn gerade die durch die Erlebnisse geweckten Bedürfnisse geraten in Widerspruch mit den politischen, wirtschaftlichen, ständischen, konfessionellen Bindungen und zerbrechen sie. Dieser Prozeß vollzieht sich unter schweren Opfern. Der Kampf schwankt lange hin und her, aber sein Ausgang ist unentrinnbar.

Wer also Einrichtungen von relativer Dauer schaffen will, kann das nur im engsten Zusammenwirken mit den wahrhaften Trägern des Gesellschafts- und Staatsgedankens. Das aber ist nur möglich, wenn der Führer und die Geführten Vertrauen zueinander haben. Die Truppe, die im blinden Vertrauen zu ihrem Feldherrn drauflosgeht, ist unsieglich.

Vertrauen drückt sich aber nicht in Abstimmungen, Resolutionen, Ergebnissadressen und dergleichen aus, sondern im aktiven, freudigen Mit- und Zusammenarbeiten. Darum lebt die Erinnerung an Friedrich den Großen, Blicher, Bismarck, Hindenburg ewig fort; dagegen verwehen Beschlüsse, die von Zufallsmehrheiten gefaßt werden, wie der Sand der Wüste. Die Gesetze, welche in fieberhafter Hast auf das Volk niederprasseln, werden in kurzem nur noch Gegenstand des Studiums kopfschüttelnder Historiker sein.

Das ungeheuere Kapital an Vertrauen und Staatsfreude ist seit dem Unglücksjahr von Bismarcks Entlassung vertan worden. Es wieder aufzuspeichern, erfordert lange liebevolle Behandlung — und Taten; denn „Vertrauen ist eine Pflanze, die nur langsam wächst“. Ob es dem Einzelnen gut geht oder schlecht, spielt keine so große Rolle, als ob er mit Freude oder Unlust seine Funktion als kleines oder allerkleinstes Rädchen im Staatsorganismus erfüllt. Es ist ein Irrwahn, daß sich diese Freude, diese Lust und Liebe durch Geld erkaufen ließe. Wie unpersönlich, blutarm ist doch das Geld!jene Elemente, welche aus Unbildung oder aus hinterlistigen Absichten das Schwergewicht auf höhere Löhne legen und durch fortgesetzte Lohnforderungen Streitigkeiten hervorrufen, zerstören die Wurzel der Befriedigung: die Freude an der Arbeit, wie andererseits die Geschäfts- und Staatsleiter das gleiche tun, wenn sie nicht verstehen, das Vertrauen ihrer Mitarbeiter zu gewinnen, sondern den Anschein erwecken, zu ihrem

persönlichen Vorteil zu wirtschaften. In einer wirklich organischen Gesellschaft gibt es keine Herren und keine Knechte, sondern nur Kameraden, Mitarbeiter, genau so wie jede Zelle unseres Körpers eine freie Mitarbeiterin am Ganzen unseres Ichs darstellt. Ist sie das nicht, verfolgt sie vielmehr selbstische Tendenzen, so wird sie zur Krebszelle und richtet schließlich in qualvollem Verlauf den Gesamtstaat des Individuums zugrunde.

Jeder Einzelne gleicht einer Masche in einem Strickgewebe. Die eine trägt die andere. Fällt eine hinunter, löst sich das Ganze auf. Die Fäden, welche vom einen zum anderen ziehen, sind ihm-pathischer Art, d. h. sie vermitteln das Verbundensein in Freud und Leid. Dieses Verbundensein erscheint subjektiv im Vertrauen zu der Tragfähigkeit, Stützung der anderen. Mit dem Vertrauen bricht die Tragfähigkeit und damit der Einzelne zusammen. Aber nicht bloß er, sondern auch seine Umgebung.

Der Zusammenbruch kann schnell erfolgen oder sich eine Weile, eine Galgenfrist hinauschieben: erfolgen muß er auf alle Fälle.

Unverkennbar sind wir wieder auf die Stufe des Individualismus, Relativismus zurückgesunken, wie ihn die Renaissance als dunklen Hintergrund der sich scharf abhebenden Persönlichkeiten so wundervoll zeigt.

Aber dieser Kampf aller gegen alle, dieser Zerfall in menschliche Atome, von denen jedes möglichst viel für sich selbst zu erraffen sucht, ist nur ein Durchgang. Mag es noch so toll zugehen: der Kern des Bürgertums, als ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht, bleibt unberührt. Er bleibt sich gleich, auch wenn Neugliederungen, Verfassungsänderungen, soziale Umschichtungen dem unfundigen Blick tiefgreifende Veränderungen vortäuschen, sei es denn, daß Vergiftungen der Erbmasse durch Aufnahme rassefremder Elemente das Volk in seiner Wurzel, in seinem Keimplasma verändern. Wie vor 100 Jahren der sog. dritte Stand sich neben die feudalen und klerikalen Schichten schob, so ringt heute der vierte Stand um seine politische Anerkennung, ganz ähnlich wie das in der Physiologie das Grundgewebe unseres Körpers tut¹⁾.

Aber nur dann wird dieser Kampf zur Gesundung des Staatsorganismus führen, wenn sich der vierte Stand seiner Aufgaben als tragender Substanz des Staates — als Grund- und Stützgewebe — bewußt bleibt und sich nicht Herrschergelüste anmaßt, die ihm nicht zukommen.

Es ist ganz unausbleiblich, daß im Volke — wenn es nicht unheilbar vergiftet ist — die Idee des Staates, der organisierten Gemeinschaft wiedererwacht. Die Erinnerung an die früheren Großzeiten wirkt da als aktiver Faktor. Heutzutage reden zwar viele Leute viel vom Staat, aber nur von einem solchen, wie er ihnen als Werkzeug ihrer Doktrinen, bzw. Machtgelüste voranschwebt. Vom wahren Staat, von der organischen Volksgemeinschaft sind diese Gebilde ebensoweit entfernt, wie der homunculus vom lebendigen Menschen. Die zahllosen Gesetze, Verordnungen, diktatorischen Wünsche, wie jeder denken und handeln solle, gleichen fort-

¹⁾ Die vom Verfasser vor zwei Jahrzehnten betonte Bedeutung des Grund- od. Stützgewebes für die gesamte Lebenstätigkeit des Organismus ist heute wieder neu „entdeckt“ worden und steht im Vordergrund medizinischer Forschung.

gesetzten Kampfer-Äther-Einspritzungen oder Sauerstoffinhalationen, mit denen der homunculus mühsam am Leben erhalten werden soll. Das Gesetz zum Schutz der Republik steht offensichtlich unter dem Motto: „Nicht berühren! Zerbrechlich!“

Der wahre Staat ist aber nicht denkbar ohne einen Staats-Zimmermann, der als Künstler die einzelnen Teile harmonisch zusammenfügt, die notwendigen Verbindungsstücke schafft und das Ganze mit dem Hauch der Zusammengehörigkeit auf Gedeih und Verderb durchtränkt. Auf diese Weise verleiht er jedem Einzelnen das Gefühl der gegenseitigen Unterstützung und der Sicherheit. Allmählich bildet sich dann wieder das Vertrauen, des einen zum andern heraus, vornehmlich aber zu denjenigen Persönlichkeiten, welche unter Hintansetzung ihrer eigenen Bequemlichkeit und Vorteile das Wohl des Ganzen zu ihrer Lebensaufgabe machen.

Wir heutige sind in unserem egoistischen Denken gar nicht mehr imstande, an selbstlose Männer zu glauben, die ihre Stelle als Staats-Zimmerleute nicht dazu benützen, sich selbst zu bereichern. Aber es gibt wirklich solche Menschen, und zwar — wenn auch vielleicht nicht viele, so doch mehr als wir annehmen, nicht bloß im alten Adel, von dem mir ein Bergarbeiter des Ruhrgebiets sagte: diese Leute sind viel zu vornehm, um sich bestechen zu lassen.

Das ererbte Vertrauen kam darin zum Ausdruck.

Diejenigen ephemeren Größen, welche die Könige ob ihrer Selbstherrlichkeit schmähten, sind gerade die, die am liebsten selbst sich in der Fülle der Macht sonnten und den geringsten Sinn für den sozialen Organismus des Staates besaßen, wie er in dem vielverkannten Friedrich Wilhelm I., Friedrich II. und so vielen süddeutschen Fürsten so lebendig war.

Ein langer Weg voll Mühen, Anstrengungen und Mißerfolgen liegt vor uns. Manche vermögen das Ziel, die soziale Harmonie oder den wahren Sozialstaat, nicht einmal in der Ferne zu erkennen. Sie arbeiten sozusagen planlos an dem Gewebe der Zukunft mit, während sie, verzweifelt über die gegenwärtigen Zustände, keinen Ausweg sehen. Aber gerade weil sie an das Heute die Sonde der Kritik und des Zweifels anlegen, bereiten sie das Morgen vor. Sie untergraben das Mißtrauen als ein Produkt krankhafter Verhältnisse und führen auf diese Weise Schritt für Schritt zu neuen Bedingungen, auf welchen dann mit dem Vertrauen auch die Freude am Staat und am Leben und damit neue Lebenskräfte erwachsen.

Das Recht auf Freude läßt sich für die Dauer kein gesundes Geschöpf verkümmern. Wahre Freude ist aber nicht bedingt durch momentane persönliche Vorteile, sondern durch vertrauensvolle Eingabe, durch rastloses Aufgehen in einer kleineren oder größeren Einheit, in welcher man sich geborgen und nach dem persönlichen Erlöschen in seinen Taten fortleben fühlt.

Nachtrag: Das in Nr. 14 dieser Zeitschrift besprochene Werk „Triebkräfte des Lebens“ von Generalarzt Dr. Butterfack ist bei Ferd. Enke in Stuttgart erschienen.

Paul von Sokolowski „Die Versandung Europas“¹⁾.

Versandung tritt ein, wenn im ewigen Kampfe zwischen Mensch und Natur die Letztere im Vordringen begriffen ist und somit die Kultur gefährdet. Maßgebend für den Ausgang des Kampfes des Menschen gegen die Natur ist das Verhältnis des Menschen zur Erde: Pflege des Bodens durch die besten Kräfte bedeutet Aufstieg; der Niedergang tritt ein, sobald die ehrfürchtige Kultur des Landes um seiner selbst willen schwindet. Das kann geschehen durch Mobilisierung des Bodens, d. h. die Umwandlung des Bodens in ein wirtschaftliches Verkehrsobjekt, meist eine Begleiterscheinung hoher Zivilisationsstufen, oder durch Sozialisierung des Bodens, die eine schwache oder sinkende Zivilisation zur Voraussetzung hat. Die Sozialisierung sieht im Boden ein Mittel zur Befriedigung eines landhungrigen Proletariats; sowohl durch die Mobilisierung wie durch die Sozialisierung wird die Herrschaft des Menschen über die Produktivkräfte des Bodens gelähmt, und die Versandung beginnt. Der Verfasser will durch sein Buch auf die Versandungsgefahr hinweisen, die der europäischen Kultur durch Rußland droht und entwirft ein umfassendes Bild des russischen Volkes, gestützt auf eine tiefgehende und scharfblickende Kenntnis des russischen Lebens und der russischen Psyche.

Ein wesentliches Kennzeichen des russischen Volkes ist seine Unfreiheit: es hat nie eine eigene aktive Zivilisation, die über die primitivste Bedürfnisbefriedigung hinausginge, gekannt. Der Druck der Tatarenherrschaft ist durch die Leibeigenschaft in der erbarmungslosesten Form abgelöst worden; als diese durch Alexander II. aufgehoben wurde, war im russischen Volke bereits jedes Gefühl für die Heiligkeit und Ehre der Arbeit getötet. Überdies wurde die Abhängigkeit vom Herrn abgelöst durch eine andere, die vom Gemeindegelde. Der Versuch Stolypins, einen unabhängigen Bauerstand zu schaffen, ist durch den Weltkrieg ins Stocken geraten. Alle revolutionären Agrarprogramme gehen auf Sozialisierung des Bodens aus; der Bauer will kein Recht am Boden, nur eine uneingeschränkte Nutzung desselben. Für kulturelle Werte, die auf dem Boden geschaffen werden können, hat das russische Volk kein Verständnis: der Boden ist ein Element, wie die Luft, das von allen genutzt werden kann.

Der Bolschewismus hält an der schrankenlosen Mobilisierung und Sozialisierung des Lebens fest. Die eigentliche Stütze des Kommunismus sind jedoch die Industriearbeiter, eine Masse, deren wirtschaftliche Bedeutung hauptsächlich in ihrer Bedürfnislosigkeit, nicht in hoher Qualitätsleistung bestanden hat. Vor allem fehlt dieser Klasse eine einheimische ethnische Führerschaft, weil die Verachtung physischer Arbeit einen

¹⁾ Verlag „Deutsche Rundschau“, G. m. b. H., Berlin.

Stand praktisch gebildeter technischer Führer nicht aufkommen ließ. Das Evangelium der Weltrevolution durch Diktatur des Proletariats ist ja auch darauf aufgebaut, daß die Natur infolge weitgehender Technisierung dem Menschen schließlich eine Existenz ohne die Notwendigkeit der gehassten physischen Arbeit ermöglichen werde; der Begriff der *W i r d e* der Arbeit an sich ist durch die jahrhundertelange Sklaverei völlig ausgeschaltet.

Da der völlige Zusammenbruch Rußlands durch den Weltkrieg vielen Fernerstehenden unerwartet kam, ist besonders für diejenigen, die an eine „russische Zukunft“ Europas glauben, das Kapitel „Das russische Volk am Scheidewege“ wertvoll; hier gibt der Verf. einen ausgezeichneten Überblick über die inneren Zustände Rußlands unter Alexander III. und Nikolai II. Der Kampf zwischen Staatsregierung und Semstwo wird hier in großen Zügen dargestellt. Sowohl die Autokratie, wie auch die Selbstverwaltung stützte sich auf die gleiche theoretische Grundlage, den *П а н с л а в и с м* u. s., der in die vortrefflichen Eigenschaften des russischen Mannes glaubt, dessen reine Seele vor den schädlichen Einflüssen der westlichen Kultur zu schützen sei; jede der beiden, sich bekämpfenden Richtungen sah in der *a n d e r e n* eine Verkörperung westeuropäischer Greuel (*d e u t s c h e* Autokratie resp. *w e s t e u r o p ä i s c h e r* Liberalismus). Der Verf. zeigt, wie beide Richtungen um die Seele des russischen Volkes kämpften: im Schulwesen, in der Rechtspflege, der Verwaltung, der Fürsorgetätigkeit u. s. w. Die *K i r c h e* wurde seitens der Regierung in weitem Maße in den Dienst ihrer Politik gestellt. Inmitten dieses Zwiespaltes wuchs die revolutionäre Bewegung in der russischen Jugend, vor allem in den Hochschulen, heran. Die Politik der „heilsamen Furcht“, durch welche die Regierung die Revolution zu bekämpfen suchte, blieb im wesentlichen ohne Erfolg, und im Gefolge des japanischen Krieges entsteht die erste „Proberévolution“, welche angesichts der bestialischen Zerstörungswut des russischen Mannes einen starken Umschwung nach rechts, auch in liberalen Kreisen, hervorruft. Unter diesen Umständen gelangte der letzte bedeutende Führer des alten Rußland zur Macht — *С т о л ы п и н*. Dieser suchte zunächst die Semstwokreise wieder der Staatsgewalt zu nähern, indem er die Gemeinsamkeit der Interessen beider in den Vordergrund rückte: Die neue Volksvertretung sollte organisch aus den Selbstverwaltungsinstitutionen abgeleitet werden; eine heilsame Stärkung der monarchischen Autorität wurde durch die Stolypinsche Wahlreform angebahnt; seine Agrarreform leitete eine Gesundung der bäuerlichen Verhältnisse in die Wege. Der Tod Stolypins war das Ende dieser letzten gesunden Bestrebungen im alten Rußland.

Die revolutionäre Bewegung Rußlands ist nicht denkbar ohne die tatkräftige Führung des *З у д е н т у м* s. Die Ostjuden, denn um diese handelt es sich hier, sind eine als historische Schicksalsgemeinschaft festgefügte Nation, im Gegensatz zu den Westjuden, welche eine Verschmelzung mit ihren Wirtsvölkern anzustreben pflegen. Die Judenpolitik der russischen Regierung hat sie zu eifrigen Förderern der revolutionären Idee gemacht; ihre Stärke bestand in ihrem festen inneren Zusammenhang, ihrem Einfluß auf die russische Presse, der Zersetzung der politischen Polizei durch die berüch-

tigte Provokation und in der geistigen Führung vieler russischer Parteien (Sozialisten, Kadetten), aber auch in der Begabtenauslese, welche die russische Bildungspolitik durch ihre Ausnahmegesetze für Juden in Schulen und Hochschulen erreichte. Auch im Kommunismus ist die jüdische Führung sehr bedeutsam; und doch ist nach Meinung des Verfassers gerade hier ein Wendepunkt in der Geschichte des jüdischen Einflusses auf Rußland zu verzeichnen: Lenin hat das Judentum auf die zweite Stufe eines nicht mehr maßgebenden Hilfsarbeiters zurückgedrängt. Auch innerlich ist das Ostjudentum schwer gefährdet: es hat zu viel von russischem Wesen in sich aufgenommen und ist selbst in die Versandung hineingezogen worden.

Ein Kapitel des Buches ist der Geschichte des *a u s l ä n d i s c h e n*, speziell des deutschen Einflusses auf die Entwicklung der russischen Zivilisation gewidmet, auch die Bedeutung des baltischen Einflusses wird ausführlich gewürdigt. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrh. beginnt die *E m a n z i p a t i o n* des Rußentums: die russische Intelligenz, sowohl die panslawistische wie die revolutionäre, sieht im Baltikum einen Fremdkörper und im neuen Deutschen Reich eine Gefahr für Rußland. Der deutsche Einfluß verliert im politischen und kulturellen Leben immer mehr an Boden, gewinnt aber im *W i r t s c h a f t s l e b e n* an Stärke, besonders in Handel und Industrie. Der Weltkrieg hat diese Beziehungen unterbrochen, das kommunistische Rußland hat sie jedoch wieder aufgenommen.

Die Frage, ob der deutsche Einfluß dem russischen Leben zum Segen gereicht habe, bejaht der Verfasser durchaus, indem er auf glänzende Leistungen Rußlands *w ä h r e n d* der Zeit dieser Einflüsse hinweist (Politik, Krieg, Literatur, Verwaltung ufm.), und auf den allgemeinen *V e r f a l l* auf all diesen Gebieten, der eintritt, sobald dieser Einfluß unter dem Andrang der russischen Intelligenz schwächer wird und diese die Führung selbst in die Hand nimmt.

Die verhängnisvollen Wesenszüge dieser russischen Intelligenz finden bei Sokolowski folgende Erklärung: Nach der Aufhebung der Leibeigenschaft beginnt durch nichts gehemmter Drang der häuerlichen Jugend zu den Mittel- und Hochschulen; der Sinn dieses Triebes war nicht die Sehnsucht nach Wissen, sondern der Wunsch, der verhassten physischen Arbeit zu entgehen. Die Folge war — ein rapides Sinken des Niveaus der Lehranstalten und die Entstehung eines geistigen Proletariats, welches meist durch Entbehrungen körperlich und geistig gebrochen, ganz untüchtig zu produktiver Arbeit war, dafür aber erfüllt von Bitterkeit gegen die herrschenden Zustände. Mißverstandene westeuropäische Literatur erfüllte dieses Proletariat mit revolutionären Ideen. Eine große Rolle in der Zersetzung der Intelligenz hat auch die *r u s s i s c h e F r a u* mit ihrem Streben nach völliger Gleichberechtigung mit dem Mann gespielt. Das Familienleben ist unter diesen Umständen völlig zugrunde gerichtet worden, und die heutigen kommunistischen Familienzustände sind nur die Krönung des schon von der früheren Intelligenz begonnenen Zerstörungswerkes. — Die nationalen Kreise sind mit ihrem tiefeingewurzeltem Widerstand gegen die Arbeit als fittliche Potenz immer zivilisationsfeindlich und daher auch fremdenfeindlich

eingestellt gewesen, da die Zivilisation in Rußland immer unter fremder Führung geschaffen worden ist.

Die Arbeitsfeindschaft der Intelligenz ist nach Ansicht des Verfassers der Beweggrund für Tolstois Arbeitsevangeliem gewesen: er wollte durch persönliches Beispiel dem Volke die Heiligkeit der Arbeit nahebringen. Er ist hierin völlig mißverstanden worden; erst seine kulturfeindlichen und anarchistischen Lehren fielen auf fruchtbaren Boden, weil sie der Kulturfeindlichkeit der russischen Intelligenz kongenial waren. —

Auch die vielbesprochene Frage der russischen Religiosität wird behandelt; der Verfasser gibt eine ausgezeichnete Analyse des russischen religiösen Lebens: die Kirche als Organ der Staatsgewalt, die trostlose Lage der Weltgeistlichkeit, das Abströmen des priesterlichen Nachwuchses durch die Seminare in die Universitäten und dadurch in die revolutionäre Intelligenz hinein — alle diese Probleme sind ausführlich dargelegt. Angesichts des Niederganges der orthodoxen Kirche taucht die Frage auf, ob das russische Volk aus sich heraus eine Erneuerung des religiösen Lebens hervorbringen könne. Diese Frage wird verneint; die Geschichte des russischen Sektenwesens zeigt, daß keine Sekte irgendwelche tieferen religiösen Gedanken hat verwirklichen können; anderseits ist die orthodoxe Kirche mit ihrer äußerlichen Ethik, die in der regelmäßigen Abwechslung von Sünde und Reue gipfelt und keine sittliche Selbstzucht fordert, der Passivität des russischen Charakters angemessen. Als Volksreligion ist die orthodoxe Religion ein primitiver Glaube an unerforschte Naturkräfte, und sie kann daher leicht ersetzt werden durch den Glauben an den technischen Fortschritt, den Dämon der Dampfkraft und Elektrizität, was der Kommunismus ja auch mit Erfolg versucht hat.

Rußland, das niemals verstanden hat, von sich aus Herr der Naturkräfte zu werden, sondern immer unter ihrem schweren Druck gestanden hat, ist heute mehr denn je der Versandung preisgegeben. Seit der Zeit Peters des Großen besteht aber auch für Europa immer die Gefahr, in diese Versandung hineingezogen zu werden. Schon das Zarenreich hat oft genug zerstörend in die Geschichte Europas eingegriffen, der Sowjetstaat erstrebt ganz bewußt die Zerstörung der europäischen Kultur durch die Weltrevolution. Nächst den Randstaaten ist Deutschland insolge seiner schweren Lage am meisten der Versandungsgefahr ausgesetzt, besonders der abgetrennte Osten. Die Abdrängung des deutschen Volkes vom Osten, von dem Boden, auf dem es seit Jahrhunderten fruchtbare Kulturarbeit geleistet hat, ist eine ungeheure Gefahr für Europas Kultur. Seit dem Weltkriege ist der russische Einfluß auf deutschem Boden in steter Zunahme begriffen, ohne daß ihm eine entsprechende Einwirkung des Deutschtums auf russische Dinge gegenüberstünde.

Der deutsche Kommunismus wird von Rußland aus gelenkt, die europäische Staatskunst steht den kommunistischen Führern völlig ratlos gegenüber, der dem Russen von Natur eigene Kollektivismus findet in der aus der Maschinenzivilisation hervorgegangenen Entpersönlichung des westeuropäischen Lebens sein künstliches Gegenstück, mit dem er wohl zu operieren

versteht. Aber auch das russische Emigrantentum hat durch Kunst und Literatur einen weitgehenden Einfluß auf Europa gewonnen. Dabei ist der auch den höchsten Schöpfungen des russischen Geistes eigene geistige Nihilismus die größte Gefahr für den Europäer, besonders den Deutschen, weil er, von ihm geblendet, sein wahres Wesen nicht zu erkennen vermag.

Eine Aufgabe von ungeheurer historischer Tragweite fällt heute den Randstaaten zu: durch eigene, möglichst gesteigerte Kultur der sarmatischen Versandung ein festes Bollwerk entgegenzusetzen. Daher hat auch Deutschland das größte Interesse daran, nicht nur die politische Selbständigkeit dieser Staaten zu wünschen, sondern sie auch wirtschaftlich und kulturell zu stärken.

In dieser Richtung liegt natürlich auch die Aufgabe des baltischen Deutschtums.

Das Buch von Sokolowski gehört zu den besten der Rußlandliteratur und ihm ist eine weite Verbreitung, besonders in Deutschland, zu wünschen.

W. Stillmark.

Nikolai Berdjajew — Der Sinn des Schaffens.

Von W. Klau.

Dieses tiefgründige Buch des russischen Philosophen Berdjajew nennt sich im Untertitel „Versuch einer Rechtfertigung des Menschen“ und stellt das Problem des Schaffens und des Schöpferischen überhaupt in den Mittelpunkt seiner „Anthropodizee“, d. h. einer Rechtfertigung des Menschen, die das Göttliche in ihm erschließen will, im Bewußtsein des Anbruchs einer neuen, religiösen Epoche der Menschheit. Berdjajews Buch interessiert nicht nur durch seinen von der christlichen Religionsphilosophie bisher abgelehnten Gedanken von der göttlichen Natur des menschlichen Schöpferiums, sondern auch durch die radikale, an Nietzsche geschulte Kritik an den Erscheinungen unserer Zeit in Kunst, Wirtschaft, Liebe, Politik, Philosophie, durch seine neue Deutung des Ganges der Geschichte, durch seine Prophezeiung des Anbruchs einer neuen Weltepoch. In diesem noch vor dem Kriege geschriebenen Werke, das erst kürzlich ins Deutsche übertragen wurde, finden sich Übereinstimmungen mit der Gedankenwelt kulturkonservativer Kreise des heutigen Deutschland, die erneut darauf hinweisen wie stark sich hier östliche und westliche Reformbestrebungen berühren. Mag man vieles allzu Dogmatische bei Berdjajew ablehnen, so kann doch die Lektüre seines Werkes nur von reichem Gewinn für jeden sein, der nach letzter Wahrhaftigkeit in geistigen Dingen verlangt.

Berdjajew geht von einer mystisch-philosophischen Tradition aus, die mit den Namen Paracelsus, Jakob Boehme, Angelus Silesius verknüpft ist. Grundlegend ist für ihn das Erlebnis des Gegensatzes zwischen dem göttlichen Kosmos, dem wahrhaft Seienden, und „dieser Welt“, die schemenhaft ist, entstanden durch den Abfall von Gott, und in der es keine

Freiheit gibt, wie im göttlichen Kosmos, sondern nur Notwendigkeit. Der Mensch ist der Kreuzungspunkt dieser beiden Welten, er ist Ebenbild Gottes, in die Freiheit des Schöpfertums und der Liebe gestellt und Geschöpf der Natur, ihr untertan und ihren Notwendigkeiten. Berdjajew betont immer wieder diese doppelte Natur des Menschen. „Der Mensch ist eine der Erscheinungsformen dieser Welt, eines der Dinge, im natürlichen Kreislauf der Dinge, und der Mensch tritt aus dieser Welt heraus als Ebenbild des absoluten Seins und überragt alle Dinge der Naturordnung.“

Berdjajew greift die mystische Lehre vom Menschen als Mikrokosmos auf und rechtfertigt mit ihrer Hilfe den anthropozentrischen Charakter seiner Philosophie. „Der Mensch ist ein kleines All, ist Mikrokosmos, das ist die grundlegende Wahrheit der Erkenntnis des Menschen und die grundlegende Wahrheit, die durch die Möglichkeit einer Erkenntnis selber vorausgesetzt wird.“ Berdjajew weist darauf hin, daß die Philosophen immer wieder zu der Erkenntnis zurückgekehrt seien, daß die Lösung des Mysteriums vom Menschen gleichbedeutend sei mit der Lösung des Mysteriums vom Sein. Weil der Mensch ein Spiegelbild des Alls ist, so sind alle Dinge des Alls in ihm enthalten, und es muß möglich sein, durch die Erkenntnis des Menschen vorzudringen zu der Erkenntnis des Seins. Diese Erkenntnis aber ist erreichbar einzig auf dem Wege der schöpferischen Intuition.

Für Berdjajew ist die Philosophie etwas der Wissenschaft durchaus Entgegengesetztes. Sie ist Schöpfertum, Kunst, Erkenntnis des Sinn- und Werthaften in der Welt. Sie ist im Leben immer religiös und fragt nach den Urgründen des Seins. Die Wissenschaft dagegen ist immer positivistisch gerichtet, sie will „Erkenntnis der Notwendigkeiten“ dieser Welt und ihr Zweck ist „Anpassung des Menschen an die Weltgegebenheit“. „Wissenschaft ist nicht Schöpfertum, sondern Gehorsam; nicht Freiheit ist ihr Element, sondern Notwendigkeit“. Von hier aus gelangt Berdjajew zu einer entschiedenen Ablehnung der „wissenschaftlichen“ Philosophie. „Unterordnung der Philosophie unter die Wissenschaft ist gleichbedeutend mit Unterordnung der Freiheit unter die Notwendigkeit“. —

Die Entstehung „dieser Welt“ der Notwendigkeit und der Unfreiheit, ihre Trennung vom göttlichen Kosmos erklärt Berdjajew symbolisch als Folge des Sündenfalles des ursprünglich gottebenbildlichen Menschen. Berdjajew unterscheidet, alten mystischen Traditionen folgend, drei Weltepochen: die Epoche des „Vaters“, des „Sohnes“ und des „Heiligen Geistes“. In der Epoche des „Vaters“ mußte der gefallene Mensch sich unter das Gesetz beugen, die Notwendigkeit „dieser Welt“ anerkennen, durch das Erscheinen des „Sohnes“, durch Christus geschah die Wiederherstellung der ursprünglichen Natur des Menschen und seiner göttlichen Bestimmung, die Erlösung von der Knechtschaft „dieser Welt“. Bis hierhin decken sich Berdjajews Lehren größtenteils mit den Erkenntnissen der christlichen Religionsphilosophie und den Geheimlehren der Mystiker. Mit seinen Gedanken vom Mysterium des Schaffens und der schöpferischen Berufung des Menschen aber gibt er der christlichen Religionsphilosophie eine entscheidende Wendung.

Die patristische Philosophie kannte nur das Mysterium des Sündenfalles und der Sündenerlösung, nicht das freie Schöpfungstum des Menschen in Gott. Auch später hat die Kirche das Schöpfungstum des Menschen nur geduldet, nie geheiligt. So kam der Humanismus als Gegenbewegung dazu, das Schöpferische im Menschen ohne Gott und gegen Gott zu bejahen. Der Künstler wurde zum Gegenpieler des Heiligen. Aber in Wahrheit ist das Schöpfungstum des Menschen gottgewollt, wenn auch nicht offenbart. „Gott erwartet vom Menschen selbst die anthropologische Offenbarung des Schaffens. Im Schöpferischen von unten her wird das Göttliche im Menschen erschlossen, im freien Antrieb des Menschen selber, nicht aber von oben her.“ Das tiefste Mysterium des Menschen erschließt sich uns im Schöpfungstum, denn „der Mensch ist dazu berufen, im freien Schaffen die Schöpfung Gottes fortzusetzen“. Dies ist die Aufgabe und der Sinn der dritten Weltepoch, der Epoche des „Geistes“. Durch das Schaffen befreit sich der Mensch von der Schwere „dieser Welt“ und gelangt in ein neues, höheres Sein. „In jedem schöpferischen Akt ist absoluter Gewinn, ist Zuwachs enthalten.“

Neben dem Mysterium des Schaffens steht das Mysterium der Liebe. Auch die Liebe ist nicht von „dieser Welt“ und erhebt den Menschen in ein göttliches Sein. Das Mysterium der Liebe aber ist mit dem Mysterium des Geschlechts verbunden, und hier eröffnet sich aufs neue die tragische Verknüpfung von Notwendigkeit und Freiheit. Berdjajew geht von der antistichischen Lehre von der Androgyne aus, dem Jungfrau-Jüngling, dem in sich abgeschlossenen, bisexuellen Menschen. Die Differenzierung von Männlichem und Weiblichem ist eine Folge von Adams kosmischem Fall. Das differenzierte, zerfallene Geschlecht wird zur Quelle der Zwietracht in der Welt, zu qualvoll unüberwindlichem Verlangen nach Vereinigung. Durch das Geschlecht ist nun Adam auf ewig an die Kette der Naturnotwendigkeit geschmiebet. Im Geschlecht ist keine Freiheit, sondern nur die Notwendigkeit „dieser Welt“, die Notwendigkeit der Gattung und des Triebes enthalten. Der sexuelle Akt vollzieht sich im Elemente der Gattung, außerhalb der Persönlichkeit. Der Geschlechtstrieb, der den Menschen beherrscht, ist Unterwerfung der Persönlichkeit unter das Element der sterblichen Gattung. Aber dem Menschen ist ein Ausweg durch die Liebe gegeben, welche die ursprüngliche Totalität des Menschen durch die jeelische Vereinigung mit der geliebten Persönlichkeit wiederherstellt. „Das Mysterium der Liebe steht über dem Gesetz und außer dem Gesetz, in ihm ist ein Ausweg aus der Gattung und der Gattungsnotwendigkeit enthalten, der Beginn einer Verklärung der Natur. Durch die Liebe wird die Schwere „dieser Welt“ überwunden.“

„Im schöpferischen Liebesakt erschließt sich das schöpferische Mysterium der geliebten Person. Der Liebende erschaut den Geliebten durch die Hülle der natürlichen Welt, durch die Rinde, die jede Person umschließt, hindurch. Die Liebe ist der Weg zur Erschließung des Mysteriums der Person, zur Aufnahme der Person in die Tiefe ihres Seins“.

In der Liebe und im Schaffen beschreitet der Mensch den Weg des heroischen Wagnisses und des Verzichtes auf Ungefährdetheit und Wohl-

geordnetheit. „Die Liebe und das Schaffen sind tragisch in dieser Welt, sie lassen keine Wohlfahrt zu und ordnen sich auch keinerlei Normen unter“. Der Aufstieg des Menschen aus „dieser Welt“ in ein göttliches Sein erfordert höchste und tragische Opferbereitschaft.

Neben dem tragischen Menschen, der die Welt schöpferisch überwindet, steht aber der Typus des Bourgeois, der sich in „dieser Welt“ eingerichtet hat und in ihrer Notwendigkeit verharret.¹⁾ „Das Bourgeoisium ist Anpassung an die Gegebenheit der Welt zwecks Geordnetheit, Ruhe und Ungefährdetheit in dieser Welt“. Berdjajew weist darauf hin, daß das Bourgeoisium in seiner letzten, folgerichtigen Entwicklung notwendig zum Sozialismus führt. „Die Ideale des Sozialismus sind bürgerliche Ideale. Er erstrebt nichts als Reichtum und ein zufriedenes Leben für alle, er will nur eine allgemeine Bürgerei. Der Sozialismus ist die letzte Wahrheit und die letzte Gerechtigkeit des Bourgeoisiums“. Der Sozialismus ist in allem „dieser Welt“ und ihren untragischen Idealen hörig. Darum vermag er auch keine wahre Gemeinschaft zu schaffen. „Der materialistische Sozialismus verneint am allermeisten die Gemeinschaft in der Liebe, die Gemeinschaft im Geiste und anerkennt nur die Gemeinschaft in der Notwendigkeit, in der Materie.“ Er erschafft ein Zerrbild des wahren Reiches Gottes auf Erden.

Aus Berdjajews religiöser Grundhaltung und seiner Überzeugung, daß allein die innere Wandlung des Menschen nütze, erwächst seine Ablehnung aller Revolutionen. „Alle Revolutionen, sowohl die politischen als die sozialen, sind auf eine mechanische, äußere Zerstörung des Gesetzes und der Erlösung, des Staates und der Kirche gerichtet. Diesen Revolutionen fehlt es an der wahrhaften Revolution des Geistes; sie sind nicht schöpferisch, sondern reaktionär, sind rückwärts, nicht vorwärts gerichtet. Die im Geiste schöpferischen Menschen sind gar nicht revolutionär im sozialen, mechanischen Sinne des Wortes. Ihre Revolutionen sind unvergleichlich radikaler, tiefer an die Wurzeln greifend, organisch. Das Schöpfertum erschafft einen neuen Menschen und einen neuen Kosmos, eine neue Gemeinschaft von Mensch zu Mensch und zwischen Mensch und Kosmos.“ Berdjajew sieht in den Erschütterungen unserer Zeit, in der Krise von Kunst, Moral, Politik, Liebe und Wissenschaft die ersten Anzeichen einer neuen Epoche, einer solchen schöpferischen Revolution, die vielleicht zum Reiche Gottes hinführt.

Ein kurzes Referat kann nicht entfernt den Reichtum dieses sehr abseitigen und tiefen Buches erschöpfen; es muß sich damit begnügen, Hinweis und Anregung zu eigener Lektüre zu sein.

¹⁾ Ein ähnlicher Gegensatz, wie zwischen „Günstling der Natur“ und „großen Kopf“ bei Fr. Würzbach. R. v. E.

Aus deutscher Geistesarbeit

Monatschrift für wissenschaftliche und
kulturelle Fragen der Gegenwart

Schriftleitung: Dr. R. v. Engelhardt — Dorpat

Nr. 18

Freitag, den 20. Dezember 1929

5. Jahrgang

Dr. h. c. Burchard von Schrenck †.

Geb. 2. Aug. 1865, gest. 13. Nov. 1929.

Zum Gedächtnis.

Burchard von-Schrenck ist uns durch einen plötzlichen Tod entrisSEN worden. Aus reich gesegnetem vollem Arbeitsleben wurde er sanft und schmerzlos ohne vorhergehende Krankheit abberufen. In tiefer Trauer steht das baltische Deutschtum seiner engeren Heimat, Livland, an seiner Gruft. In seltener und ergreifender Einmütigkeit folgte ihm der tiefempfundene Dank der Heimatgenossen nach, denn sein Leben war Dienst und Opfer für uns, für unsere Heimat. Mit Rat und Tat, in unwandelbar gleichgestimmter Gesinnung hat er Ziel und Aufgaben, die sich unser Blatt in den fünf Jahren seines Bestehens gestellt hatte, unterstützt und gefördert. Unvergessen bleibe ihm die treue Waffenbrüderschaft im Kampf um unser angestammtes geistiges Erbgut, um die beste altbaltische Tradition. Dieser echte vornehme Konservatismus war sein Bluterbe, nicht aber in jener erstarrten unfruchtbaren Form romantischer Vergangenheitssehnsucht, sondern als innere Verpflichtung, die gegenwärtige Wirklichkeit (die Gegenwart) nach dem ihm innewohnenden Gesetz, organisch nach der eigenen Entelechie zu gestalten, die Vergangenheit für die Gegenwart fruchtbar zu machen.

Man glaubt heute dem Zeitgeist Rechnung tragen zu müssen, indem man das Ziel möglichst niedrig und nahe steckt, das hohe und weite Ziel lähme Antrieb und Tat.

Burch. v. Schrenck's Lebensgang zeigt uns eindeutig, daß die Leute irren, die so reden.

Es gibt nur noch wenige unter uns, die das altbaltische Ideal so tief erfaßten, so klar in Wort und Schrift deuteten und so energisch und zielbewußt in die Tat umzusetzen suchten, wie er. Und trotzdem — oder sagen wir besser auf dieser Grundlage hat Schrenck eine charitative soziale Tätig-

keit auf kommunalem Gebiet entwickelt, die als leuchtendes Beispiel vor uns steht. Die leibliche Gesundheit des sozialen Organismus verdankt ihm durch Organisation aller Art unendlich viel, die Bevölkerungsstatistik der Stadt Riga, von seiner Hand aufs Gewissenhafteste bearbeitet, fand den Beifall nicht nur in Petersburg und Moskau als einzigartige Leistung auf diesem Gebiet im weiten russischen Zarenreich, sondern auch die Anerkennung der deutschen wissenschaftlichen Welt.

Zu der wissenschaftlichen Erkenntnis des Sinnzusammenhangs in der Bevölkerungsbewegung als einer nach organischen Gesetzen verlaufenden, gesellte sich sogleich auch die sittliche Pflicht, die Bedingungen für diese Bewegung möglichst günstig und normal zu gestalten, die Gefahren, die ihr drohten (Krankheit, Säuglingssterblichkeit, Alkoholismus, Verbrechen, Geburtenrückgang) nach Möglichkeit auszuschalten.

Hier trat insbesondere der Gedanke an die Hebung des sittlichen Niveaus der Bevölkerung in den Vordergrund des Aufgabenkreises. War es das alte Erbgut, das von mütterlicher Seite, die Mutter war die geistvolle Schwester des Moralstatistikers Alexander v. Dettingen — in ihm lebendig wurde?

So wirkte Burchard v. Schrenk in höchstem Maße *gemeinschaftsbildend* nicht durch Bürokratisierung der Institutionen und Erweiterung ihrer Kompetenzen, sondern durch das Betonen des sittlichen Kerns der ganzen Aufgaben.

So erhielt diese ihre werbende Kraft durch ihren ideellen Gehalt, den er nicht nur in Wort und Schrift betonte, sondern dessen Realisierung er in erster Linie von sich selbst forderte und in hohem Maße opferbereit erfüllte. Wenn in diesen Seiten immer wieder auf diese Aufgabe unseres Führertums hingewiesen worden ist, so hat uns der heimgegangene Freund gezeigt, daß der ideelle Geist altbaltischer Tradition sich keineswegs in Gegensatz zur Wirklichkeit stellt, sondern die treibende Kraft jeder geschichtlich von uns geforderte Aufgabe, der einzig und allein gebotene Weg unserer Entwicklung sein muß, sofern wir das Recht unseres Lebensraumes für uns in Anspruch nehmen wollen.

Burchard von Schrenk war einer der—theuesten Repräsentanten einer baltischen Geistigkeit, die aus vierfacher Wurzel die Kraft zur Tat gewann. Diese Brunnenstuben baltischen Geistes aber waren, wie wir das an anderer Stelle ausführlich dargestellt haben¹⁾, das Luthertum, der spezifisch-baltische Patriotismus, der klassische Geist Weimars und der organische Entwicklungsgedanke.

Wie aus dieser vierfachen Wurzel die einzigartige geschlossene Persönlichkeit erwuchs, die keine Kompromisse kannte und sich kampfesfroh der geschlossenen Front der Mittelmäßigkeit und der Konjunkturpolitik entgegenstellte, haben wir dankbaren Herzens miterlebt. Dieser unbeugsame Radikalismus im Eintreten für das Ideal, für seine Weltanschauung,

¹⁾ Vergl. „Baltisches Geistesleben“ Heft 5/6. Die Gebrüder von Dettingen.

war aber keineswegs Ausfluß eines gewalttätigen Machtwillens, einer überheblichen Betonung der eigenen Person, sondern die heilige Pflicht des Gehorsams gegenüber dem normativen Gebot, dem kategorischen Imperativ des

„So sollst du sein, dir kannst du nicht entfliehen
So sagten schon Sibyllen, so Propheten
Und keine Zeit, und keine Macht zerstückelt,
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.“

Burchard v. Schrenck war durch und durch der Typus des „sozialen Menschen“.

Durch die schwere Schule körperlicher und seelischer Leiden war er gegangen, tiefste seelische Anfechtungen blieben ihm nicht erspart, das Gefühl der Unzulänglichkeit hemmte den Flug des Geistes, die Frißche der Tat, aber doch trug immer wieder der feste Glaube an den Sinnzusammenhang des Weltganzen, den Sinnzusammenhang zwischen Gott und Mensch und seiner irdischen Aufgabe den Sieg davon.

Und er fühlte sich als „Organ“ dieser Aufgabe.

Dieser Glaube aber war getragen von einer tiefen Ehrfurcht vor den höchsten Werten, vor dem letzten Unerforschlichen, vor der heiligen Ordnung des Lebendigen. Und wo er einen Abganz dieser höchsten gesetzmäßigen Ordnung fand, sei es im Menschen, seinen Gedanken und Worten, sei es in der Natur, in der heimatlichen Landschaft oder der schillernden Pracht eines Schmetterlings, da leuchtete sein freudefähiges Auge in frohem Glanz, da strahlte Liebe zu dem Geschöpf aus seinem ganzen Wesen, da konnte er aus vollen Händen von dem erlebten Reichtum in schlichter oder dichterischer Form andern schenken.

In dieser Fähigkeit der Freude lag die zündende Kraft seiner Begeisterung, die sich in „enthusiastischen Reflexionen“ kund gab.

Aber neben dieser Mitfreude, die ihn in selten selbstloser Weise an fremdem Gelingen, als wäre es das eigene, lebendigen neidlosen Anteil nehmen ließ, war das MitLeiden einer der Wesenszüge seines Gemütslebens. Die eigenen Prüfungen hatten sein Mitgefühl für Leiden und Schmerzen des Nächsten geschärft, er war ein Mitfühlender, wie es deren wenige gibt. Und auch hier blieb es nicht beim Gefühl und beim tröstenden Wort, opferbereite Tat war ihm Bedürfnis.

Er war ein Schenkender, dessen linke Hand nicht wußte, nicht wissen wollte, was die rechte tat. Über dieses Schenken in der Stille war der feinsche Schleier des Verborgenen gebreitet, wie über Schrenck's ganzem Wirken jenes echt „Humane“ liegt, das von innen heraus, in der Stille treibende Kraft des Lebens ist.

So steht er vor uns, soweit wir Menschen werten und urteilen dürfen, als einer, der sein ganzes Leben lang „strebend sich bemühte“, der erlöst ist, weil „die Liebe von Oben“ an ihm teilgenommen, sein zeitlich-irdisches Wirken gesegnet hat.

Wir schließen diesen Dank, den wir dem Gedächtnis des dahingegangenen Freundes weihen, mit Worten Goethe's, die besser als unsere eigenen, ein Bild des Verstorbenen geben, der nicht nur die Worte seines Meisters liebte und verehrte, sondern sie — wie selten einer — g e l e b t hat.

R. v. E.

Goetheworte.

Was fruchtbar ist, allein ist wahr.

So lang man lebt, sei man lebendig!

... Aufopferung die erste und letzte Tugend, worin alle übrigen enthalten sind.

Mache ein Organ aus dir und erwarte, was für eine Stelle dir die Menschheit im allgemeinen Leben wohlmeinend zugestehen werde.

Angeborene Kraft und Eigenheit bestimmen mehr als alles übrige des Menschen Schicksal.

Man muß tüchtig geboren sein, um ohne Kränklichkeit auf sein Inneres zurückzugehen. Gesundes Hineinblicken in sich selbst, ohne sich zu untergraben, nicht mit Wahn und Fabeln, sondern mit reinem Schauen in die unerforschte Tiefe sich wagen, ist eine seltene Gabe.

Nicht allein das Angeborne, auch das Erworbene ist der Mensch.

Auf diesem beweglichen Erdball ist doch nur in der wahren Liebe, der Wohlthätigkeit und in der Wissenschaft Freude und Ruhe.

Das Sicherste bleibt immer, daß wir alles, was in und an uns ist, in That zu verwandeln suchen.

Seelenleiden, in die wir durch Unglück oder eigne Fehler geraten, zu heilen, vermag der Verstand nichts, die Vernunft wenig, die Zeit viel, entschlossene Thätigkeit hingegen alles.

Wie doch alles Höhere — im Wissenschaftlichen und so durchaus — alsbald ethisch wirkt und so viel sittlichen Vorteil bringt.

Mut und Bescheidenheit sind die unzweideutigsten Tugenden, denn sie sind von der Art, daß Heuchelei sie nicht nachahmen kann.

Eines aber bringt niemand auf die Welt, das, worauf alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten ein Mensch sei: Ehrfurcht.

Man lernt nichts kennen, als was man liebt und je tiefer und vollständiger die Kenntnis werden soll, desto stärker und lebendiger muß Liebe, ja Leidenschaft sein.

Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche, deine Pflicht zu thun, und du weißt gleich, was an dir ist. — Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages.

Missgunst und Haß beschränken den Beobachter auf die Oberfläche, selbst wenn Scharfsinn sich zu ihnen gesellt; verschwifert sich dieser hingegen mit Wohlwollen und Liebe, so durchdringt er die

Welt und den Menschen, ja, er kann hoffen, zum Allerhöchsten zu gelangen.

Eine Idee darf nicht liberal sein; kräftig sei sie, tüchtig, in sich abgeschlossen, damit sie den göttlichen Auftrag, produktiv zu sein, erfülle. Noch weniger darf ein Begriff liberal sein, denn der hat einen ganz anderen Auftrag. Wo man die Liberalität aber suchen muß, das ist in den Gefinnungen, und diese sind das lebendige Gemüt...

Und was in schwankender Erscheinung lebt,
befestiget mit dauernden Gedanken:

Es gibt eine enthusiastische Reflexion, die von dem größten Wert ist, wenn man sich von ihr nur nicht hinreißen läßt.

Will jemand einen klaren Stil schreiben, so sei es ihm zuvor klar in seiner Seele. Und will jemand einen großartigen Stil schreiben, so habe er einen großartigen Charakter.

Lassen Sie uns bedenken, daß wir dies Jahr das Reformationsfest feiern und daß wir unseren Luther nicht höher ehren können, als wenn wir dasjenige, was wir für recht, der Nation und dem Zeitalter ersprießlich halten, mit Ernst und Kraft, und wäre es auch mit eigener Gefahr verknüpft, öffentlich aussprechen.

Ein Artikel meines Glaubens ist es, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustande ganz allein der höheren Stufen eines folgenden Wert und sie zu betreten fähig werden, es sei nun hier zeitlich oder dort ewig.

Denn die Gefinnung, die beständige
Sie macht allein den Menschen dauerhaft.

* * *

„Die Menschen werden durch die Gefinnung vereinigt, durch Meinungen getrennt.“ Erfassen wir nicht die Wahrheit dieses Goethewortes immer wieder? Zunächst seinem positiven Teile nach. Denn was anders hält uns Balten zusammen und macht uns dadurch „dauerhaft“ als „die Gefinnung, die beständige?“... Sie baut die geistige Konstitution unseres Wesens auf. Sie ist der feste in sich ruhende Punkt, zugleich aber der feimkräftige: eine wirkende, produktive Lebenskraft, die nicht nur ausharrt durch alle die wechselnden Jahreszeiten der „Verhältnisse“, sondern Neues schafft und in den Grenzen ihres Machtbereichs selbst die Verhältnisse gestaltet. Nur durch sie sind wir, was wir sind und bleiben wir, was wir waren.

(B. v. Schrenk. „Gemeinschaftsbauende Kräfte“. „Aus deutsch. Geistesarbeit“. 1. Jahrg. 1925. Nr. 9.)

Zum Jahresschluß.

Von R. v. E.

Auf einem Diskussionsabend in Reval sprach vor wenigen Wochen unser Mitarbeiter M. Walter über zivilisatorische Schäden, die — wie in ganz Europa — auch unsere traditionelle Kultur bedrohen¹⁾. Ganz besonders droht die Gefahr dort, wo bisher die festesten Bindungen für unser traditionelles Erbe lagen — in der Familie und der Familiensitte.

Das baltische Haus verliert seinen erbeigentümlichen Charakter und die öffentlichen Institutionen und Gemeinschaftsformen, wie Schule, Berufsgenossenschaft, politische Partei übernehmen seine Aufgabe. Daß diese weitmehr, als das Haus dem zivilisatorischen Zeitgeist unterworfen sind, wird niemand leugnen.

Wie überall, so zeigte sich auch in der Diskussion jenes Abends der deutliche Gegensatz zwischen denen, die diese Schäden zugaben, ihren Ernst erkannten und Abhilfe verlangten und denen die mit halbem Zugeständnis, solche Mängel als kleine unvermeidliche Schönheitsfehler einer jeden Übergangszeit bedauerten, ihre Bedeutung aber im Vergleich zu dem offensichtlichen Aufstieg unserer Bildungsarbeit, unseres wirtschaftlichen Lebens gering werteten.

Der Gegensatz liegt nicht so sehr in der Erkenntnis der Tatsachen, als in ihrer Deutung. Die Bewertung nicht nur der wesentlichen Lebensbedingungen, sondern viel mehr noch die unserer eigentlichen Lebensaufgabe, des spezifischen Sinnes unseres Lebens ist hier und dort eine verschiedene.

Man spricht heutzutage so viel von Krisis: Krisis der Weltanschauung, der Wissenschaft, des Intellektualismus, Krisis der Kirche, der bürgerlichen Gesellschaft, des Kapitalismus und ähnlichem.

Aber diese Krisis, die nun schon in Europa fast ein Jahrzehnt dauert, zeigt noch keineswegs das Charakteristikum jeder Krisis, nämlich, daß sie zu einem plötzlichen und radikalen Umbruch der Lebenskurve führt — zu Gesundheit oder Tod.

Die lange Dauer einer Krisis ist meist ein besorgniserregendes verhängnisvolles Zeichen, daß die Reaktionsfähigkeit des Organismus nachgelassen hat. Sollten wir nun allein die Glücklichen sein, welchen schon ein deutliches Ansteigen der Lebenskurve beschieden ist?

Man sollte doch nicht zu schnell mit einer optimistischen Prognose bei der Hand sein, solange man noch nicht einmal die Bedeutung der Symptome erkannt hat, die für den tiefen Sitz und den schleichenden Charakter der Krankheit ausschlaggebend sind.

Wenn Potentaten oder prominente Persönlichkeiten erkranken, werden in der Presse Krankheitsbulletins gebracht, deren pythische Doppeldeutigkeit bekannt ist. Der Tatbestand muß gemildert, verschleiert werden,

¹⁾ Der Vortrag kann leider erst in einer der folgenden Nummern erscheinen.

um unliebsame Auswirkungen auf politischem, wirtschaftlichem Gebiet zu vermeiden. Das geht so lange, bis man eines Tages vor nackten Tatsachen steht, die nicht mehr verschleiert werden können. Dann treten die gefürchteten Auswirkungen in weit schärferer Form hervor. Ähnliche Bedenken mögen es sein, die auch bei uns Anlaß sind, die trübe Wirklichkeit in freundlichem Lichte zu zeigen, oder ist es die Nähe des Schauplatzes, die unser Auge für die Erkenntnis der wahren Sachlage trübt?

Vielleicht hilft uns ein Blick hinüber nach Deutschland, um die Zeichen der Zeit richtig zu deuten. An ehrlicher und völlig unzweideutiger Kritik nicht nur der politischen und wirtschaftlichen Lage sondern ebenso, ja fast noch mehr der innerpolitischen, kulturell-erzieherischen Arbeit fehlt es drüben wahrhaftig nicht und die beruhigenden Bulletins offiziellen Charakters finden wenig Glauben, weil das öffentliche Vertrauen zu den Ausgabestellen dieser Bulletins fehlt¹⁾.

Allein die Kritik an den bestehenden Zuständen, der Hinweis auf ihre drohenden Gefahren bleibt relativ unwirksam, weil jeder Kritiker den Hauptschaden an anderer Stelle zu finden glaubt, insolgedessen auch die empfohlenen Heilmittel allzu verschiedener Provenienz sind. Damit gewinnt man nicht das Vertrauen derjenigen, die ratlos fragend den Abstieg sehen, aber die Ursachen nicht erkennen.

Aber doch mehrten sich drüben die Zeichen, daß man, nachdem man sich nun weidlich über die ganze Symptomatologie ausgesprochen hat, immer mehr in die Tiefe des Krankheitsproblems vordringt und man nun wohl erwarten darf, daß auch ein einheitlicher Heilplan gefunden wird.

Nicht diejenigen Bekenntnisse deutschen Geistes und deutscher Gesinnung sind uns für diesen inneren Umschwung, für den Sinn dieser Zeitwende charakteristisch, welche während der ganzen Nachkriegszeit den verhängnisvollen Gestaltwandel der deutschen Seele zum Amerikanismus, zum mechanisierten Lebensbetriebe, zur Demokratisierung und Utilitarisierung offenen Auges kommen sahen und ihn bekämpften. Symptomatisch für jenen oben angedeuteten Gesinnungswechsel sind uns vielmehr die Zeugnisse derer, die sich mit beiden Füßen auf „den Boden der geschichtlichen Tatsachen“ gestellt hatten, weil sie glaubten, der brutalen Wirklichkeit nur mit der gleichen Waffe Herr zu werden, mit Amerikanisierung, Betriebschaft, demokratischer Konjunkturpolitik, „neuer Sachlichkeit“ und ähnlichem — bis sie denn eines Tages in einer kurzen Atempause bemerkten, wohin dieser Wettlauf sie geführt hatte.

Solche Stimmen — wie etwa die eines August Winnig („Zehn Jahre deutscher Republik“) — sind für diese Frage von entscheidender Bedeutung.

An einem anderen Beispiel wollen wir den Stimmungswechsel von heute zu schildern suchen.

In den Nachkriegsjahren hatte sich der hochgebildete Herausgeber „Der Tat“ Eugen Diedrichs in Gena die Aufgabe gestellt, seine Zeitschrift

¹⁾ Vergl. die vorige Nr. „Das öffentl. Vertrauen usw.“ von Dr. Buttersack.

den verschiedenen Geistesströmungen in Deutschland zu freier Aussprache zur Verfügung zu stellen. Jedes Einzelheft wurde so zum Spiegel einer bestimmten weltanschaulich gebundenen Gemeinschaft, bald des Protestantismus, bald des Katholizismus, bald der Steiner'schen Anthroposophie, bald ihrer Gegner u. s. f.

In jener Zeit wurde auch dem Schreiber dieser Zeilen auf seine Bitte ein Heft zur Verfügung gestellt, welches das Programm einer „organischen Kultur“ entwickeln sollte. Der Herausgeber Eug. Diedrichs stand dieser ausgesprochenen Programmatik skeptisch gegenüber, aber bald zeigte sich, daß das Heft in weiten Kreisen Interesse und Beifall weckte. Bald folgten in „Der Tat“ zahlreiche Aufsätze, die das gleiche Thema behandelten. Die romantische Naturphilosophie der klassischen deutschen Epoche mit ihrem zentralen Gedanken einer organischen Entwicklung auf allen Gebieten unseres Lebens wurde zu neuem Leben erweckt. Goethe's Morphologie, die Namen eines Carus und Planch wurden wieder der Vergessenheit entzissen. An Stelle der analysierenden rationalen Kritik trat das intuitive synthetische Erfassen der organisch gewordenen Ganzheit. Diese Bewegung blieb aber auf eine dünne Schicht geistig Interessierter beschränkt. Anstatt nun diesen Gedanken, in die Sprache des Alltags und des Berufslebens übersetzt, weiteren Schichten unserer zerrissenen Volksgemeinschaft nahe zu bringen, verlegte man wiederum den Akzent auf die abfällige Kritik der jüngsten Vorkriegs-Vergangenheit, die alte ständische Gliederung war schuld am Zusammenbruch und der Zerrissenheit unserer Volksgemeinschaft. Es war die unfruchtbare Kritik, das nörgelnde Ressentiment der „Enterbten“, das abgestandene Evangelium der Sozialdemokratie,

Auch „Die Tat“ ist von dem Vorwurf dieser Tendenz nicht freizusprechen, wenn auch hier der verhängnisvolle deutsche Erbfehler, die Sucht nach sachlicher Objektivität um jeden Preis der Vater des Gedankens war. Unter solchen Zeichen stand der letzte Jahrgang der Zeitschrift unter der Schriftleitung Dr. Rudhoffs. Seit Oktober 1929 hat Diedrichs wiederum die Schriftleitung übernommen und aus seinem einführenden Aufsatz, der Ziel und Aufgabe der „neuen“ „Tat“ kurz skizzieren soll, seien ein paar Sätze wiedergegeben, die „zur Gestaltung neuer Wirklichkeit“ — so heißt der Untertitel der Monatschrift — den Weg zeigen sollen:

„Überblickt man heute das geistige Leben der Nation, so scheint es reger und vielgestaltiger zu sein, denn je. Quantitativ ist die Zahl der Werke und Bücher, die jährlich erscheinen, im Anwachsen. Und trotzdem, sieht man genauer hin, so bekommt diese Produktion etwas Maschinelles. . . Im Bereich des Geistes selbst aber herrscht eine verdächtige Stille. . . . man hält vergeblich Ausschau nach dem Ansturm der neuen Kräfte, die neue schöpferische Werte herausbringen.

Diese Kräfte sind trotzdem heute vorhanden. . . Aber sie leben in den Fesseln einer Zeit, die die Freiheit außer acht gelassen hat. . . .“

„Dieser geistige Kampf wird heute eingeengt durch die politischen und namentlich die wirtschaftlichen Fak-

loren, durch eine ungeheure Mechanisierung des Lebens, die die geistige Freiheit auf ein Mindestmaß beschränkt.“

„Ich glaube, ich gehe nicht fehl, wenn ich nach den Gesetzen des Rhythmus als nächste Stufe der literarischen Entwicklung den Ruf „synthetischer Realismus“ prophezeie. . . . Er wird unsere Literatur dadurch befruchten, daß sie ihre Kräfte erhält aus wirklichen Bindungen, nämlich aus der Verwurzelung des Menschen in Landschaft und Blutserbe. . . . Was uns heute fehlt ist: der Mensch in dieser Zeit. Er kämpft heute noch verzweifelt mit den riesigen unpersönlichen Gebilden, die ihn unterworfen haben: den Trusts, den Konzernen, den Maschinen und dem unpersönlichen Räderwerk des politischen und wirtschaftlichen Lebens. Was gilt heute der Mensch? Was gilt die Persönlichkeit?“

„Der schöpferische Mensch kommt heute nicht darum herum, den Kampf mit den realen Mächten der Zeit aufzunehmen und durchzuführen. Dieser schöpferische Mensch ist ein geistiger Mensch, wie seine Vorgänger vor ihm, aber er ist nicht mehr jener literarische Mensch, wie es seine Vorgänger zum Teil noch waren.“

„Es muß sich jetzt eine neue geistige Schicht bilden, die durch Verantwortungsgefühl gegenüber unserem geistigen Erbgut alle Gruppen und alle Stände im Willen ergreift und diesen Willen zu einer Gemeinschaft des Denkens ausbildet. Was uns heute fehlt in Deutschland ist diese geistige Schicht, die als Träger der Kultur walten kann.“

Und die Kampfesparole, das Kampfprogramm lautet: „Jeder ehrliche Kampf ging bisher für die Freiheit. Und wir werden diesen Kampf führen um die Freiheit jener Schicht, die bereit ist, geistige Werte vor den anderen Werten gelten zu lassen.“

In einem weiteren Aufsatz von Hans Zehrer „Die Revolution der Intelligenz“ finden wir folgende Sätze, welche das Fazit aus der Revolution von 1918 ziehen, „die Macht geriet aus Zufall, da keiner sie wollte, in die Hände derjenigen, die sie am wenigsten erstrebt hatten: der Masse, der Mittelmäßigkeit!“

„Alle bisherigen Bewegungen waren Bewegungen von Minoritäten oder im Interesse von Minoritäten“ sagt das Kommunistische Manifest. Man muß diesen Satz prägnanter definieren: alle Bewegungen waren zunächst geistige Bewegungen von intelligenten befähigten Minoritäten, die der Initiative aus der Diskrepanz zwischen dem „was ist und dem was sein soll“ entsprang.

In einem weiteren Aufsatz „Der Weg in das Chaos“ schildert derselbe Autor in ausgezeichnet klarer Weise die Gründe für die Langsamkeit des inneren Umwandlungsprozesses in Deutschland. Es ist der Verlust des „totalen Lebensgefühles“ durch die „im Krieg verbrauchte und restlos niedergebrannte Fähigkeit des Volkes zum Rausch, Aufschwung und zu einer nur in der Kollektivbegeisterung möglichen totalen Lebensintensität“ und es ist die „wirtschaftliche Gebundenheit“ des „nicht

mehr selbständig arbeitenden Individuums," von der es sich nur „durch einen individuellen Akt geistiger Initiative befreien kann.“

Das sieht alles noch nicht nach einem Weg ins Freie aus. Den scheint uns Hans Thomas in dem Abschnitt „Die zweite Welle“ zu zeigen. Die erste Welle — das war die Generation, die noch unter dem Zeichen des Fronterlebnisses stand, die „mit denselben Mitteln weiterkämpften, die sie draußen gelernt hatten.“

„Die erste Welle der Kriegsgeneration hat sich totgelaufen, es folgt die zweite Welle.“ Diese erste Welle forderte: „Wir sind die neue Wirklichkeit, gebt uns die Macht, damit wir sie schaffen können.“ „Das war nicht falsch gedacht, aber es war kindlich gedacht und idealistisch und jung. Uns heute interessiert die Politik auch, denn es ist alles, was heute geschieht, Politik. Aber uns interessiert die Politik nicht allein. Wir tauchten alle in einem Beruf (dem politischen!) unter, den wir wie eine Maske vor uns zogen. Wir paßten uns an, machten mit, weil wir leben mußten.

Heute aber ist der Augenblick gekommen, wo unsere Auseinandersetzung mit jenem Stück alter und verbrauchter Wirklichkeit, an das wir zufällig geraten sind, beginnt. . . .“ Diese Generation „hat nichts, das sie gelten lassen kann, sie besitzt nichts, das sie ungeprüft annehmen kann. . . .“

„Da wurde z. B. jemand Arzt. Diesen Arzt geht es wieder um die letzten Dinge der Medizin. Gibt es überhaupt einen Fortschritt in der Medizin? Ist nicht alles Wissen Stückwerk? Ist die Heilwissenschaft nicht von einer furchtbaren Problematik und Unsicherheit? . . .

Daß diese Generation nicht mehr die robuste Zufriedenheit der alten Bankbeamten, die selbstsichere Diagnose des alten Rassenarztes . . . haben kann, ist selbstverständlich. Sie ist still, bescheiden und verschlossen. . . . Es ist durchaus denkbar, daß diese Schicht ebenfalls sang- und klanglos verschwinden würde, wie die erste Welle vor ihr. Aber eines legt sich von Jahr zu Jahr drückender wie eine furchtbare Verantwortung auf diese Menschen „wenn wir es nicht sagen, wenn wir es nicht machen, wer macht es dann? Keiner!“ . . . Und sie hat in den letzten Jahren erschreckt sehen müssen, daß die, die nach ihnen kommen, wieder in den alten Bahnen laufen, wieder in die alten Geleise gepreßt werden, und daß diese ohne Problematik sind.“

„Diese Leute (der Problematik) sind in fünfzehn Jahren Weltgeschichte so zerschunden und abgeschliffen worden, daß sie härter geworden sind, als jede andere Generation, älter und weise. Sie stehen auch den Werten, die nun einmal als erstrebenswert gelten, Geld, Macht, Ruhm und Anerkennung skeptischer, teilnahmsloser gegenüber. Was ist das alles: Geld, Macht und Ruhm? Ein Gewehrlauf bläst darüber hinweg und nichts bleibt übrig.“

„Die zweite Welle ist im Arücken.“ Das Eine spricht sicherlich aus den zitierten Beispielen: eine tiefgründige Fragestellung, eine Selbstbefragung des Deutschen auf die geistig-seelische Grundhaltung gegenüber

dem Dasein, seinem Schicksal. Und da tritt uns als besonders bemerkenswert der Umstand entgegen, daß eine Zeitschrift von Rang, die sich kritisch und gründlich mit der politischen Situation auseinandersetzt, die oben berührten Fragen in den Vordergrund der Diskussion stellt.

Auf anderer Stelle finden wir die Bemerkung: „Es gibt keine Krise der Institutionen, der Formen, es gibt nur immer eine Krise der Menschen! Es gibt keine Krise der Systeme, es gibt nur immer eine Krise der Charaktere. Und es gibt auch nicht jene Politik an sich, von der wir immer reden und an die wir glauben, es gibt nur immer die Haltung der Menschen!“

Darauf also kommt es an, auf den Menschen, der die Institution bildet, das System schafft, die Politik macht.

Und das ist vielleicht einer der schlimmsten Schäden unserer „zivilisierten“ Welt, daß sie uns den Maßstab für den Menschen verbogen hat.

Um ein sinnfälliges Beispiel zu nennen: warum bejubelt die Menge den Preisbörser, warum überschüttet man den mit Ehren, der sich sein Gesicht bis zur Unkenntlichkeit zerbläuen läßt, während der Staat den mit Gefängnisstrafe bedroht, der um der eigenen persönlichen Ehre wegen den Gegner zur Menfur fordert? Warum? Körperverletzung gibt es in beiden Fällen. „Diese Verschärfung (des Zweikampfsparagrafen) ist nur dadurch erklärbar, daß man hier einem Ehrenprinzip zu Leibe gehen und es ausrotten möchte.“ Man paßt sich der psychologischen Perspektive „des kleinen Mannes“ an, man senkt absichtlich das Wertniveau — und nennt diesen Fortschritt „Zivilisation“.

Was ist denn der eigentliche Grund dafür, daß es heute drüben in Deutschland so kläglich aussieht? Weil es die „kleinen Leute“ sind, die durch die Konjunktur der Nachkriegszeit hochgekommen sind (Berliner Magistrat!), Leute, denen das Pflichtbewußtsein als Ehrbegriff eine völlig unrentable, eine unwirtschaftliche Sache geworden ist!

Man freut sich der aufblühenden Handelsbeziehungen mit Sowjetrußland und vermeidet sorgfältig jeden lauten offiziellen Protest der schamlosen Bergewaltigung gegenüber, die kalten Blutes von den Sowjets den deutschen Kolonisten gegenüber in Szene gesetzt wird!

„Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft.“

„Womit soll sich denn fürderhin der Adel beschäftigen, da es von Tag zu Tag mehr den Anschein hat, daß es unanständig wird, sich mit Politik zu befassen,“ sagt Nietzsche.

Die „soziale Gerechtigkeit“ verlangte es, die „kleinen Leute“ zu Wort kommen zu lassen, die bisher „Unterdrückten, Enterbten“.

Und der „Erfolg“ ist nicht ausgeblieben, ein Tiefstand ohnegleichen, Würdelosigkeit und Gefinnungslosigkeit.

Diese „Zeichen der Zeit“ sind heute so eindeutig geworden, daß sie auch dem Stumpfsteinsten einleuchten. Die Reaktion wird und muß kommen, denn das Vertrauen zu der Führung der „Erfolgreichen“ ist dahin.

Es liegt in jedem Menschen, mag er noch so unkultiviert sein, ein Gefühl für Größe, für Abstand, Distanz — das sich nicht nur nach dem mehr oder weniger gefüllten Beutel richtet. Sogar beim primitivsten

Menschen zeigt sich dieses angeborene Abhängigkeitsgefühl von einem Höheren, Höchsten. Dieses Gefühl ist dem Zivilisationsmenschen verlorengegangen — es heißt „Ehrfurcht“ — ein Wort, ein Begriff, der sich nur auf Werte bezieht, die niemals mit dem Maßstabe des Verstandes gemessen oder berechnet werden können. Diese Werte sind Imponderabilien, jene unwägbaren Energien und geistig-seelischen Kräfte, die das Wesen der Persönlichkeit bestimmen, ihren sittlich-geistigen Charakter. Sollten wir wirklich für diese Werte so blind geworden sein, daß wir sie nicht erkennen können, oder wollen wir sie nicht erkennen?

„Es gibt einen Instinkt für den Rang, welcher mehr als alles, schon das Anzeichen eines hohen Ranges ist; es gibt eine Lust an den Mitancen der Ehrfurcht, die auf vornehme Abkunft und Gewohnheiten raten läßt. ... Zu weissen Aufgabe und Übung es gehört, Seelen auszuforschen, der wird sich in mancherlei Formen gerade dieser Kunst bedienen, um den letzten Wert einer Seele, die unverrückbare eingeborene Rangordnung, zu der sie gehört, festzustellen: er wird sie auf ihren Instinkt der Ehrfurcht hin auf die Probe stellen“ (Fr. Nietzsche).

Ist unsere eigene geistesgeschichtliche Vergangenheit nicht reich genug gewesen an Repräsentanten dieser Art, die uns zum hinaufschauen zwangen? Ist nicht dieses Vermögen, diese ehrfurchtsvolle Beugung vor dem Großen, Edlen, Erhabenen der Kern unseres Bluterbes, das Zeichen unseres Geblütes?

Wenn wir noch stolz darauf sein wollen, verantwortliche Träger der deutschen Kultur auf unserem weitvorgeschobenen Posten zu sein, so sei dies das Kennzeichen unserer Berufung: Ehrfurcht vor unserem besten traditionellen Erbgut, unbeugsame Gesinnung und der Wille zur Gemeinschaftsarbeit mit denen, die auf dem Boden des vornehmsten Wertstufenreiches stehen, die gleichen Geblütes sind.

Fünf Jahre hindurch hat unter Blatt versucht in der oben gekennzeichneten Richtung die Geister zu sammeln. Ob und inwieweit das gelungen ist, wird die Zeit lehren. Offene Gegnerschaft ist uns kaum begegnet, stillschweigende Ablehnung oder Gleichgültigkeit haben vielfach die Saat im Keim erstickt.

Wer die „Zeichen der Zeit“ zu deuten weiß, wird in der geistigen Wende in Deutschland dieselben grundlegenden Triebkräfte am Werk sehen, die unsere beste Vergangenheit, unsere geistige Kultur gebaut haben, die wir „vor dem Naturalismus und der Überwucherung durch die ökonomische Idee“ retten müssen, wenn wir noch den Anspruch erheben wollen, würdige Erben unserer Väter zu sein. Wer von diesem „Bluterbe“ nichts weiß oder nichts wissen will, gehört nicht zu uns. Diesen Trennungsfriede deutlich und unverrückbar zu ziehen, soll auch in Zukunft die Parole unseres Blattes bleiben, die in Goethes Worten so lauten möge:

„Sollte man zu jener scheinbar gerechten, aber parteiischtingrund-falschen Maxime stimmen, welche, dreist genug, fordert, wahre Toleranz müsse auch gegen Intoleranz tolerant sein? Keineswegs!

Intoleranz ist immer handelnd und wirkend, ihr kann auch nur durch intolerantes Handeln und Wirken gesteuert werden.“

Allen denen aber, die sich offen und ehrlich in Rat und Tat zu unserer Front bekannt haben, insbesondere unseren Mitarbeitern und Lesern drüben in Deutschland, und den Institutionen, die das fünfjährige Bestehen unseres Blattes opferwillig ermöglicht haben, sei unser aufrichtiger Dank gesagt.

Die Angst vor dem Einzelnen.

Von R. v. E.

Zu allen Zeiten gab es und gibt es den Kampf zwischen Individuum und Gemeinschaft, aber selten wohl ist der Kampf so einseitig für den Gemeinschaftsgedanken geführt worden, wie heute. Es sind nicht gerade die stärksten, schöpferischen Zeiten, die sich laut als berufene Vorkämpfer für die Gemeinschaftsidee anpreisen. Alle Demokratien der Welt haben sich dieses Mäntelchen um die Schultern gehängt, um ihr Recht zu erweisen, die Persönlichkeit auf das Niveau der Masse herabzudrücken, oder, falls dazu die Kraft fehlte, auszuschalten. Das pathetische Gerede vom Primat des Ganzen gegenüber dem Einzelnen wird dann am lautesten, wenn das Ganze seines inneren Gehalts, seines eigentlich bindenden Gedankens entleert ist. Denn zu solchen Zeiten droht die Gefahr, daß der Einzelne Repräsentant derjenigen wird, die sich um einen geistigen Mittelpunkt sammeln, die die leere Form mit neuem Inhalt füllen wollen. Die Angst vor dem Einzelnen ist immer Symptom der Schwäche und des sinkenden Vertrauens zur bauenden, werbenden Kraft der Gemeinschaftsidee.

Charakteristisch für solche Zeiten ist ja der Wunsch, durch äußere Mittel der Organisation oder Bürokratisierung das lauffähige Gebäude zu stützen, d. h. durch Mechanisierung den Verlust organischer Kräfte zu ersetzen. Der äußere Apparat, Wahlmodus und Kompetenzsphäre der einzelnen Institution werden nach Möglichkeit diesen Gesichtspunkten entsprechend strenger zentralisiert, bis schließlich jede eigene Initiative im weiteren Umfang geknebelt und alle Macht in den Händen des Repräsentanten der Gemeinschaft vereinigt ist. Dann ist die Demokratie auf dem besten Wege zur Diktatur.

Der Weg von der Demokratie zur Diktatur kann aber dem Wesen der Demokratie nach, da sie von Majoritätsbeschlüssen und dem reinsten Parlamentarismus abhängig ist, nur durch Mittel erreicht werden, die der Masse genehm sind. Das sind die Mittel der Demagogie im Gegensatz zu denen des wahren Führertums. Die Masse muß den Erfolg sehen, um an ihn zu glauben. Programme auf weite Sicht sind ausgeschlossen, da nur der reale Erfolg von heute auf morgen zugkräftig ist. Dabei darf der Demagog nicht vergessen, Interpret und Förderer der Masseninstinkte zu sein: das Recht eines brutalen Chauvinismus muß als nationales Recht verkündigt werden (Mussolini), oder die geschickte Konjunktur, falls die Machtverhältnisse ungünstig gruppiert sind, das höhere Bildungsniveau

muß in seinem Wert herabgesetzt werden, um das niedrige als vollwertig jedem erreichbar zu machen, die Wertverschiedenheit der Einzelpersonen muß nivelliert werden, damit niemand sich in seinem Recht geschmälert fühlt, die Gefinnungsgemeinschaft muß eine Interessengemeinschaft werden, damit jeder, der mit seinem persönlichen Interesse von ihr seinen Vorteil erwartet, als gleichberechtigtes Glied seinen Anteil erhält.

Fassen wir rein theoretisch das Verhältnis des Einzelnen zur Gemeinschaft ins Auge, so mag von diesem Standpunkt aus der Gedanke berechtigt sein, daß das Ganze dem Teil, die Gemeinschaft dem Einzelnen übergeordnet ist. Wenn wir zunächst von der menschlichen Gemeinschaft absehen, so können wir die Frage rein biologisch so stellen: ist die einzelne Zelle nur ausführendes und subordiniertes Organ des Zellverbandes, des Organs, und wiederum dieses nur abhängig vom Organismus, oder gibt die Zelle dem Organ, das Organ dem Organismus das Gepräge?

Diese Frage ist rein biologisch kaum eindeutig zu entscheiden. Die ersten Zellen, die sich in der aufsteigenden Tierreihe oder dem embryonalen Leben des Menschen soweit differenziert haben, d. h. auf spezifische Reize spezifisch reagieren — daß sie nunmehr auf den Reiz des Lichtstrahls empfindlich werden, bauen sich anfangs zu einem recht primitiven Sehorgan aus, welches dann mit der Zeit immer feinere Licht- und Farbenunterschiede dank der Entwicklung der Zellen und Zellgruppen wahrnimmt. Allem Anschein nach fällt doch die besondere Reaktion der ersten lichtempfindlichen Nervenzelle gewissermaßen aus dem Rahmen des Ganzen heraus, um dieses nun von innen her neu, andersartig zu gestalten. D. h. diese Zelle emanzipiert sich von der Idee der Gemeinschaft und baut eine neue, feiner gegliederte, differenziertere. Um nun aber das Prinzip der Unterordnung des Teiles unter das Ganze zu retten, könnte man sich mit dem Gedanken helfen, daß die differenzierte Zelle doch immerhin im Auftrage einer Idee — nämlich teleologisch, zielstrebig bestimmt — das Auge, das Sehorgan bildet, weil dieses im Bauplan vorgesehen ist. Aber auch bei dieser Annahme einer bereits vorbestimmten „Augen“-idee erhält diese ihre Verwirklichung, ihre Struktur erst durch die besondere Tätigkeit und die Entwicklung der für sie in Betracht kommenden Zellen.

Von einer völlig einseitigen Abhängigkeit des Teiles vom Ganzen kann hier also doch nicht die Rede sein — eher dürfte man hier von einem *Reziprozitätsverhältnis* sprechen.

Liegt nun nicht ein ganz ähnliches Verhältnis zwischen dem Einzelnen und der Menschengemeinschaft vor? Es ist doch ein recht abgebrachtes Schlagwort aus der Aufklärungszeit, daß die einschneidendsten historischen Tatlachen, die fast immer ihren Stempel von führenden Persönlichkeiten erhielten, sich durch die Milientheorie erklären und verstehen ließen. Die Umstände, die Zeitlage, der Zeitgeist — also im Grunde die unpersönliche Gesamtheit — forme und präge den Einzelnen und seine Tat, so daß er in ihr gewissermaßen Symbol, Organ dieses unpersönlichen Zeitgeistes oder der engeren Gemeinschaft werde, in die er gestellt ist. An dieser Theorie ist gewiß das eine richtig, daß auch die ausgepräg-

teste Persönlichkeit nicht nur zeitbedingt ist, sondern auch die Bereitschaft und Aufnahmefähigkeit seiner Mitmenschen die Tiefe und Weite seines Wirkungsbereichs bestimmt. Wir sind es aber doch längst gewohnt, bestimmten politischen oder geistigen Epochen unserer Geschichte den Namen der führenden Personen zu geben — sei es den eines Luther, eines Kant, Goethe, Friedrich des Großen oder Bismarck. Das heißt doch, daß die Geschichte den bestimmenden Einfluß dieser Männer auf den Umbruch, den Wandel des Zeitgeistes anerkennt. Damit ist aber auch der Sinn der Gemeinschaft durch sie ein anderer geworden, und zwar gerade durch den Umstand, daß sie sich nicht dem Gemeinschaftsgedanken ihrer Zeit fügten, sondern ihn für durchaus reformbedürftig hielten.

Der Glaubenssatz, daß dem Individuum nur insoweit das Recht auf seine individuelle Ausprägung zugestanden werden kann, als diese sich in den Dienst der Gemeinschaft stellt, ist also ohne Einschränkung nicht absolut gültig. Insbesondere gilt das für das Genie, das sich gerade dadurch auszeichnet, daß es Wegweiser für neue Gemeinschaftsformen und -inhalte wird, und wenn auch in geringerem Maße für Jeden, sofern er sich nicht nur als gefügiges Rad im Gemeinschaftsbetrieb betätigt, sondern sich als verantwortlicher Mitschöpfer an der Aufgabe der Gemeinschaft fühlt.

Ein weiterer Einwand gegen die Verallgemeinerung dieses Dienstverhältnisses des Einzelnen gegenüber der Gemeinschaft ist die fast unmögliche Abgrenzung des Gemeinschaftsbegriffes selbst. Findet der Gemeinschaftsbegriff keine Grenze im Stand, in den der Einzelne hineingeboren wurde, oder im Volkstum oder dem Staat, dem er vielleicht als Andersstämmiger zugehört, — oder noch weiter gefaßt in der europäischen Kulturgemeinschaft?

Je weiter und umfassender wir die Grenze ziehen, um so unbestimmter wird das Formgesetz, nach welchem die Gestaltung, die Prägung des Individuums vor sich gehen müßte. Wir kennen ja die Kosmopoliten reinsten Wassers, die im Sinne ihres Weltbürgertums hinter ihren verwaschenen Gesichtszügen kaum noch ihre nationale Art erkennen lassen!

Der sogenannte „gute Europäer“ ist sicherlich nicht das Idealbild eines Repräsentanten der Gemeinschaftsidee, wenn er auch für sich in besonderem Maße diesen Ehrentitel in Anspruch nimmt.

Je mehr der Umkreis der Gemeinschaft sich erweitert, um so unbestimmter und farbloser wird ihr Gepräge, um so unindividueller und unbestimmter der Träger dieser Idee. Dabei tritt uns ein eigentümlich charakteristischer Zug dieser Idealisten des Gemeinschaftsgedankens entgegen.

In allererster Linie gehört zum Begriff der Persönlichkeit, dem eigentlichen Sinn und Ziel aller individuellen Entwicklung, ihr festgeschlossener Charakter, oder besser gesagt, ihre zielsichere Gestaltungslinie, die sich als Gesinnung und Würde darstellt. Legen wir diesen Maßstab an den Persönlichkeitswert der heutigen Repräsentanten des weitgefaßten Gemeinschaftsgedankens, so tritt uns gerade in diesen charakteristischen Merkmalen ein peinliches Versagen entgegen. Mag der Pazifist reinsten Wassers von noch so idealen Wunschträumen eines friedlichen Weltbundes beseelt sein,

so können wir uns des Mißtrauens nicht erwehren, daß er damit zugleich auch seine Gesinnung und Würde preisgibt. Ja, auch bei denen, die ihre Gemeinschaftsgrenze enger stecken, nämlich beim Staat, zu dessen Gefüge sie als Fremdvolk, als Minorität gehören, werden wir ein gewisses Gefühl der Unsicherheit nicht los, da sich bei ihnen allzuleicht die politischen Direktiven, die ihnen durch ihr Volkstum gegeben sind, zugunsten der weiteren Gemeinschaft, des Staates, verschieben. Man mag sich hierbei noch so sehr durch die verschwommenen Begriffe einer „Staatsnation“ oder einer „Wilenskultur“ um eine saubere Klärung und Entscheidung herumdrücken, die engere Gemeinschaft, zu der sie dank ihrer Geburt, ihrer Sprache, ihres Glaubens gehören, wird dadurch nicht gestärkt, sondern geschwächt. Die größte Gefahr für die feste Struktur der engeren Gemeinschaft liegt in der Überbetonung der weiteren, zu der jene gerade als individuell ausgeprägte gehört. Alle Revolutionen, die alte Staatsformen oder ständische Gliederungen erschütterten oder zerbrachen, gingen von dem utopischen Evangelium der „Menschenrechte“ aus, vom Begriff der „sozialen Gerechtigkeit“, kurzum von Allgemeinbegriffen, die sich auf den weitesten Gemeinschaftsgedanken, den „der Menschheit“, stützten. Und das Resultat war meistens eine Neubildung innerhalb des betreffenden Staates, die in einer völligen Umschichtung der gesellschaftlichen Struktur bestand, wie wir es heute in fast sämtlichen staatlichen Neubildungen Europas beobachten können.

Die Angst vor dem Einzelnen — sei dieser Einzelne nun das Individuum oder der Stand, die gesellschaftliche Schicht oder das Volkstum innerhalb eines größeren Ganzen, führt zur Herrschaft der Minderwertigen.

Absichtlich haben wir hier Stand und gesellschaftliche Schicht auch als individuelle Ausprägungen größerer Gemeinschaften genannt. Die Strukturlosigkeit unserer nationalen Gemeinschaft hängt mit dem Verlust dieser engeren Bindungen ebenso zusammen, wie mit dem Verlust des Hauses, der Familie und ihrer traditionellen Sitte. Wenn heute überall der Ruf nach berufsständischer Gliederung laut wird, wenn in der Jugendbewegung die Bedeutung gesellschaftlicher Schichtung innerhalb der Gemeinschaft betont wird, so sind das deutliche Anzeichen dafür, daß der Gemeinschaftsbau dieser festeren inneren Struktur bedarf, um gesund und stark zu werden.

Ganz ebenso aber bedarf auch die Gemeinschaft vor allem des Einzelnen, der als Persönlichkeit erst vollbewußter und vollverantwortlicher Mitschöpfer und Träger des Gemeinschaftsgedankens und Hüter des traditionellen Erbgutes werden kann.

Die Angst vor dem Einzelnen ist ein ernstes Symptom des Niederganges, das wir nur dadurch bannen können, daß wir an seine Stelle wieder den altbaltischen Maßstab für den Wert der Persönlichkeit einsetzen.

An unsere Leser: Dank den Bemühungen der Freunde unseres Blattes und dem Entgegenkommen der Estl. Druckerei A.-G. ist die Fortführung unserer Monatsschrift in gleichem Umfang, wie im 2. Halbjahr 1929, auch für das kommende Jahr unter den gleichen Abonnementsbedingungen gesichert.

Die Schriftleitung.

fed. Stepun: „Wie war es möglich“.

Briefe eines russischen Offiziers ¹⁾.

In dem Vorwort zu seinem Buch schreibt der Verfasser: „Ob man die Kriegsliteratur „mag“ oder „nicht mag“, ist unwesentlich. Wesentlich ist dagegen, daß man die Kriegsdokumente studiert. Alles, was ich im Kriege an Frau, Mutter und Freunde geschrieben habe, ist zu dem vorliegenden Buche nicht etwa ergänzt oder umgeformt, sondern ausschließlich zusammengestrichen worden.“

Die Briefe durften unter dem zaristischen Regime nur in stark verstümmelter Form erscheinen: sie waren für die damalige Zensur zu „pazifistisch“ und zu „germanophil“. Der Bolschewismus hat ihre Verbreitung überhaupt verboten: und in der Tat sind sie alles andere, als eine pazifistische Schreckensrobie zur Verherrlichung des Bürgerkrieges.“

Die „friedliche Grundstimmung“ des Buches könnte, so meint der Verfasser, von vielen auf den Unterschied zwischen West- und Ostfront bezogen werden. „Ohne die relative Richtigkeit dieser ungenügenden Erklärung zu bestreiten, möchte ich darauf hinweisen, daß mir der Unterschied des östlichen und westlichen Menschen für die Erklärung meines Kriegserlebnisses noch sehr viel bedeutender zu sein scheint.“

Schon in diesen kurzen einleitenden Worten tritt uns das vertraute Gesicht des Verfassers des tiefsinnigen Romans „Die Liebe des Nikolai Perejlegin“ entgegen: mit knappen, fast dünnen Worten ist mit der Gegenüberstellung von „Ost- und Westfront“ und der des „östlichen und westlichen Menschen“ das Problem völlig von den Tatsachen, vom Schicksal in die Seele des erlebenden Menschen verlegt: wie sehe ich die Dinge, auf welche Art Seele wirken die Dinge ein? Das ist die Frage. Und der erfrischende Sarkasmus, der in der Begründung des Buchverbotes von seiten der Showjetzensur liegt: diese Herren drüben, die täglich wehrlose Opfer hinschlachten oder verhungern lassen, die unentwegt einen geräuschlosen einseitigen Bürgerkrieg gegen alle führen, die sich ihren Segnungen standhaft widersetzen — tun den ehrlichen Krieg, Mann gegen Mann, in Acht und Bann, weil sie „im Prinzip“ Pazifisten sind!

Stepuns Buch wird in Europa gelesen und besprochen werden, denn es erfasst das Problem des Krieges von einer völlig anderen Denkebene aus, als die meisten der den Büchermarkt überschwemmenden Kriegsliteratur. Und insbesondere uns Balken geht dieses Buch in hohem Maße an, denn wie wir räumlich und historisch, steht der Verfasser geistig auf der Grenzscheide zwischen Ost und West, er blutsverwandt mit jenem, wir mit diesem. Dazu kommt noch als weiteres Bindeglied für das gegenseitige Verstehen, das rückhaltlos offene und unbestechliche Auge des Autors für die verrotten Zustände in Rußland und das immer unheimlicher beschleunigte Tempo des inneren Zerfalles. Der durch die Doppelnatur der östlichen und west-

¹⁾ Carl Hanser. Verlag. München.

lichen Denkart gegebene Zwiespalt in seiner Seele spielt sich natürlich anders getönt ab, als bei uns Balten, aber gerade der Umstand, daß für Stepun das Deutsche nicht nur im Sinne des preußischen Stils — System, Ordnung, Pflichterfüllung und Denkgründlichkeit bedeutet — sondern er in ihm auch das Seelische, das mystische Element als verwandt empfindet, das nähert seine Auffassung der unsrigen.

Es ist eine harte Kritik, die Stepun bei seinem Vergleich von deutschem und russischem Wesen an jenes anlegt, aber es ist die von einer tiefen Liebe zum wesenhaft Deutschen diktierte Kritik. „Ich bin kein Verteidiger des Dilettantismus und habe große Achtung vor Berufskenntnissen und Können. Die Deutschen schätzen das natürlich noch höher als ich. Warum begreifen sie denn heute nicht, was sie einmal sehr wohl gewußt haben, daß Leben auch ein Beruf ist, der sowohl Inspiration wie Meisterschaft erfordert. Gott, was sind die meisten Deutschen, Droschkenfutcher, Professoren und sogar Schauspieler, für Dilettanten des Lebens! . . . Ich will nur sagen, daß ich durchaus begreife, wie fremd dem russischen Intellektuellen mit seiner artistischen Ader und Weite, mit seinem Suchen nicht nur nach Wissen, sondern nach Weltanschauung . . . wie fremd ihm das heutige Deutschland sein muß mit seinen erzenen Schutzmannern, seinen Beamtenolympiern, seinem durchgeführten Beamtenprofessionalismus und seinem sturen Blick aufdringlicher Gesetzmäßigkeit.“

Aber bald folgt die Korrektur dieser einseitigen Kritik, die „mit einer unbegreiflichen Kurzsichtigkeit alle charakteristischen Erscheinungen der deutschen Kultur“ übersieht.

„Übersehen wird sowohl die Tiefenmystik von Jakob Böhme und Effe-
hard, wie auch der ontologische Symbolismus Goethe'scher Kunst mit ihrem Kultus des Ewig-Weiblichen, übersehen wird, daß Deutschland die geistige Heimat der Musik . . . wie auch die Tatsache, daß die deutsche Metaphysik und der deutsche Transzendentalismus als die einzigen würdigen Nachfolger der genialen philosophischen Spekulation Griechenlands dastehen, übersehen wird mit einem Wort der Grundzug deutschen Wesens — die Bestimmtheit des geistigen Antlitzes und der Lebenswege des deutschen Volkes durch absolute Werte religiöser Ordnung.“

Das ist das „Deutschtum von Jena und Weimar“, das heute vom „industriellen Deutschland Berlins, Mannheims und Essens“ überschattet, in den Hintergrund gedrängt ist.

„Den Krieg hat uns das junge aufsteigende „Deutschland“ erklärt. Aber es führt ihn mit den Kräften des alten idealistischen Deutschthums.“

„Wenn in der Geschichte ein Sinn und eine Gerechtigkeit lebt, dann muß der Sinn dieses Krieges sich für Deutschland offenbaren in der Rückkehr seines Volkes über den Weg der Leiden und Heimsuchungen unserer grauenvollen Tage in den Schoß seines wahren geistigen Wesens im Siege Weimars über Essen, im Siege Rants über Krupp.“

„Damit das Deutschtum nicht vergeht, muß es das heutige Deutschland in sich überwinden. Du verstehst mich, ich meine das alles nicht romantisch, sondern religiös.“

Gehen nicht in der gleichen Richtung die meisten Warnerstimmen von deutscher Seite! Und nun betont Stepun die sich ergänzende geistig-seelische Verwandtschaft Deutschlands und Rußlands, ein in ihrer Gegenfälligkeit „auf einander Angewiesensein“.

„Niemals können die besten Männer des wahren Deutschlands England und Frankreich als ihnen verwandt und nahestehend empfinden. Sie können es nicht, weil der Flug des deutschen Genius dem Geiste dieser „führenden Völker“ immer fremd gewesen ist. Tief bedeutend sind die Worte Stendhals, daß die deutsche Philosophie einem stillen und unschädlichen Wahnsinn gleiche.“

Und nun die „Wahlverwandtschaft“ zwischen Rußland und Deutschland. „Mir scheint nämlich Deutschland das Absolute in seinem rational-geistigen Aspekt zu besitzen“ — „Rußland dagegen ist das Absolute vor allen Dingen in seinem irrationalen Aspekt gegeben. Es wird bei uns nicht so sehr begriffen, wie er lebt. Nicht so sehr erschaut, als erlitten. Das helle Licht des Tages verschwindet bei uns gar zu häufig im dunklen Flammengedängel des unerleuchtbaren Gros.“ Die Verwandtschaft und Gegenfälligkeit von Deutschland und Rußland sind die „von Metaphysik und Mythik.“

„Dem deutschen Gewissen droht die Gefahr der kritischen Erstarrung. Über der russischen Prophetie lagert das Dämmern des Chaos und der Gewissenlosigkeit.“

Hier sind durch das Seelenerlebnis des Krieges Tiefenprobleme aufgerührt, die hoch über den Tatsachen oder der Frage nach Militarismus oder Pazifismus stehen.

Dem stehen wieder Erlebnisse hinter der Front, in Moskau gegenüber, wo in einer Art Karnevalsstimmung für die „armen Verwundeten“ gesammelt wird.

„Moskau hatte sich in ein Venedig verwandelt — auf seiner Hauptstraße schäumte der Karneval. Nun — Gott sei Dank! Wir können unsere Stimmung durch die Schrecknisse des Krieges nicht knebeln lassen. Ehre unserer Aufrichtigkeit. — Warum denn auch der Sure Babylon ein Feigenblatt vorkleben!“ ...

Stepun begegnet einer deutschen Patrouille mit ihrem Offizier, die gefangen wurde. Er spricht mit ihnen, „dabei suchte in keinem ihrer Gesichter auch nur ein Muskel. Es war, als ob diese Leute zwar eine Seele, aber keine Nerven hätten, und ich mußte an die Worte Hindenburgs denken, daß derjenige siegen würde, der die besseren Nerven hätte.“

Im Oktober 1915 fällt sein Freund Wilsar in den Kämpfen um Auß (Aurland). Hier erstarrt die zerrissene Seele des Überlebenden vor einem ungelösten Rätsel: „Wenn der Krieg, wie seine Verfechter träumen, den Sinn haben soll, aus dem Kampf gegenfälliger Tendenzen und Interessen einen neuen harmonischen Menschen herauszuschmieden, so wird dieser Mensch notwendig vom Typus Wilsars sein müssen. In ihm hat der Krieg gewissermaßen seinen Zweck, sein Ideal, seinen Sinn gemordet.“

Und darum ist mit seinem Tod alles ringsumher dunkel, blind und sinnlos geworden. Ach, wie schwer ist es zu leben, wie grenzenlos schwer . . .“

In Regen, Kälte und Finsternis geleiten die Kameraden zu Pferde die Leiche nach Riga, wo die Beerdigungsfeier in der lutherischen Kapelle stattfindet.

„In der Kapelle schien alles unglaublich, fiesam und verworren. Der Krieg mit den Deutschen. Der von den Deutschen getötete Halbdeutsche Wiljar. Der deutsche Pastor, der in deutscher Sprache Gott dem Herrn dafür dankte, daß er Wiljar für würdig befunden, den Heldentod für die gerechte Sache des russischen Zaren zu sterben. Mein Gott, was für eine unsagbare, unaussprechbare Lüge! Und an welchem Ort! Im Tempel Gottes . . . Angesichts der tragischen Wahrheit von Wiljars Tod.“

So jäh wechselt Betrachtung und Erlebnis, Grauen des Krieges und momentan vergessende Fröhlichkeit — die fiesam eigenwillige Melodik einer tiefen und wahren Menschenseele, der ein Gott gegeben hat „zu jagen“, was sie gelebt und gelitten hat.

R. v. E.

Deutsches Volkstum in der Welt

von

Maria Kahle¹⁾.

Vor mir liegt das Buch vom Auslandsdeutschtum, das Hohelied vom „deutschen Volkstum in der Welt“, in dessen heroisch-herben Rhythmen die starke und gläubige Seele der Dichterin widerklingt. Mit eigenhändiger, fast männlich charaktervoller Schrift stehen da eingangs die Worte aus Maria Kahles „An die Balten“:

„Die im Massentum verharden,
Werden dich nie verstehen
Und du kannst sie nichts lehren,
Stolzer Kämpferstamm im Norden.
Aber die einsam im Volke gehn
Und dennoch glauben, trotz Scham und Leid,
Und ringen um deutsche Wesenheit,
Ihnen bist du Vorbild geworden,
Das sie verehren!“

Sa, ringen wir noch um „deutsche Wesenheit“? Verdienen wir noch diesen ehrerbietigen Gruß, der doch wohl in allererster Linie denen gilt, die nicht mehr sind, die für unsere deutsche Heimat gekämpft und dahingegangen sind, oder die heute, enterbt und entrechtet, doch noch das altbaltische Panier hochhalten?

¹⁾ Weimarer Verlag. G. m. b. H. Weimar.

Diese Gedichte im Gewand von Poesie und Prosa sind vom heiligen Feuer der Heimatliebe durchglüht, von heroischer Begeisterung getragen, sie sollen wecken und sammeln! Fast fremd klingen solche Töne in unsere alltagsmüden Ohren, in unsere flügel Lahmen Seelen.

Es gibt große Entscheidungsstunden im Leben des Einzelnen wie des Volkes, in denen das Schicksal wie eine drohende Gewitterwolke dicht über uns steht, in denen sich all unser bisheriges Erleben zusammenballt in ein gewaltiges „Entweder — Oder“, wo die Frage an jeden von uns gestellt wird, ob er „standhält“! Aus solchen Augenblicken wird aus demütiger Ergebung und Bitte die heroische Tat geboren. „Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten“.

Das ist es, daß uns heute der Schicksalsruf der Dichterin fremd anmutet! Die Entscheidungsstunde ist da, aber wir fühlen sie nicht mehr als solche, weil sie nicht nur Stunde und Tag blieb, sondern weil sie Tage, Monate, Jahre währt! Wir haben uns mit ihr „auseinandergesetzt“, der drückende Alltag hat das Heroische in uns erstickt, das „Wesenhafte“ ertötet.

Aber gerade deshalb hat Maria Kahle recht, wenn sie uns mit diesen „unzeitgemäßen“ Liedern und Erzählungen aus dem deutschen Volkstum in aller Welt, in Argentinien, Brasilien, in den Karpathen und Siebenbürgen, im Banat, Tirol und im Baltenlande aufrütteln will zu dem „Werde, was du bist“ — denn „es liegt eine tiefe Tragik über diesem Volke, das vor den Wundern der Fremde allzu ehrfürchtig und voll kindergläubigen Staunens steht und nicht weiß, daß es viel Besseres, Tieferes, Gottesinnigeres in seinem eigenen Hause hat... In Fernen strebt er und besitzt sein Eigenes nicht... Erst wenn es um Sein oder Nichtsein geht, wächst dies Volk über sich hinaus in reinste, gottnahe Deutscherheit hinein...“

Möge dieses echtdeutsche Dichterbuch zum Gewissensruf für uns Deutsche werden, daß es heute ebenso, wie vor zehn Jahren, immer noch um Sein oder Nichtsein geht, daß auch heute noch die Entscheidungsstunde nicht vorüber ist, die von einem jeden von uns den Heldenmut des Glaubens an unsere deutsche Aufgabe verlangt:

„Wann aber starb ein Volk, des Glaubens stark
Und immer Quelle voll, gewaltbezwungen?
Die Kette beugt, doch schnürt sie nicht ins Mark
Und ist uns nicht ins Herz und Hirn gedrungen.
Sie wird verwittern. Unser Blut wird treiben
Durch Not und Mühlsal, wird im Drang bestehn.
Wir werden Lug und Trug erblassen sehn.
Heut Sieger sie. Doch wer wird Sieger bleiben?“

(Aus Kolbenheyer „Versailles“.)

R. v. E.

Archäologisches.

Rom, im September

Die Nachricht, in diesem Monat wurden unter persönlicher Leitung des Etruskologen Professor Minto bei Massa Marittima archäologische Ausgrabungen auf breiter Basis in Angriff genommen, um eine große, offenbar der Vetulonischen Kultur angehörige Nekropolis freizulegen, hat in der ganzen gebildeten Welt starkes Interesse hervorgerufen. Damit ist die uralte Streitfrage nach der Etruskerstadt Vetulonia wieder wachgeworden, die zwischen 1884 und 1894 zu einem heftigen archäologischen Kleinkrieg geführt hatte, in dem sich als die wichtigsten „Heerführer“ die Professoren Sisdoro Falchi und De Bauli gegenüberstanden. Professor Falchi versocht, gestützt auf vorwiegend historische Argumente, die These, Vetulonia könne nur an der Stelle des heutigen Colonna gelegen haben. Professor De Bauli hingegen behauptete auf Grund seiner topographischen Kenntnisse und gewisser traditioneller Elemente, dieses bedeutende etruskische Zentrum sei nirgends anders zu finden, als in der Gegend von Poggio Castiglione bei Massa Marittima. Eine dritte Hypothese stellte Professor Milani auf, der als Oberintendant für die etruskischen Altertümer in jenen Tagen als einer der größten Fachmänner galt, die Hypothese, es habe zwei Vetulonia gegeben: ein etruskisches zu Colonna und ein „römisches“ zu Poggio Castiglione.

Nachgrabungen, die allein zum Ziele führen konnten, anzustellen, fehlte es an Geld und wohl auch an Interesse. Bis dann die Etruskologie wieder eine Blütezeit erlebte und der Allstaatliche Etruskologen-Kongreß zu Florenz der Forschung neue Wege wies. Mehr und mehr wuchs die Ueberzeugung, daß im Gebiet von Massa Marittima nicht bloß die Etrusker, sondern auch andere primitive Völker gelebt haben, weil die natürlichen Bodenschätze und die zahlreichen Höhlen darauf hinzuweisen scheinen. Kürzlich ging nun der königliche italienische Honorarinspektor Professor Gaetano Badii, der sich seit geraumer Zeit ausschließlich auf das Studium der etruskischen und voretruskischen Altertümer verlegt hat, an die Erforschung dieser Zone, die etwa halben Wegs zwischen Livorno und Orbetello zu suchen ist. Es wurde eine ausgedehnte Nekropolis entdeckt, deren einzelne Höhlen zahlreiche aus Stein und Knochen verfertigte Gegenstände enthalten, die für die Geschichte des ganzen Gebietes von größter Bedeutung sind. Das Wichtigste aber ist die Aufdeckung von Hunderten von Brunnen zweifellos aus etruskischer Zeit, womit einwandfrei erwiesen ist, daß in der Umgebung von Massa in jener Epoche ein Zentrum regster menschlicher Tätigkeit vorhanden war, ein stark bevölkertes Zentrum, das, wie bereits heute zu erkennen ist, längs des Brunaflüßchens bis zum Meere hinunterreichte. Es ist mithin leicht verständlich, daß den jetzt begonnenen Ausgrabungen in der Gelehrtenwelt mit ungeheurer Spannung entgegengesehen wird.

Der Frankfurter Goethepreis, der in einer Summe von RMk. 10.000 besteht und jährlich am 28. August, dem Geburtstag Goethes, einer Persönlichkeit zugesprochen wird, deren schöpferisches Wirken einer dem Andenken des größten Sohnes der Stadt Frankfurt gewidmeten Ehrung würdig ist, wurde in diesem Jahre dem Philosophen Leopold Ziegler in Karlsruhe zugesprochen. In der laudatio des diesjährigen Preises heißt es u. a., daß die Stadt Frankfurt in diesem Jahre den von ihr gestifteten Goethepreis verliehen hat dem durch seine Ergründung der unsere Zeit auf das gegensätzlichste bewegenden Fragen und durch seine schöpferische Neugestaltung richtungsweisender Ideen zu geistigem Führertum berufenen Denker, dem durch die Klarheit, Kraft und Wissenschaftlichkeit seiner Sprache ausgezeichneten Verfasser der Bücher „Gestaltwandel der Götter“ und „Das heilige Reich der Deutschen“ Leopold Ziegler aus Karlsruhe in der Absicht, durch die Hervorhebung seines kühnen und über die Fachgebiete der Philosophie hinausragenden Gesamtwerkes auf die Bedeutung einer der großen Werten europäischer Geistesgestaltung zugewandten, lebensnahen Haltung hinzuweisen und hohe Bestrebungen zu fördern, die auf die Prägung eines Zeitalters sichtbarer Erneuerung gerichtet sind.

Inhaltsverzeichnis des 5. Jahrgangs 1929.

- N. v. A—ff. über das Leben. 9. 133.
 Baskin, D. Das Wandern der Kontinente. 8. 122.
 Berdjajew, N. Der Sinn des Schaffens. (Bespr. v. Alau). 17. 269.
 Butterfass. Triebkräfte des Lebens. 14. 215.
 — Das öffentliche Vertrauen, ein unterschätzter pol. Faktor. 17. 257.
 Christiansen, B. Das Gesicht unserer Zeit. 16. 241.
 N. v. C. Zum neuen Jahr. 1. 3.
 — Rückblick. 1. 5
 — Nachdenkliches a. d. 1. Jahrgang „Aus deutsch. Geistesarbeit“. 1. 10.
 — „Wider das Geschlecht der Melanchthoniden“. (Ref.) 1. 13.
 — Die deutschen Forschungsstätten. 3. 46.
 — Sport und Bildung. 4. 57. u. 5. 75.
 — Die Liebe des Nikolai Pereslegin-Stepun. (Bespr.) 6. 81.
 — Urentwicklung des Menschen, von Neuberg. (Bespr.) 10. 145.
 — Erlesenes aus dem „Deutschen Volkstum“, v. W. Stapel. 10. 156.
 — Die Befreiung Rigas 22. Mai 1919. 10. 160.
 — Seelsorger und Arzt. 11. 161.
 — An unsere Leser. 12. 177.
 — Baltische Tradition. 13. 194.
 — „Baltisches Geistesleben“. 14. 220.
 — Stillblüten des demokratischen Zeitgeistes. 14. 224.
 — Eroica — Erotica. 15. 225.
 — Erlesenes. 15. 240.
 — Broder Christiansen: Das Gesicht unserer Zeit. (Bespr.) 16. 241.
 — Zum Problem der Generationen. 16. 246.
 — Burch. v. Schrend. 18. 273.
 — Zum Jahreschluß. 18. 278.
 — Die Angst vor d. Einzelnen. 18. 285.
 — Stepun „Wie war es möglich“ (Bespr.). 18. 289.
 — M. Kahle „Deutsches Volkstum“ (Bespr.). 18. 292.
 Engelhardt, W. v. Physiognomie in der Gartenkunst. 10. 172.
 Fischer, Alois. Die gegenwärtige Weltlage u. d. Schwierigkeiten der Erziehung. 8. 113.
 — Die Krisis des Staatsgedankens in der Gegenwart. 8. 120.
 Giere, W. „Balt. Geistesleben“. (Bespr.). 2. 31.
 Glum. Die Einweihung des Harnack-Hauses i. Berlin-Dahlem. 12. 189.

- Heinze, W. Neue Forschungen über die Heilbarkeit org. Leiden durch suggestive Beeinflussung. 6. 94.
- Hollweg. Der Kaiser und die Seemacht. 3. 33.
- Jaeger, W. über Ursprung u. Kreislauf des philosophischen Lebensideals. 7. 97.
- Krauß, M. Die Liebe des Nikolai Pereslegin-Stepun. (Bespr.) 1. 15.
- Zu Lessings Gedächtnis. 4. 49.
- Gedanken u. Studien zum Problem des Tragischen. 9. 129.
- Klages, L. Handschrift und Charakter. 2. 28.
- Die Psychologie des Verbrechers. 8. 126.
- Klau, W. Der Sinn des Schaffens, v. Verdjajew (Bespr.). 17. 269.
- Koelsch, A. Wärmetod des Universums? 9. 140.
- Körner, J. Auferstehende Romantik! 16. 254.
- Lange, G. Zur Überwindung der mechanischen Welt. 15. 237.
- Lehbert, S. Fichtes Gedanken über den Staat. 12. 178.
- Naumann, J. W. Lessings Sinngedichte. 7. 109.
- Neubauer, C. „Goethes religiöses Erleben“. 13. 193. u. 14. 209.
- Neuberg, A. Urentwicklung des Menschen. 10. 145.
- Nicksche, Friedrich. Also sprach Zarathustra: 1. 1.
- Norden, Ed. Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf. 2. 17.
- Persson, A. Ein argivisches Fürstengrab. 12. 186.
- Reck-Malleczewen, Fr. Das Antlitz Amerikas! 5. 70. u. 6. 87.
- Reinhardt, Max. Vom heutigen Theater. 13. 205.
- Schulmann, S. v. Gedanken über den Künstler. 11. 167.
- Das Mysterium des Nades. 15. 222.
- Sellheim. Das Problem des Geburtenrückganges. 7. 106.
- Sokolowski, P. Die Versandung Europas. (Bespr. v. Stillmark). 17. 265.
- Stapel, W. „Deutsches Volkstum“, Erlebtes v. R. v. Engelhardt. 10. 156.
- Kritiken über „Deutsches Volkstum“. 10. 158.
- Stepun, J. Theater, Kunst u. Publikum. 13. 207—208.
- Stillmark, W. Zum Bildungsproblem der Gegenwart. 5. 65.
- R. Krannhals, Das org. Weltbild. (Bespr.). 7. 100.
- Die Krisis des Staatsgedankens in der Gegenwart, A. Fischer (Ref.) 8. 120.
- Die gegenwärtige Weltlage und die Schwierigkeiten der Erziehung, v. A. Fischer (Bespr.). 8. 113.
- Neubauer, Goethes religiöses Erleben. (Bespr.). 14. 209.
- Triebkräfte des Lebens, von Buttersack (Ref.). 14. 215.
- Sokolowski, „Die Versandung Europas“. (Bespr.). 17. 265.
- Uexküll, J. v. Welt und Umwelt; I. 2. 20.
- Welt und Umwelt; II. (Schluß). 3. 36.
- Die mißverstandene Umweltlehre. 4. 59.
- Walther, J. Deutschland, die natürlichen Grundlagen seiner Kultur. (Ref.). 9. 143.
- Wandreh, C. Dem sechzigjährigen Hans Pfikner. 12. 181.
- Warncke. Vom modernen Schulzeichnen in Deutschland. 12. 190.
- Weiß, S. Der Kämpfer des Geistes, Wilh. Willige (Bespr.). 7. 112.
- Weickmann, L. Fortschritte der Wettervorhersage. 10. 153.
- Wendt, G. v. Der gegenwärtige Stand des Krebsproblems. 4. 61.
- Westphal, W. Fritz Haber. 2. 26.
- Willige, W. Der Kämpfer des Geistes. (Bespr. v. S. Weiß). 7. 112.
- Wistinghausen, W. v. Talent und Routine. 13. 200.
- Wolfskehl, R. Aegyptische Kunst. 14. 223.
- Wolterck, S. Gibt es Grenzen zwischen „belebter“ u. „unbelebter“ Materie? 9. 137.

Schriftleitung: Dorpat, Mühlestr. 4. * Verantwortlicher Schriftleiter: Direktor W. Stillmark. * Herausgeber: Prof. Dr. Ernst Masing, Direktor Alfred Walter. * Bezugspreis: für ein Halbjahr 150 Kr. mit Zust. 1.60 Kr.; Deutschl. 2 Rmk.; Vettl. 2.25 Rk. Einzelnummer 0.25 Kr. * Best. empfängt: die Geschäftsstelle d. „Revaler Boten“, Reval, Raderstr. 10. Postfach 51. * Zustellen (laut Konto „Eistl. Verlagsgesellschaft Wobd. Kentmann & Co.“) — in Riga: Rigaer Kreditbank; in Deutschland: Postfachkonto Berlin 122602.